Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber:

Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle

Heidelberg, Landfriedstraße 5

13. Jahrgang 1939

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

399514

GT1
.J12

P.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des 13. Jahrgangs.

Seite

Abhandlungen:

Eugen Fehrle, Böhmen und Mähren 1

Karl Otto Frey, Volk, Heimat, Vaterland 3

Karl Michael Komma, Vom Wesen der tschechischen Volksmusik 9

Ferdinand Herrmann, Vor- und frühgeschichtliche Formen und Sinnbilder in der Volkskunst des Ober-Etschgebietes 13

Albert Becker, Volkskundliches aus der Reformationszeit . . . 28

Gerhard Eis, Pferdekundliches aus Böhmen 34

Richard Hünnerkopf, Staatsgewalt und Selbsthilfe in der isländischen Saga 57

Ferdinand Herrmann, Das Federkielsticken 73

Richard Hünnerkopf, Von bäuerlichen Rechts- und Ehrenhändeln 86

Hermann Phleps, Haferkasten aus Vorhalle, Stadtkreis Hagen i. W., mit Nebenstellen einiger ihm verwandter Gefügearten . . 90

Seite

Heinrich Winter, Alte Pflugumzüge 93

Albert Becker, Zur Geschichte des oberrheinischen Bänkelsangs . 100

Albert Becker, Riesenhaftes im Brauchtum und Glauben . . . 102

Maria Riffel, Volkskunde und völkisch-politische Anthropologie . 104

Ernst Christmann, Welcher Brauch ist mit dem alten Namen „Räderschieben" oder „Radscheiben" gemeint? 117

Ferdinand Herrmann, Zu Grundfragen der italienischen Volkskunde 121

Kleinere Mitteilungen:

Albert Becker, 60 Jahre alt, von Eugen Fehrle 33

Hans Thoma, von E. F. 68

Der Johann-Peter-Hebel-Preis, von E. F. 69

Der Hohenstoffeln, von E. F. . . . 70

Entgegnung, von K. Hofmann . 130

Bücherbesprechungen 71, 133

Digitized by Google

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Herausgeber: Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Landfriedstraße 5

1. Heft 13. Jahrgang 1939

Böhmen und Mähren.

Von **Prof. Dr. Eugen Fehrle**, Heidelberg.

Böhmen und Mähren sind heute wieder der Oberhoheit des Deutschen Reiches unterstellt. Damit sind zwei Länder, die jahrhundertelang zu uns gehörten, in denen viele treue Deutschen wohnen, die seit Beginn unserer Geschichte deutsche Art stark und innig bewahrt haben, wieder mit dem Reich verbunden. Wir grüßen von der Südwestgrenze des Reiches her unsere Brüder und Schwestern im Osten von ganzem Herzen und freuen uns, daß sie jetzt wieder offen und frei deutsche Art kundtun dürfen. Die Volkskunde kann mehr als jede andere Wissenschaft zeigen, wie unsere Brüder und Schwestern mit ihrem Herzblut treudeutsch geblieben sind. In Brauch und Sinnbild zeigt sich germanisch-deutsches Wesen dort, ob wir den Jahreslauf der Feste anschauen, ob wir den Gang des Menschenlebens betrachten, ob wir mit unseren Volksgenossen dort Lieder singen, überall kerndeutsche Art! Ja, da und dort ist sie besser bewahrt als bei uns. Denn viele dieser Deutschen lebten von fremdem, bisweilen feindlichem Volkstum umgeben, lange für sich wie auf einer deutschen Insel und haben in dieser Abgeschlossenheit alte Sitte zäher bewahrt als manche Stämme im Altreich, die im Strome städtischer Zivilisation und europäischer Entwicklung Altheimisches einer Allerweltsbildung zulieb öfters aufgegeben oder wenigstens umgeändert haben.

Die Beziehungen zwischen unserem Grenzgau im Südwesten und dem böhmisch-mährischen Grenzgau waren immer wieder gepflegt. In Mittelbaden, besonders Rastatt, erinnern noch mehrere Kunstwerke an die Baumeisterfamilie Rohrer, die aus ihrer böhmischen Heimat hierher berufen wurde und hier stolze Bauten aufführte. (Anna Marie Renner in der Sonntagsbeilage des „Führer" vom 11. Juni 1939.)

Andererseits wirkten viele Künstler aus dem südwestdeutschen Raum in Böhmen. Ich denke z. B. an Peter Parler aus Schwäbisch-Gmünd, dem Böhmen herrliche Werke verdankt (G. Fochler-Hauke, Deutscher Volksboden und deutsches Volkstum in der Tschechoslowakei, 1937, 246 f.).

Was sich zwischen den Grenzgauen abspielte, gilt für das ganze Reich und seine Beziehungen zum Osten: Prag ist in seinem Aufbau und in seiner Kultur eine deutsche Stadt. Böhmens und Mährens kulturelle Blüte ist ohne ständige deutsche Befruchtung gar nicht zu denken.

Digitized by Google

Unserer Wissenschaft wird es weniger obliegen, das Zusammenwirken zwischen Böhmen und Mähren mit den anderen Teilen des Reiches im Verlauf der Geschichte zu zeigen, als vielmehr den germanisch-deutschen Wesenszügen unserer Brüder und Schwestern im Osten nachzuspüren und so das Bild von deutscher Art über ganz Großdeutschland zu vervollständigen.

Wir in der Volkskunde haben, gerade von Heidelberg aus, immer den Verkehr mit den Gauen Böhmen und Mähren gepflegt. Schon kurz nach 1900, als wir hier den badischen Verein für Volkskunde gründeten, traten wir in Beziehungen zu Böhmen und Mähren. Wir tauschten unsere Schriften aus: Unser Egerland, die deutsch-mährisch-schlesische Heimat, die Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde stehen neben den Büchern über das Volkstum in den Grenzgauen des Ostens seit Jahren in unseren Büchereien. So hoffen wir auch, mit der neu begründeten Zeitschrift: „Deutsche Volksforschung in Böhmen und Mähren", in der einzelne Zeitschriften, die bisher getrennt erschienen sind, zusammengefaßt werden und in welcher, der neuen Einstellung volkskundlicher Forschung entsprechend, weitere Ziele verfolgt werden, in regen geistigen Austausch zu kommen. Dabei werden wir uns immer wieder dessen bewußt bleiben, daß wir an der Westgrenze des Reiches ebenso ernste Aufgaben für die Wahrung unseres Volkstums haben, wie unsere Kameraden in den Grenzgauen des Ostens, und wir werden uns über den weiten Raum des großen deutschen Vaterlandes weg stets die Hand reichen zu treuer Zusammenarbeit im Dienste des deutschen Volkstums und seines großen Führers Adolf Hitler.

Digitized by Google

Volk, Heimat, Vaterland.

Eine deutsch-nationalsozialistische Besinnung.

Von **Karl Otto Frey**, Heidelberg-Rohrbach.

Als Gottfried Herder aus dieser Welt scheiden mußte, sollen seine letzten Worte gewesen sein: „Gebt mir eine große Idee, daß ich daran gesunde!"

Wir wollen uns hier auf eine wahrhaft große Idee besinnen, an der nicht bloß ein einzelner, an der ein ganzes Volk gesunden und gesund erhalten bleiben kann. Diese Idee lautet: „Volk, Heimat, Vaterland!"

Sie ist der herrlichste Dreiklang, der die deutsche Seele mit ungemessenem Stolze zu erfüllen vermag. Sie ist die Dreiheiligkeit, von der die deutsche Seele lebt. Sie ist unsere unüberwindliche Dreieinigkeit, in die all unser Wollen, Denken, Wünschen mündet.

„Volk, Heimat, Vaterland" — es gibt keine stolzere Idee für Deutsche und Nationalsozialisten als diese. Sie ist das Teuerste, was wir besitzen, das Göttlichste, was wir in uns tragen. Kein Opfer darf dafür zu groß oder zu schwer sein. Wer für Volk, Heimat, Vaterland nicht alles tun kann, hat nichts getan. Wer da nicht alles geben kann, hat alles versagt und verweigert. Für unsere Liebe und Dankbarkeit kann es da keine Abstufung geben: sie sind alle Tage unseres Lebens gleich groß, gleich wahr, gleich tief! Aber welch ein leidvoller Weg, bis der deutsche Mensch in dieser unsagbar stolzen Freude vor Gott und aller Welt bekennen durfte: „Mein Volk, meine Heimat, mein Vaterland!"

Es war das tragische Schicksal unserer großen Geschichte, daß wir bisher immer nur Ansätze zur Volkwerdung erlebt hatten, aber nie zu einem einheitlichen Volk durchgedrungen waren. Erst unter der Führung Adolf Hitlers, dieses wahrhaften Herzogs der Deutschen, haben wir angefangen, ein „Volk" zu werden.

Was aber ist überhaupt ein „Volk"? Jakob Grimm hat einmal diese Frage etwa dahin beantwortet, daß es die Menschen sind, welche die gleiche Sprache sprechen. Aber haben wir nicht auch vor Hitlers Auftreten unsere gemeinsame Muttersprache gesprochen? Doch wie schlecht haben wir uns verstanden! Warum? Weil wir, durch Klassenhaß und Klassenhetze heillos zerrissen, die einzig wahre deutsche Sprache der Brüderlichkeit völlig verlernt hatten. Wir redeten nur noch im Ich des Eigennutzes, im Ich der Partei, im Ich unseres Standes oder Berufes. Das Wir aber der Volksgemeinschaft

Digitized by Google

und Blutsgemeinschaft, das Wir der Brot-, der Not-, der Todgemeinschaft hatten wir nicht mehr verstanden.

„Ein Volk sein, heißt eine gemeinsame Not empfinden." (Lagarde.) Jawohl! Gott sei Dank, daß wir endlich gelernt haben, unsere gemeinsamen Nöte auch gemeinsam am eigenen Leibe zu spüren! Darum kennen wir sie alle: die bereits überwundenen und die noch zu überwindenden, die innenpolitischen und die außenpolitischen. Darum dürfen wir aber auch hoffen, daß es unserem Führer gelingen wird, auch die letzten Nöte mit unserer zusammengeballten Kraft, mit unserem unbeugsamen, stahlharten Willen restlos zu überwinden.

Ein Volk sein, heißt aber vor allem eine gemeinsame Ehre haben. Der dummgute deutsche Michel ist wiederum emporgewachsen zu einem Michael, zu dem Drachentöter mit dem Flammenschwert, der als Gralswächter vor dem blankgeputzten Schilde deutscher Ehre wacht. Er kämpft gegen die Drachenbrut der Lüge und der Ungerechtigkeit. Alles, was durch Lüge und Unrecht gesiegt hat, muß durch Recht und Wahrheit sterben. Deutschland im Recht und in der Wahrheit, Deutschland im Bewußtsein seiner unantastbaren Ehre weicht vor keiner Macht der Erde mehr zurück: das ist die innere Dynamik, die Adolf Hitler seinem deutschen Volke geschenkt hat. Es gibt seit Adolf Hitler nur einen deutschen Tagesbefehl, und der lautet: „Vorwärts und immer wieder vorwärts, vorwärts auf allen Gebieten!" Hier liegt das tiefste Geheimnis deutscher Kraft und Unüberwindlichkeit. Halten wir fest daran, daß vergangene Tage nie mehr wiederkehren!

Wir wollen aus unserer Geschichte lernen. Es liegt so viel Unbegreifliches, schwer Faßbares in dieser Geschichte. Unser Volk war schon einmal das Herrenvolk dieser Erde. Es marschierte an der Spitze des Abendlandes. Es wußte um seinen Rang, um seine Sendung. Als Herzland Europas, als Fahnenträger der abendländischen Kultur hat es diesen Rang und diese Sendung jahrhundertelang aufs eifersüchtigste verteidigt. Und dieses selbe Volk war doch wieder Jahrzehnte hindurch zum Vasallenknecht Europas herabgesunken. Das Unglaubliche konnte geschehen: fremde Raubhorden zertrampelten die deutsche Ehre, wie sie die deutschen Korn- und Weizenfelder zerstampften; beim Gedenken daran steigt uns noch heute die Schamröte ins Gesicht.

Deutsche Macht und Herrlichkeit reichte einmal von Dänemark bis nach Sizilien, von Riga bis nach Marseille, von Rotterdam bis nach Nishnij Nowgorod. Deutsche Macht und deutscher Einfluß schienen, zur Zeit der Hansa z. B., unüberwindlich und — sie sind doch zusammengebrochen, zusammengebrochen, weil der Instinkt eines politisch geschulten Volkes nicht dahinter gestanden war.

Geistige Bewegungen, die den ganzen Erdball in Erregung brachten, sind vom deutschen Volke ausgegangen, wie z. B. die Reformation im 16. Jahrhundert. Gewaltige, ja unerreichbare künstlerische und wissenschaftliche Leistungen haben die Welt aufhorchen lassen: man denke an J. S. Bach und die deutsche Musik um die Wende des 18. Jahrhunderts, man denke an die neuere deutsche Dichtkunst, an Friedrich den Großen, an Kant und seinen kategorischen Imperativ, an seine großen würdigen Nachfahren. Buchdruckerkunst und Schießpulver hat dieses Volk erfunden — man erlasse uns das weitere Auf-

Digitized by Google

zählen! Und doch gibt es davor und dahinter unfaßbare Jahrzehnte, in denen sich ganze Generationen gefielen, das uns übelgesinnte Ausland nachzuäffen, in geistigen, künstlerischen, kulturellen Dingen der dienstbeflissene Lakai art- und blutsfremder Völker zu sein.

Weite Strecken unserer Geschichte sind ausgefüllt von einem sinnlosen, instinktlosen Kampf aller gegen alle. Es stritten — unerklärlich warum, unverständlich wozu — Ritterburg gegen Ritterburg, Territorium gegen Territorium, Bekenntnis gegen Bekenntnis. Im ewigen Hader lagen die Stämme untereinander, die Fürsten bekriegten die Städter und die Bauern die Fürsten: der latente Bürgerkrieg schien der deutsche Normalzustand zu sein. (Karl Alexander von Müller.)

Als sich diese Zeiten dann endlich an ihrer eigenen Erbärmlichkeit ausgeblutet hatten, sind hemdärmelige und befrackte Narren, die den Namen Deutsche und die Liebe ihrer Mutter wahrlich nicht verdient hatten, aufgetreten und haben dem deutschen Arbeiter, dem deutschen Menschen das deutsche Herz aus deutscher Brust reißen wollen. Viele sind ihnen nachgelaufen und haben sich betören lassen, daß der deutsche Mensch „international" sein müsse! Endlich ist auch hier der Sturmwind gekommen und hat die Blätter, die sich treulos vom Stamme gelöst hatten, in Schlamm und Morast gejagt, wo sie elendiglich verfaulten. Der Stamm aber ist geblieben, stärker und gewaltiger denn je, und erhält kräftig und lebendig, was treu an ihm haftengeblieben ist.

Hier wächst Hitlers Werk ins Übermenschliche. Er hat nicht bloß die alte deutsche Instinktlosigkeit aus unserem Blute getrieben, er hat nicht bloß die deutsche Zwietracht, unseren gefährlichsten Feind, ausgebrannt bis aufs Mark. Nein, er hat erreicht, was noch keiner vor ihm erreicht: die innere Übereinstimmung aller Volksgenossen in den wesentlichen Fragen der inneren und äußeren Politik, in den Fragen des deutschen Gesamtdaseins, da es um Ehre, Ansehen und Bestand alles dessen geht, was unser ist und was wir unser nennen. So hat er dieses deutsche Volk endlich zur Einheit und Einigkeit zusammengeschweißt und ihm das stolze Bewußtsein seiner unverletzlichen Ehre eingebrannt, daß es seinem innersten Wesen treu bleibe, das Beste und Edelste seiner Seele immer mehr herausarbeite, weitergestalte und emporbilde zur höchsten Blüte. In diesem einheitlichen Marschrhythmus befindet sich unser Volk immer unaufhaltsamer auf dem Weg zur Volkwerdung. Der eiserne Bestand auf diesem Marsche aber, das, was uns auch in den Stunden der Not und Gefahr die Kraft gibt, auszuhalten und durchzuhalten, liegt in der Liebe zur Heimat, in der Treue zum Vaterland.

Liebe und Treue sind kein proklamierter oder proklamierbarer Zustand. Sie müssen die Grundhaltung der deutschen Seele sein. Sie sind der Ehrenschmuck des deutschen Mannes: Liebe zur Heimat, Treue dem Vaterland.

Unter Heimat verstehen wir Deutsche nicht bloß ein paar Quadratkilometer Land oder die paar hundert, die paar tausend Menschen, die darauf wohnen. „Heimat", das ist uns die schicksalhafte Verbundenheit mit Blut und Boden, das tiefste Wurzelgefühl unserer Seele. Sie ist der kostbarste Besitz des Menschen, und gerade uns Deutschen eignet vor allen anderen Völkern eine besonders große Heimatliebe. Sie kommt dann unwiderstehlich zum Durchbruch, wenn wir ferne der Heimat, unter fremdem Himmel unser Dasein fristen

Digitized by Google

müssen. Nur in der deutschen Sprache konnte ein Wort wie „Elend", das ursprünglich eli-lente = das andere, d. h. das fremde Land hieß (wie etwa eli-sazzo = Elsaß = die Bewohner des anderen Rheinufers ausdrückte), die Bedeutung von Not und Verlassenheit gewinnen. „Die Urbedeutung dieses schönen, vom Heimweh eingegebenen Wortes ist das Wohnen im Ausland." (Grimm.) Heute bezeichnen wir damit einen besonders bejammernswerten, unglücklichen Zustand. Der Bedeutungswandel dieses Wortes aber offenbart uns, wie sehr gerade der deutsche Mensch an seiner Heimat hängt.

Peter Rosegger erzählt in einem ergreifenden Gedichte von seinem Steiermärker Freunde, der nach Amerika ausgewandert war. Nach einiger Zeit kam der erste Brief. Ein freudiger Brief: „Schicke mir Rosen aus Steiermark, denn ich habe eine Braut zu bekränzen!" Nach einem Jährlein abermals ein freudiges Schreiben: „Schicke mir Wasser aus Steiermark, denn ich habe ein Kind zu taufen!" Dann aber, nach längerer Zeit, ein ganz trauriger Brief: „Schicke mir Erde aus Steiermark, denn ich habe ein Kind zu begraben!"

„So ersehnte der arme Mann
auf fernen, fremden Wegen
für höchstes Glück, für tiefstes Leid
der Heimaterde Segen." —

Wenn aber Elend = Ausland ist, was will uns dann das Wort „Heimat" ausdrücken? Wilhelm Raabe hat einmal so schön darauf hingewiesen, daß die deutschen Worte Heimat und Himmel eines Stammes seien. Aus der Anrede des gotischen Vaterunsers ist das noch leicht zu erkennen: „Atta unsar thu in himinam." Aus dem „in himinam" hat sich „im Himmel" und „in der Heimat" entwickelt. Mit andern Worten: Wo des Deutschen Heimat ist, da besitzt er auch ein Stück Himmel, das Paradies auf Erden.

Nun verstehen wir, warum die Liebe zur Heimat uns so selbstverständlich ist wie die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind. Hier haben wir ja das Licht der Welt zuerst erblickt. Hier haben wir Gottes Wunderwelt zuerst geschaut: die ersten Blumen, die ersten Vögel, die ersten Schmetterlinge, die ersten Sterne. Hier ist unsere Seele zum Selbstbewußtsein erwacht, hier haben wir Gehen und Stammeln und Beten gelernt. Die Tore zum Kinderparadies haben sich uns hier weit, weit aufgetan: noch heute, in bald ergrautem Haare, möchten wir vor Wehmut weinen, wenn wir daran denken. Traum und Spiel der Kinderjahre, Hoffen und Harren und Sehnen der Jugendzeit, Erinnerungen an Freud und Leid, an Freunde und Nachbarn, an Flur und Wald mit all ihren Gottesgeschöpfen — ach, hundert und aber hundert Fäden verbinden uns auf immer mit dieser unserer Heimat! — Sprich zu den Sternen: „Höret auf zu leuchten!" Sprich zu den Rosen: „Höret auf zu blühen!" Sprich zu den Eichen: „Höret auf zu wachsen!" Aber Sterne, Rosen, Eichen spotten deiner. Denn die Sterne müssen leuchten, die Rosen müssen blühen und die Eichen müssen wachsen. So müssen auch wir gleichsam aus einem Naturtrieb heraus unsere Heimat bis ans Ende lieben, selbst dann, wenn uns die Menschen dieser Heimat einmal auch etwas Böses zugefügt hätten. Es bleibt dabei: „Die Heimat ist Gottes, auch wenn ihre Menschen bisweilen des Teufels wären." (Bartsch.)

Digitized by Google

Ich möchte den nicht zum Freunde haben, der schlecht von seiner Mutter spricht. Ebensowenig aber möchte ich mit dem etwas zu tun haben, der sich die Heimat lieblos aus dem Herzen gerissen hätte. Denn die Liebe zur engeren Heimat ist der Gradmesser für die Treue zur größeren Heimat, zum Vaterland.

„Vaterland". Auch das ist uns mehr als ein bloßer geographischer Begriff. Es will auch mehr umschließen als das herrliche Großdeutsche Reich, dessen endliches Wiedererstehen das gewaltigste Wunder unserer stolzen Tage geworden ist. „Vaterland", das ist uns das Land, dessen Sprache wir sprechen, dessen Geschichte wir erleben, dessen Sagen und Märchen immer wieder wie liebe Erinnerungen aus der Tiefe unserer Seele aufsteigen. „Vaterland" ist uns alles, was das Gepräge deutschen Wesens an sich trägt. Also vor allem ein kultureller Begriff, der alles umschließt, was wir unter deutschem Volkstum, deutscher Kunst und Wissenschaft, deutscher Technik, deutschem Denken, Fühlen, Wollen verstehen. „Deutschland", „Vaterland" — da denken wir an Männer wie Luther und Bismarck, wie Bach, Beethoven und Wagner, wie Kant, Fichte, Hegel, wie Schiller, Goethe, Hebbel, wie Zeppelin, Hindenburg und — alle überragend — Adolf Hitler. So wächst uns das Vaterland zu einer heroischen Größe, weil sich sein Schicksal an seinen großen heldenhaften Männern erfüllt. Es ist uns aber auch eine ethische Größe, weil wir ihm nicht schon durch die Geburt allein angehören, sondern erst durch unsere Pflichterfüllung und Leistung, durch unser Ehrgefühl und unsere Tatgesinnung, durch unser unbestechlich deutsches Bewußtsein. Im allertiefsten und letzten Sinne aber ist uns das Vaterland, das da Deutschland heißt, eine religiöse Größe, die uns sprechen und bekennen läßt: „Ich glaube, daß dieses mein Deutschland niemals wieder dem Sperrfeuer des Hasses, den Giftgasschwaden des Neides erliegen wird! Denn ich glaube an die Notwendigkeit des Deutschtums in dieser Welt, ich glaube, daß die Welt zusammenbrechen muß, wenn das Herz der Welt zu schlagen aufgehört hätte! Ich glaube an die große deutsche Sendung, an die sieghafte Kraft alles dessen, was deutsch heißt! — Ich danke Gott, daß ich ein Deutscher bin!"

Diesem Deutschland, diesem Vaterland gehört darum unsere ganze Liebe und Hingabe. „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!" (Fichte) und „Sei stolz, daß du ein Deutscher bist!" (Jahn). Ja, welch ein Vaterland! Zwar kein besonders reiches Land. Kein Land, das von selbst was gibt. In schwerster Arbeit müssen dem Boden die Ernten abgerungen werden. In den Bergen wenig Silber, gar kein Gold; aber Kohlen, Eisen, Wasserkraft! Und darin erkennen wir keine Zurücksetzung, wohl aber einen besonders dringlichen Anlaß, eine besonders deutliche Aufforderung zu ernster Arbeit, zu tüchtiger Leistung! Es ist ein Vorzug, eine Auszeichnung der Vorsehung, in einem solchen Lande geboren zu sein, in ihm leben und wirken zu dürfen! Ihm all unsere Liebe und Hingabe!

Der Erweis dieser Liebe und Hingabe aber liegt in der Treue. Deutsch ist nur, wer treu ist. Wer nicht treu ist, ist auch nicht deutsch, und ginge sein arischer Stammbaum bis in die Zeiten Karls des Großen zurück! Treue ist der Hauptbestandteil des deutschen Wesens, „das Mark der Ehre".

Das Schäbigste auf dieser Welt ist, aus Feigheit das Gute zu unterlassen. Und die größte deutsche Erbsünde, das gemeinste deutsche Erbübel seit Hermanns

Digitized by Google

Tagen ist die Treulosigkeit, die bis in unsere allerjüngste Vergangenheit immer wieder dem Abgrund der Hölle entstiegen ist und ihr teuflisches Haupt erhoben hat. Der Dreiklang Volk, Heimat, Vaterland soll uns darum Tag für Tag immer wieder an den Hochaltar der Treue rufen: zum Zeugnis, zum Bekenntnis, zur Tat!

Deutschsein heißt bekanntlich soviel wie: sich zum Volke gehörend fühlen. Der Deutsche ist schon rein sprachlich ein Mann der Volksgemeinschaft. Deutschland ist das Vaterland derer, die sich zu ihrem Volke bekennen. Deutschland ist überall da in der Welt, wo Deutsche stehen, Deutsche in der Liebe zu Volk und Heimat, Deutsche in der Treue zum Vaterland!

Der Mensch lebt nicht von Brot allein, und ein großes, stolzes Volk nicht allein von seiner Wirtschaft oder seiner Kunst, seiner Kultur. Es lebt auch nicht von seiner schweren Artillerie, von seinen Bombengeschwadern: im tiefsten und letzten Sinne lebt es einzig und allein von der unwandelbaren Treue seiner Volksgenossen, von der Treue, die allein ein ganzes Volk fest und froh, gesund und stark zu machen vermag.

Liebe zu Volk und Heimat und — was beides in sich mitbegreift: die Treue zum Vaterland, das ist die wahrhaft große deutsche Idee, die auch unser Volk für alle Zeiten fest und froh, gesund und stark erhält.

Digitized by Google

Vom Wesen der tschechischen Volksmusik.

Von Dr. Karl Michael Komma, Heidelberg.

Die neuen Lebensverhältnisse im böhmisch-mährischen Raum zwingen uns zu Überlegungen und Erkenntnissen, deren Inhalt das Wesen des tschechischen Volkes ist. Ein Jahrtausend hat den deutschen Nachbarn stets die Fremdheit dieses Wesens bewiesen. Ein Jahrtausend hat die Tschechen stets in unbestreitbarer Abhängigkeit vom Deutschtum gehalten. Nicht ein Messen von ebenbürtigen Kräften war es, das dieser Zeit in diesem Raum das Gepräge gab: vielmehr ein unberechenbares Hin- und Herfluten, Auflehnen, Nachgeben auf der Seite des kleineren Volkes, ein unabläßiges Beharren auf der Seite des kulturbestimmenden deutschen Volkes. Über unzählig vielen Aufgaben hatten die Deutschen den großen Auftrag, den Sinn ihres Schicksals zu finden. Den Tschechen blieb die große Aufgabe versagt. Um alle Formen und Inhalte ging ständig der Kampf der Deutschen. Die Geschichte des tschechischen Volkes kennt nicht mühevolle Aufstiege und weite Ausblicke, nicht tiefe Stürze und immer neues Aufraffen zur Höhe. Sie zeigt mitten in richtungsloser Fläche plötzlich aufspringende und ebenso plötzlich sich ebnende Wellen. So wurde jeweils das ganze Volk auf ein Signal hin in Aufwallung gebracht, vom Sturm erfaßt, ein Stück weit getrieben, um dann wieder in das Einerlei der Schicksalslosigkeit zu versinken.

Dieses geschichtliche Bild spiegelt sich getreu in allen Lebensäußerungen der beiden Anrainer. Gerade dort aber, wo Verstellung und Anpassung fallen, tritt das Spiegelbild am reinsten vor uns. Der singende, musizierende Mensch steht in einer Macht, die ihn ganz beherrscht. Unbewußt zeigt er da sein ganzes Wesen. Die Tschechen haben eine ausgesprochene Nationalmusik, die in jeder Umgebung sofort zu erkennen ist. In ihr, will uns scheinen, offenbart sich auch am deutlichsten der Charakter dieses Volkes.

Bevor ich die Wesensmerkmale der tschechischen Nationalmusik kennzeichne, ihre Voraussetzungen und Entsprechungen im Tschechentum als volkliche Erscheinung überhaupt zeige, sei ein kurzer Blick auf das eigenartige Schicksal der Musik bei dem am weitesten nach dem Westen vorgedrungenen slawischen Volk geworfen. Von der altslawischen Musik, die heute vor allem bei den Russen, Ukrainern, Polen, Slowaken, Bulgaren und Serben weiterlebt, haben sich die Tschechen schon sehr früh entfernt. Das Tschechentum ist von drei Seiten vom Deutschtum umklammert. Es

Digitized by Google

wurde in den westeuropäischen Musikstrom mit einbezogen, ob es wollte oder nicht. Mit den Aposteln Cyrill und Method im 9. Jahrhundert, mit der Verchristung des Volkes und Landes von Regensburg aus kommt auch die christliche Kultmusik, der Gregorianische Choral, über die Grenze. Die Hauptstadt Prag, die Adelssitze, Städte und Klöster waren von Beginn an Heimat einer aus deutschen Landen vorgeschobenen Kultur und damit auch einer deutschen, ins Deutsche umgeprägten oder vom Deutschtum eingeführten Musik. Der Reichtum dieser Musik konnte nicht spurlos am kulturell armen tschechischen Volk vorübergehen. So ist denn auch das Liedgut der Hussiten nicht unabhängig gewachsen, sondern durchsetzt mit dem Eigengut der Nachbarmusik. Das Schicksal der Umklammerung hinderte immer wieder eine freie Entfaltung der eigenen Musik und bedingte manchmal sogar deren teilweise Zerstörung. So hat im 18. Jahrhundert eine in dieser Art bei keinem andern Volk Europas zu beobachtende Invasion von italienischer Barockmusik ungezählte tschechische Volkslieder umgeformt, aber auch zur Bildung einer stattlichen Reihe neuer Lieder geführt. Das tschechische Volk kam auf den Schlössern des Adels mit den italienischen Opern und Oratorien in Berührung und übernahm kritiklos alles, was ihm gefiel. Wenn man also heute die tschechischen Volksliedsammlungen durchblättert, dann entdeckt man auf Schritt und Tritt Beispiele dieser Überlagerung. Die Wiener Nationalbibliothek bewahrt ein Kanzional aus dem frühen 18. Jahrhundert, in dem sich gleichsam alles niedergeschlagen hat, was das tschechische Volk um 1700 und in den beiden nachfolgenden Jahrzehnten an geistlichem Singgut kannte, liebte und gebrauchte. Der Pfarrer Johann Josef Božan aus Chroustowitz ist der Herausgeber des 1719 in Königgrätz gedruckten, dem deutschen Grafen von Sporck gewidmeten Gesangbuches „Slawíček Rágský" („Paradiesische Nachtigall"). Er ist auch der Sammler der Lieder, die aus dem nördlich und östlich der Elbe gelegenen nordostböhmischen Kreis stammen. Die Fülle der verschiedenartigen Lieder, die sich da zusammengefunden hat, ist schier verwirrend. Vom Gregorianischen Alleluja bis zum Menuett, vom Hussitenchoral bis zum italienischen Koloraturduett ist so ziemlich alles versammelt, was überhaupt einmal über die böhmischen Wälder hereingedrungen war. Das kleine Volk im Herzen von Europa hat eigenes Blut, aber keinen eigenen Pulsschlag. Nord, Süd und West bestimmen seinen Herzgang. Die vielen Lieder der Sammlung sind aber nur eine Auswahl aus dem geistlichen Liedgut. Um wieviel mehr mußte schon damals auch das weltliche Liedgut von fremden Einschlägen wimmeln. Die „Paradiesische Nachtigall" war jahrzehntelang im Lande sehr verbreitet. Ein erschreckender Mangel an Stilgefühl, ja ein ausdrücklicher Wille zur Abhängigkeit offenbart sich in diesem musikalisch internationalen Gesangbuch.

Das urwüchsige Lied, der eigenständige Tanz gingen aber in der fremden Hochflut des 18. Jahrhunderts nicht völlig unter. Das Vermächtnis des slawischen Rhythmus lebte unter der Überlagerung romanischen und germanischen (zum großen Teil dinarisch-alpinen) Musikgutes weiter. Dieser Rhythmus steht auch heute noch besonders zum germanischen in schroffstem Gegensatz. Im tschechischen Nationalrhythmus zeigt sich die Kontinuität der tschechisch-rassischen Grundveranlagung.

Digitized by Google

Der musikalische Rhythmus eines Volkes ist nur eine Erscheinungsform des sich in allem und jedem äußernden Lebensrhythmus. Schicksal und Geschichte, Charakter und Sprache zeigen stets die Lebenseinheit, die aus einer Summe von Menschen erst den Organismus Volk schafft. Es ist unmöglich, das Eigentlichste an der tschechischen Musik, ihren Rhythmus, zu zeigen, ohne dabei nach entsprechenden Eigenheiten im Gesamtleben des Volkes zu fragen. Dem oben angedeuteten Lebensrhythmus entspricht der Rhythmus seiner Sprache. Während im Italienischen die Fläche des Sprachverlaufes in elastischen Schnellungen, im Deutschen aber in ziehenden, nachdrückenden Wallungen durchmessen wird, reiht die tschechische Sprache in weiter, ebener Fläche Silbengruppen aneinander, deren Anfangssilben den Anstoß geben. Der tschechische Satz wird schon durch die Auftaktlosigkeit, die Wortbetonung auf der ersten Silbe, den Mangel an Artikeln und die Akzentübernahme auf jede Präposition fast regelmäßig gegliedert und verläuft, mit Ausnahme der meist die Endsilben ergreifenden Dehnungen, beinahe in gleichen Zeitwerten. Wenn der Deutsche aus Freude am Klang bei manchen Silben verweilt, dafür die Nebensilben und Nebenwörter stark abschwächt oder vor den Höhepunkten als Auftakte nimmt, setzt der Tscheche hart Hebung vor Senkung, Peitschschlag hinter Peitschschlag, treibt seine Sätze in einer Ebene vorwärts, keineswegs auf Berg und Tal, Erklimmen und Absteigen bedacht. Dazu tritt als Temposteigerung der Reichtum an Konsonanten und deren Häufung.

Dem sprachlichen Rhythmus ist der musikalische sehr verwandt. Auch ihm eignet das scharfe Zupacken und Anpeitschen. Wie der Tscheche einer fremden Sprache unwillkürlich trochäische Akzente aufzwingt, die fremden Wörter auf der ersten Silbe betont, so verwandelt er beim Singen und Spielen auch fremde Melodien mit seinem urkräftigen musikalischen Rhythmus. Im Trochäus, der Synkope, liegt die auffälligste Schlagkraft für einen Nationalrhythmus, der sich in zahllosen, gar nicht in ein System zu bringenden melodischen Varianten verbirgt. Mag in vielen dieser Varianten das Zupeitschen gemildert erscheinen oder in manchen, namentlich bei langsamen Zeitmaßen, vollständig verschwunden sein —, immer bleibt doch eine Grundbewegung, die man nicht anders denn als tänzerisch-schaukelnd bezeichnen kann. Sie ist mitreißend, körperbestimmend. Es muß erlebt, gehört, gesehen sein, wie der Tscheche von seiner Musik auch körperlich in Anspruch genommen wird! Die Kolonne der Marschierenden gerät unwillkürlich in die mit Worten gar nicht deutbare Bewegungsart, die federnd ist und doch stumpf im Ansatz, gespannt und doch wieder weich, sobald ein tschechischer Marsch aufklingt. Und welch ein Unterschied liegt im Gesang deutscher und tschechischer Kinder! Da eine gesammelte Ruhe, eine besonnene Tätigkeit, dort ein sich Hingeben, ein der rätselhaften Bewegung Anheimfallen und Mitschwingen. Dieses Tänzerische ist mit dem peitschenden, synkopischen Schlag das entscheidende Merkmal für die tschechisch-rassische Volksmusik. Schriftlich lassen sich solche immanenten Kräfte nicht darstellen, im Gesang werden sie nur vom Tschechen selbst beherrscht, im Instrumentalen höchst selten einmal von einem Fremden. Im Zusammenhang mit den beiden soeben genannten Merkmalen steht eine Erscheinung, die als Asymmetrie be-

399514

Digitized by Google

zeichnet werden könnte. Freilich nur von unserem deutschen Standpunkt aus! Denn der Osten hat eben andere Gewichtsgesetze. In den tschechischen Tänzen wirkt ein eigentümlicher Reiz asymmetrischer Betonung, der — ganz ähnlich wie die Dehnung bei den gesprochenen Endsilben — den schwachen Taktteil ergreift.

Rhythmus und melodischformale Anlage stehen in inniger Wechselbeziehung. Der tschechische Nationalrhythmus muß notwendigerweise auch den Melodiebau beeinflussen. Die Reihung der Akzente in Sprache und Musik läßt eigentlich schon das Bauprinzip erkennen, das den Tschechen angeboren ist. Im Nebeneinander des Gleichartigen äußert sich slawische Lebens- und Gestaltungsform. Ein Vergleich der deutschen und slawischen Siedlungsform ist hier angebracht. Der Deutsche ist Einzelsiedler, der sein Besitztum abgrenzt. Eine deutsche Dorfgemeinschaft gliedert sich aus den einzelnen Ganzheiten der Hauswesen. Dem Slawen eignet eine Verbundenheit nach der Seite hin, ein Bedürfnis, sich an den andern anzuschließen. (Die Russen verflechten ihre Strohdächer und schaffen so eine gleichgerichtete Traufline!) Diese Eigenart findet ihre musikalisch-symbolische Darstellung in einer großen Anzahl slawischer, damit auch tschechischer Melodien, die entweder in gerader Richtung und regelmäßiger, mit den Zählzeiten zusammenfallender Bewegung ablaufen, sich also aus der ostinaten Abfolge kurzer rhythmischer Formeln bilden, oder einen ganz engen Tonraum benützen, in dem sie dann sein Grenzintervall als immer wiederkehrendes, leitendes Motiv verwenden, manchmal auch als melodischen Kern dauernd umspielen. Immer zeigt sich bei solchem Melodiebau eine durch den Volksrhythmus bedingte Lust an der primitiven Reihung. Die Schlüsse der gleichlaufenden und reihenden Bewegungsmelodien sind aber nicht in unserem Sinn befestigend. Sie brechen die Reihe willkürlich ab. Rhythmus und Melodik der tschechischen Volksmusik weisen auf ein frühes Entwicklungsstadium, das bei andern Völkern, etwa beim deutschen Nachbarn, vor Jahrhunderten schon abgeschlossen und überholt war. Die rhythmisch-melodischen Züge unseres Kinderliedes sind für einen großen Teil des tschechischen Liedgutes überhaupt maßgebend.

Dem durchaus eigenständigen, kraftvollen Rhythmus ist bei den Tschechen eine zumindest ungleichwertige melodische Begabung gepaart. Auf die ungezählten sudeten- und gesamtdeutschen Parallelen mag nur kurz hingewiesen sein. Bei ihnen wird man allerdings die oben erkannten rhythmischen Eigenheiten vergebens suchen.

Digitized by Google

Vor- und frühgeschichtliche Formen und Sinnbilder in der Volkskunst des Oberetschgebietes.

Mit 23 Abbildungen nach Aufnahmen und Zeichnungen des Verfassers.

Von **Dr. Ferdinand Herrmann**, Heidelberg.

Je abgelegener ein Volk im Gebirge lebt, desto stärker und fester bewahren sich bei ihm nicht nur die rassischen Verhältnisse, sondern — natürlicherweise durch diese bestimmt und gefördert — auch alle die vielfältigen Ausdrucksformen seines Wesens. Wenn in den großen Durchgangsgebieten Rasse und Kultur in ständigem Wandel und Wechsel begriffen sind, wenn Eigenständiges hier in steter Gefahr und Bedrohung sich befindet, so bleibt in jenen, fern vom Strom der Durchzugsräume ruhenden Gebirgsgegenden alles unbeeinflußter, alles wird hier in seiner Entwicklung weniger gestört, bleibt in sich lagernd und kann ohne fremdes Zutun sein Wesen rein entfalten, kann blühen und sich in seiner Art wandeln.

Es ist bekannt, wie der Rassenforschung vielfach aus den Reliktformen abgeschiedener Gebirgsvölker wichtige Bestätigungen, ja nicht selten sogar grundlegende Erkenntnisse erwuchsen, namentlich über frühe Verhältnisse, insbesondere über sogenannte „Urheimaten". Für Volkskunde und Völkerforschung, die sich mit der geistigen und sachlichen Volkskultur befassen, sind solche Gebiete im gleichen Maße aufschlußreich. Denn gerade hier heben sich die großen Linien zurück in Ur- und Vorzeit klar und unverwischt ab und lassen nur die verschwindend wenigen, wirklich umwälzenden, über lange Zeiträume fortdauernden Strömungen und Ereignisse sichtbar werden. Und Formen und Sinnbilder, die anderswo wieder und wieder — wenn auch zunächst fast unmerklich — gewandelt, geändert, anderen angepaßt und angeähnelt werden, verharren hier in ihrer frühen Schärfe und Klarheit. Wo Fremdes, sei es durch den dauernden und stetig wachsenden Zufluß von außen, sei es durch ein ausgeklügeltes System, schließlich vereinzelt doch Platz griff, da vermochte es nirgends das Alte und Arteigene ganz zu verdrängen oder zu verdecken. Aus dem gleichen Geiste wurde immer wieder die frühe Form geboren, dem gleichen Sinn blieb stets das nämliche Erleben wach, dasselbe Bild und Sinnbild der Frühzeit stand stets von neuem ungebrochen da.

Digitized by Google

Unter den Gebirgsgegenden, in denen sich über Jahrtausende hinweg mannigfache Formen und Sinnbilder streng und unverfälscht erhalten haben, nimmt das Oberetschgebiet — wie heute in Italien jener Teil im Norden genannt wird, der hauptsächlich aus dem ehemaligen Südtirol besteht — eine hervorragende Stellung ein. Sie darf einmal auf den im wesentlichen unverändert erhaltenen rassischen Bestand seiner Bewohner, dann aber auch nicht zuletzt auf deren außerordentlich stark ausgeprägten Sinn für das Althergebrachte und Überlieferte zurückgeführt werden.

Abb. 1.

Auf diese außergewöhnliche und für die Wissenschaft bedeutungsreiche Stellung des Oberetschgebietes wurde in Italien in jüngster Zeit verschiedentlich hingewiesen. Vor allem hat Dr. Karl M. Mayr vom Museo dell' Alto Adige in Bozen diesen Tatbestand herausgestellt und an Hand einer großen Anzahl von Beispielen auf dem 1934 in Trient abgehaltenen III. Congresso Nazionale di Arti e Tradizioni Popolari belegt[1]. Dieser Vortrag des ausgezeichneten Kenners und liebevollen Betreuers der Vorgeschichte wie auch der Volkskunde seines Landes ist wegen seiner grundlegenden Art bei Untersuchungen in dieser Richtung immer wieder heranzuziehen. Daneben darf hier noch besonders an die Arbeit von Frau Pia Laviosa Zambotti, Mailand, über die „Cronologia delle statue antropomorfe die Lagundo e di Termeno[2]" erinnert

[1] Carlo Maria Mayr, Alcune relazioni tra l'arte popolare alto atesina e l'arte preistorica, Roma, Edizioni dell' O.N.D., 1934.

[2] Pia Laviosa Zambotti, Cronologia delle statue antropomorfe di Lagundo e di Termeno, Archivio per l'Alto Adige, dir. Ettore Tolomei, XXX, 1935, XIII, 102—176.

Digitized by Google

Abb. 2.

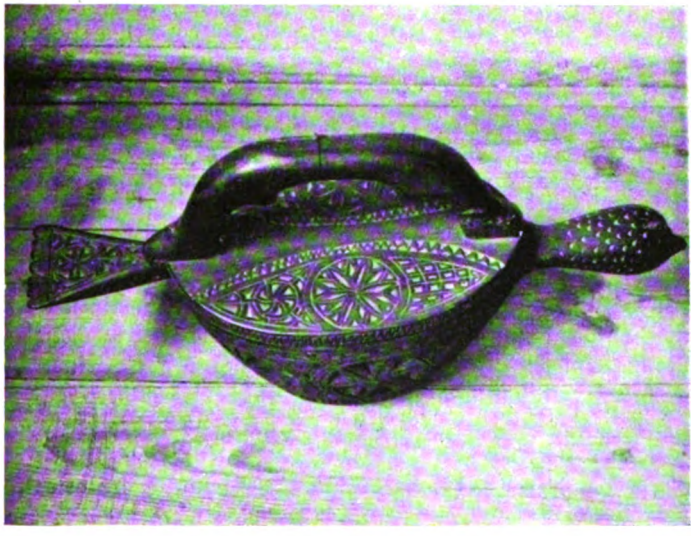


Abb. 3.

Digitized by Google

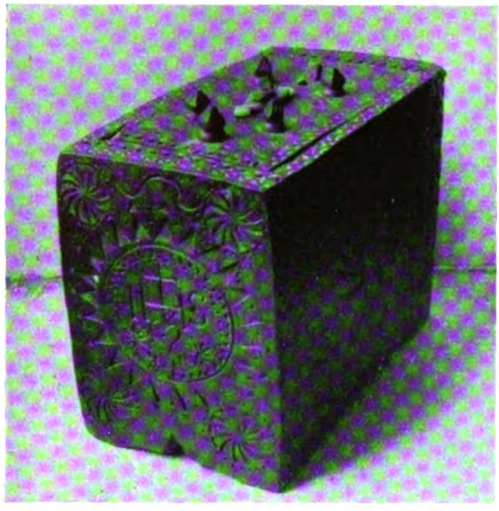


Abb. 4.

werden, in der sie auch am Schlusse auf einige Beziehungen zwischen den vorgeschichtlichen Funden und der Volkskunst der letzten Jahrhunderte aufmerksam macht und dabei ausdrücklich hervorhebt, daß lo spirito conservativo e la tendenza alla inalterata perpetuazione degli elementi di civiltà consacrati dall'uso e dalla tradizione che è propria delle tribù montane in genere als besonders spezifisch hinsichtlich unseres Gebietes anzusehen ist[3]. Frau Zambotti verdanken wir übrigens die erste großangelegte, umfassende Vorgeschichte des Oberetschgebietes[4]; was die Steinzeit angeht, so wird man immer noch die ausgezeichnete Darstellung von Menghin[5] zu Rate ziehen.

Im folgenden soll auf einige dieser vor- und frühgeschichtlichen Züge in der Sachkultur des Oberetschgebietes näher eingegangen werden. Die Gegenstände, die zu diesen Betrachtungen und Untersuchungen anregten und von denen zum großen Teil Bilder hier beigegeben sind, befinden sich durchweg in dem Museo dell' Alto Adige in Bozen, dessen Leiter für die Genehmigung, sie aufzunehmen und zu veröffentlichen, ich hiermit meinen Dank aussprechen möchte. Besonderen Dank gilt Herrn Dr. Karl M. Mayr für seine vielen Anregungen und Hinweise sowie die liebenswürdige Aufnahme in diesem Museum, dieser herrlichen Schatzkammer der Volkskultur, wo er mir in freundlicher Weise alles zur Verfügung stellte, was für diese Arbeit sich als nötig erwiesen hat. Auch Herrn Remo Pedrotti, Bozen, der, immer entgegenkommend und bereitwillig, mir manche Stunde opferte, möchte ich herzlich danken.

Daß in dem Sinnbildschatz auf den bäuerlichen Sachgütern im Bereich der oberen Etsch neben den christlichen die germanischen Zeichen einen großen Raum einnehmen, verwundert nicht und bedarf keiner weiteren Erörterung. Die Verhältnisse liegen hier nicht viel anders als jene im

[3] Pia Laviosa Zambotti, ebenda, S. 172.

[4] Pia Laviosa Zambotti, La civiltà preistoriche e protostoriche nell' Alto Adige. Roma 1938.

[5] Oswald Menghin, Archäologie der jüngeren Steinzeit Tirols: Jahrbuch für Altertumskunde, 1912, 6. Bd., Wien 1913, S. 12—95.

Digitized by Google

Nordtiroliſchen, die Frau Peſendorfer kürzlich unterſuchte[6]. Das Chriſtliche wurde, wie in vielen Fällen deutlich zu erkennen iſt, mit einer gewiſſen Bewußtheit hereingetragen mit dem Zwecke, vorchriſtliche Sinnzeichen zurückzudrängen oder, wo es nicht ging, zu ändern, ſo bei dem Herzen, aus dem das Chriſtentum das Schmerzhafte Herz machte, ſo bei

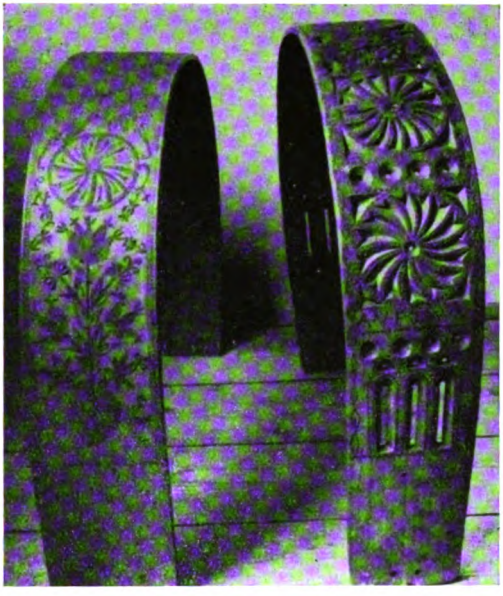


Abb. 5.

der Sonne, in deren Mitte die Buchſtaben IHS geſetzt wurden (vgl. Abb. 4). Wie ſtark jedoch, natürlicherweiſe meiſt unbewußt, alte Vorſtellungen da und dort noch bis ins 18. Jahrhundert und weiter im Oberetſchgebiet lebendig waren, iſt verſchiedentlich zu beobachten. Als kennzeichnend in dieſer Hinſicht ſcheint mir das Glanzſtück der Bozener Sammlung: die herrliche, aus einem Stück geſchnitzte und auf das wunderbarſte verzierte Taube (Inv.-Nr. 2305, Abb. 1—3). Solche Tauben pflegte man noch im vorigen Jahrhundert zur Geburt und Hochzeit als Segensgabe zu ſchenken. Insbeſondere bei Hochzeiten war es üblich, der Braut als Segens- und vor allem auch als Fruchtbarkeitsangebinde eine ſolche Taube aus Holz zu überreichen. In dem Behältnis, deſſen Deckel leicht zu öffnen iſt, waren gewöhnlich Naturalien und gelegentlich auch andere Dinge untergebracht, die den Segen und damit den Wert des Geſchenkes verſtärkten. Wie die Henne, für die im übrigen dieſe Taube nicht ſelten ausgegeben

[6] Gertrud Peſendorfer, Von germaniſchen und kirchlichen Sinnbildern in der Tiroler Volkskunſt, Deutſche Volkskunſt, 1. Jahrg., 1939, 24—34.

Digitized by Google

Abb. 6.

wird, hat die Taube als Fruchtbarkeitstier im Volksglauben und -brauch unseres Gebietes ihren besonderen Platz. Wie jene, die im Volksbrauch der Pustertaler Bauern auch als Gebäck zu Allerheiligen bekannt ist[7] und weniger vom Christentum beansprucht wird, geht auch die Taube, deren sich das Christentum stark bemächtigte (Heiliggeisttaube!), auf vorchristliche Vorstellungen und Bräuche zurück, wie gerade auch das vorliegende Stück und seine Bedeutung erweisen. Dessen mag sich in tiefem und richtigem Ahnen der bäuerliche Künstler bewußt gewesen sein. Denn er wählte dafür die frühen Segens- und Heilszeichen, unter denen vor allem die Sonnensinnbilder einen großen Raum einnehmen.

Wie verbreitet sonst in der Volkskunst des Oberetschgebietes Sonnenzeichen sind, mag noch aus einigen hier wiedergegebenen Bildern von Gegenständen aus dem Bozener Museum hervorgehen. Vornehmlich sind Sonnenwirbel und Sonnenräder immer wieder über Türeingängen, an Truhen und „Schatzkästlein" (vgl. Inv.-Nr. 1845, Abb. 4), an den reizenden Wiegenbögen (vgl. Inv.-Nr. 1346 und 1349, Abb. 5), an Butterfässern (vgl. Inv.-Nr. 1293, Abb. 6), am Kummet der Tiere (vgl. Inv.-Nr. 806, Abb. 7) anzutreffen, wo sie sich neben anderen Sinnbildern in vielfältiger Weise vorfinden.

Unter diesen anderen Sinnbildern, die zusammen mit dem Sonnenrad oder anderen Sonnenzeichen hier häufig wiederkehren, fällt neben dem auch in unserem Gebiete außerordentlich verbreiteten Lebensbaum (vgl. die Abb. 5 und 9) der Hirsch auf. Zunächst darf festgestellt werden, daß der Hirsch überhaupt in der Volkskunst des Oberetschgebietes eine große Rolle spielt. Und zwar ist er hier häufig in einer Weise wiedergegeben, die in ihrer schlichten, nur die wesentlichen Konturen berücksichtigenden Art unmittelbar an die eisenzeitlichen Felszeichnungen erinnert, wie wir sie etwa bei Cemmo in Val Camonica antreffen, worauf besonders Dr. Mayr schon hingewiesen hat. Das Rad jedoch, wie es unmittelbar über dem Rücken des Tieres auf dem Ochsenjoch aus dem Jahre 1715 zu beobachten ist (Abb. 10), oder wie wir es als Vorbild für

[7] Paul Tschurtschenthaler, Bauernleben im Pustertal, Bozen 1935, 29.

Digitized by Google

die bei der Malerei auf der Vase (Inv.-Nr. 3065, Abb. 11) mehr blumenähnliche Gruppierungen von Punkten um einen Mittelpunkt annehmen dürfen, wo es — genau wie auf dem Kummet — an der gleichen Stelle über dem Rücken des Tieres zu erkennen ist, hat seine Vorläufer in der nämlichen Zusammenstellung in der aus der Hallstattzeit stammenden Zeichnung von S. Maurizio bei Bozen (Abb. 12), wo aus Mangel an Raum das Sonnenrad unter dem Leib des Hirsches angebracht ist (vgl. damit auch die

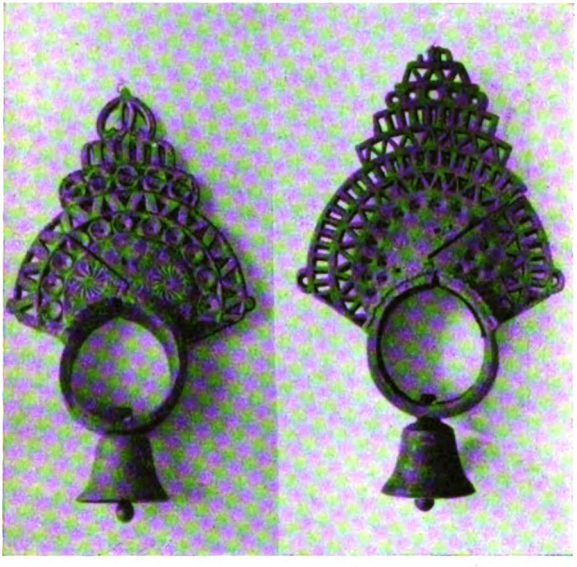


Abb. 7. Abb. 8.

Eingravierungen der Tabakdose, von denen Teile mit Abb. 16 hier beigegeben sind). In seiner eigentlichen Gestalt wie auch in der eben erwähnten Form einer Blume tritt es uns immer wieder in der umschriebenen Verbindung mit dem Hirsch in der Volkskunst unserer Gegend gegenüber. An die Stelle des Hirsches ist gelegentlich der Steinbock, ein in der Alpenkunst sehr geschätztes Tier, getreten. Er ist in dem gleichen Zusammenhang bereits auf den Bronze-Situlen von Watsch, Krain (Abb. 13) anzutreffen, wie er sich auf einer Tabakdose aus Bein eingraviert findet — im Gegensatz zu dem offenbar von einem gewandteren Volkskünstler stammenden, in seiner Bewegung herrlich dargestellten Hirsch (Abb. 14) — allerdings von ungelenkerer und weniger beweglichen Hand (Abb. 15). Im übrigen ist auch die Darstellung der Tiere mit einer Rolle oder Ranke, die aus ihrem Maul sich windet, nicht ohne Nachfolger in der Volkskunst geblieben, wie ein Vergleich der mit der Abb. 14 wiedergegebenen Schnitzereien einer Tabakdose, die aus Sterzing stammt und im Bozener Museum

Digitized by Google

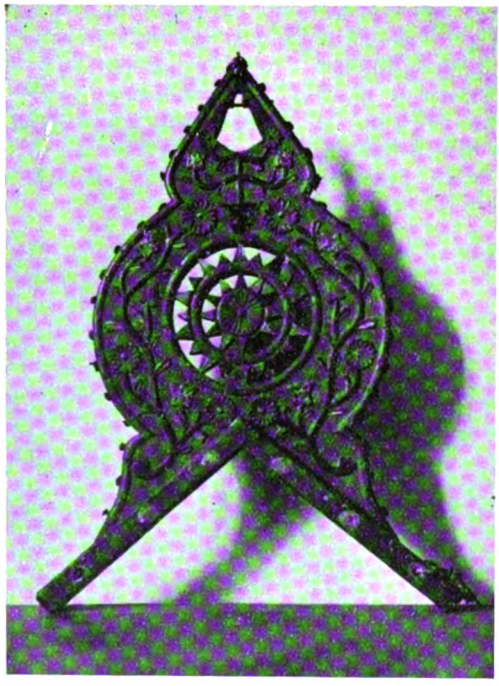


Abb. 9.

sich befindet, mit den Darstellungen auf den Situlen, als deren Herstellungsgegend Venetien genannt werden darf, ergibt (Abb 13; vgl. auch Abb. 16 mit Abb. 17).

Bei der Verbindung der Sinnbilder „Hirsch" und „Sonnenrad" neige ich dazu, in ihr eine geschlossene und bedeutungsvolle Ganzheit zu sehen und glaube nicht, daß das Rad hier einem bloßen horror vacui sein Dasein verdankt. Der Hirsch als Göttertier ist namentlich in der Mythologie der Ostgermanen zu verfolgen. Daß er auf den bronzezeitlichen Felsbildern von Bohuslän den Sonnenwagen zieht[8], erweist seine enge Verbindung mit der Sonne und ihren Symbolen. Auch die Bedeutung des Hirsches im Balder-Mythenkreis ist hier zu erwähnen[9].

Wie ich schon in meinen „Beiträgen zur italienischen Volkskunde"[10] ausgesprochen habe und es aus verschiedenen Tatsachen geschlossen werden darf, war im italienischen Süden gegenüber dem Norden, wo die Sonnenverehrung zum Wesen der Religion gehörte, der Feuerkult stärker und

[8] Vgl. Peuckert, Art. Hirsch, HDA., IV, 90.

[9] Vgl. F. Losch, Balder und der weiße Hirsch, Stuttgart 1892.

[10] Ferdinand Herrmann, Beiträge zur italienischen Volkskunde. Heidelberger Akten der von Portheim-Stiftung, Heft 23, Heidelberg 1938, S. 65.

Digitized by Google

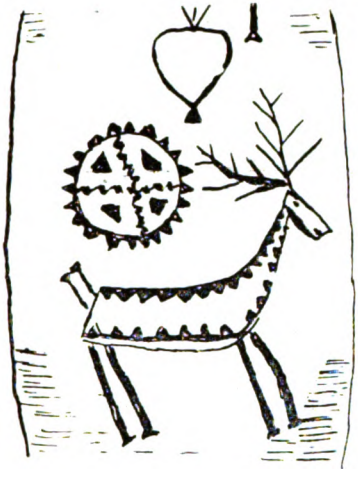


Abb. 10.
Teil eines Ochsenjoches
aus dem Jahre 1715.

bedeutsamer. Sie beide, Sonnenverehrung und Feuerkult, sind auseinanderzuhalten und brauchen von Hause aus nichts miteinander zu tun zu haben[11], so gehen m. E. viele der italienischen Frühlingsfeuer auf ganz andere, mit der Sonne nicht zusammenhängende Vorstellungen zurück. Erst später — und wahrscheinlich auf Einflüsse vom Norden zurückgehend — wurde hier immer mehr das Feuer zum Zeichen der Sonne und wurden da und dort bestehende Sonnenbeziehungen verstärkt. Daß im Norden Italiens die Verhältnisse anders liegen und daß namentlich im Oberetschgebiete schon zu einem sehr frühen Zeitpunkte eine ausgesprochene Sonnenverehrung anzunehmen ist, geht nicht nur aus der Kunst jener Frühzeit hervor, wo, wie schon dargelegt, insbesondere Ostgermanisches spürbar ist, sondern auch aus dem Brauchtum. Und der Hirsch (wie auch der Steinbock) mit dem Sonnenzeichen gehört zu jenen Sinnbildern, die über Jahrtausende unbeeinflußt einen wesentlichen Teil alten Glaubensgutes enthielten und bewahrten.

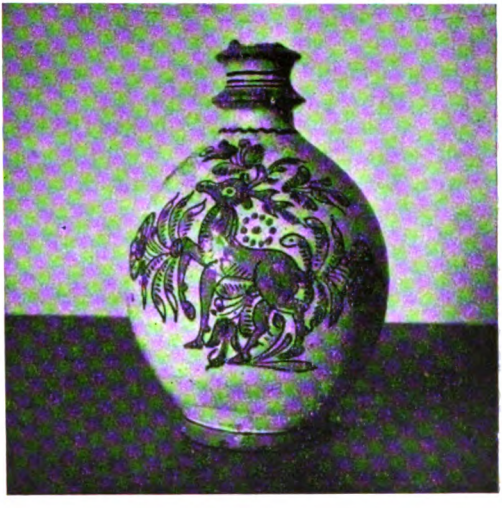


Abb. 11.

[11] Vgl. auch Freudenthal, Art. Feuer, HDA., II, 1389—1402.

Digitized by Google

Abb. 12.

Auf eine andere Beziehung zwischen der bäuerlichen Sachkultur und dem Brauchtum des Oberetschgebietes einerseits und den vorgeschichtlichen Zeichnungen andererseits möchte ich hier näher eingehen. In der Bozener Sammlung sind zahlreiche schöne Stücke von Halsjochen für das Kleintier (Inv.-Nr. 806 und 807, Abb. 7 und 8), die im übrigen teilweise mit Sinnbildern, insbesondere Sonnenzeichen, reich geschmückt sind. Das Kummet ist der Schmuck der Tiere, den sie mit größtem Stolz tragen. Der äußere Umriß eines solchen Kummets erinnert in seiner Infulähnlichkeit zunächst an den Kopfputz der Männer bei gewissen Festen unseres Gebietes. Diese Ähnlichkeit wird noch deutlicher, wenn wir zum Vergleich uns den Kopfschmuck vergegenwärtigen, den die Tiere besonders im Pustertal tragen, wenn sie im Herbst von den Höhen in ihre Täler zurückkehren. Die herrlichen Aufsätze, bestehend aus Bändern, Flitterwerk und künstlichen Blumen, mit denen sie die Hirten krönten, ähneln, wie bereits Mayr feststellte, in höchstem Maße sowohl dem Kopfputz der Saltner von Meran, wie auch jenem der Schemen von Imst, wie auch — und das ist das Beachtenswerte — in ihrer äußeren Form der Kopfbedeckung eines auf den Felszeichnungen von Cemmo dargestellten Kriegers (Abb. 18), der übrigens, genau wie der Saltner noch heute, eine Lanze oder Hellebarde trägt. Ich möchte in diesen Ähnlichkeiten nicht nur Zufälligkeiten sehen;

Abb. 13. Teil des Bildwerkes von der Bronzesitula von Watsch.

Digitized by Google

bei der das Alte erhaltenden und pflegenden Art des Volkes des Oberetschgebietes bin ich mit Dr. Mayr der Überzeugung, daß sich in den Gestalten des Imster Schemenlaufens und in den Meraner Saltnern nicht nur im großen ganzen, sondern auch in gewissen Einzelheiten ihrer Kleidung ganz bestimmte Vorstellungen und Formen der Frühzeit unverändert er-

Abb. 14.

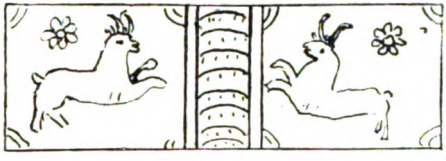


Abb. 15.

halten haben, daß in unserem Falle also ihre Kopfbedeckung zurückgeht auf jene der Krieger, genauer: besonders ausgezeichneter Krieger, wie uns einer davon in den Zeichnungen von Cemmo gegenübertritt. Es scheint mir gesichert, daß wir in diesem infulförmigen Kopfschmuck eine alte kultische Kopfbedeckung erblicken dürfen, die ursprünglich vornehmlich von Kriegern getragen wurde. Daß später — nachweisbar im 10. Jahrhundert — die Kirche sie übernommen hat und sie von da an immer mehr zu den kirchlichen Requisiten gehörte, spricht nur dafür. Denn überall, wo es dem Christentum unmöglich war, die alten kultischen Formen, die es antraf und

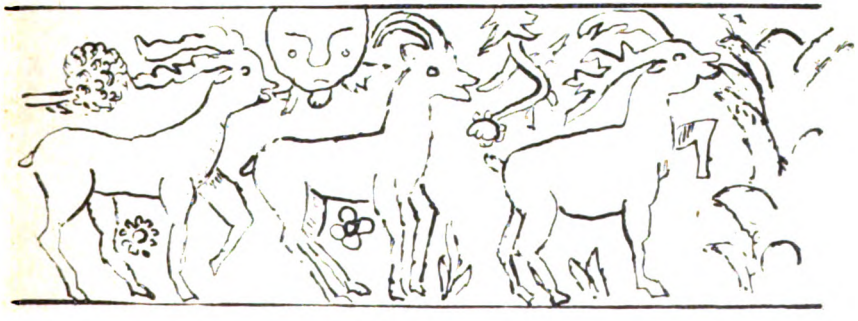


Abb. 16.

Digitized by Google

mit denen es zu kämpfen hatte, auszurotten, hat es sie übernommen und verchristlicht, derartig verchristlicht, daß es uns heute immer wieder schwer fällt, den vorchristlichen Kern zu erkennen und herauszuschälen. Um Mißverständnisse auszuschließen, möchte ich bemerken, daß es mir wichtig scheint, diese infulartige kultische Kopfbedeckung nicht mit dem spitzen Hut des Pulcinell zu verwechseln. Beide haben ganz verschiedene Vorläufer. Der spitze Hut der Narren hat, wie A. Dieterich[12] nachweisen konnte,

Abb. 17.
Teil des Bildwerkes einer Bronzesitula aus dem Gräberfeld von Hallstatt.

seine Entwicklungsgeschichte auf unteritalienischem Boden. Er hängt wahrscheinlich mit der Kapuze zusammen, die schon früh für komische Figuren der Bühne typisch ist und von der wir in dieser Hinsicht zahlreiche Belege haben.

Einer gewissen Vollständigkeit willen sei zum Schlusse auf einige Zierformen — oder sind es bedeutungsreiche Zeichen? — hingewiesen, die auch Dr. Mayr in dem schon erwähnten Berichte auf der Volkskundetagung in Trient gleich zu Beginn behandelte. In der vor- und frühgeschichtlichen Abteilung des Bozener Museums befindet sich der von den Ausgrabungen bei San Maurizio stammende reiche Votivschatz von annähernd dreitausend Bronzeringen, die der zweiten Epoche der Eisenzeit zugezählt werden. Bei ihnen herrscht, zusammen mit der Gliederung durch schlichte, parallel verlaufende Linien, vor allem die im Metallzeitalter häufige Verzierung mit Kreisen vor, bei denen jeder um einen deutlich ausgeprägten Mittelpunkt oder auch um einen weiteren kleinen Kreis sich zieht (Abb. 19). Diese Kreise um Würfelaugen sind auch sonst noch in der Bozener Sammlung zu beobachten. So finden sie sich an dem schönsten Schaustücke der vorgeschichtlichen Abteilung, an dem Griff des Hauensteiner Bronzeschwertes (Inv.-Nr. 237). Hier, auf dem Griff des außerordentlich guterhaltenen, in herrlicher dunkelgrüner Patina leuchtenden Schwertes, das dem sogenannten Donautypus angehört und von Mayr nach Montelius der zweiten

[12] Albrecht Dieterich, Pulcinella. Pompejanische Wandbilder und römische Satyrspiele, Leipzig 1897, S. 170—171.

Digitized by Google

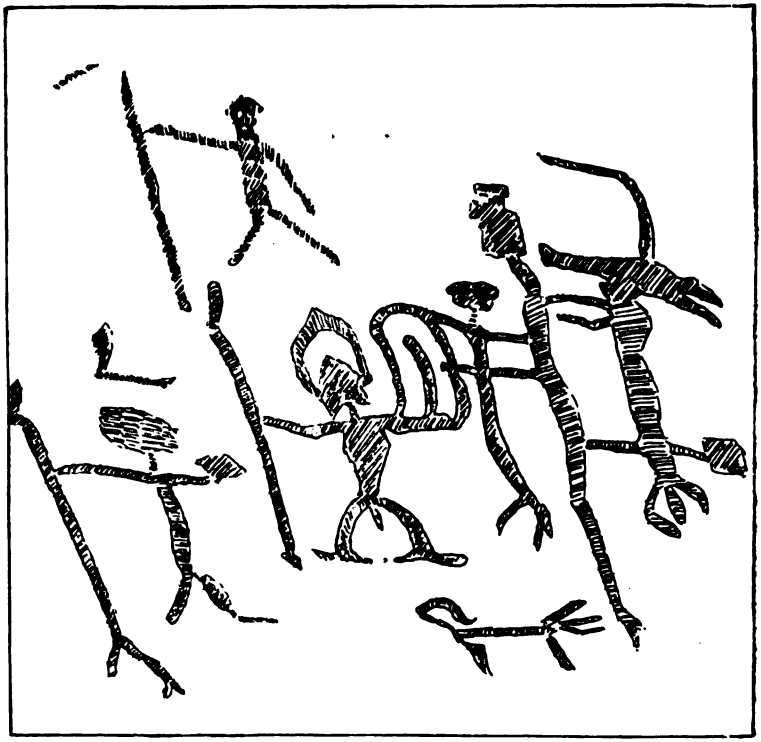


Abb. 18.

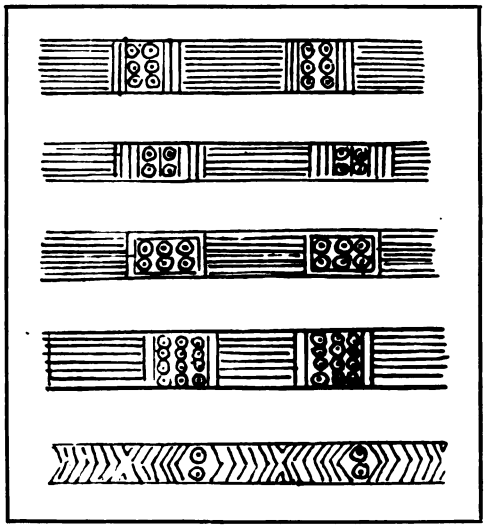


Abb. 19.

Digitized by Google

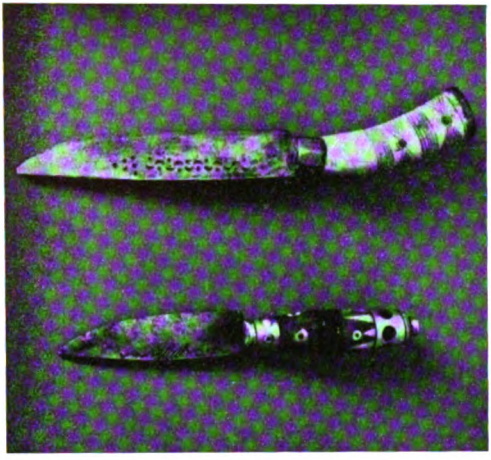


Abb. 20.

Periode der Bronzezeit oder der jüngeren Bronzezeit C nach Reinecke (etwa 1300 bis 1200 v. d. Ztr.) zugewiesen wird[13], laufen drei Reihen mit je acht konzentrischen Kreisen, die jeweils von fünf waagerechten Linien umschlossen sind. Auf den beiderseitigen Griffplatten ziehen sich außerdem zwischen den Nietstiften je vier dieser konzentrischen Kreise um die halbmondförmige Einbuchtung, und je fünf solcher Kreise schmücken den Rücken der beiden Griffplattenflügel. Diese gleichen Zierformen, teilweise, wie bei den Ringen von San Maurizio, mit denselben Linienbündeln, fallen immer wieder bei den Stücken der volkskundlichen Sammlung des Bozener Museums auf. Bei den Beinschnitzereien an Messergriffen (Inv.-Nr. 701 und 702, Abb. 20 und 21b), Haarsteckern (Inv.-Nr. 2564 und 2170, Abb. 22), „Gemsenschinderln" (Inv.-Nr. 281, Abb. 21a und 23) sind sie am häufigsten anzutreffen.

Mit dieser Gegenüberstellung der Schmuckformen bronzezeitlicher Gegenstände zu solchen der bäuerlichen Sachkultur des Oberetschgebietes aus den letzten Jahrhunderten möchte ich schließen. Im Falle des „Sonnenhirsches" habe ich versucht, den Sinnbildkomplex in einen größeren Beziehungskreis einzuordnen, nicht zuletzt in der Hoffnung, damit anzuregen, daß Darstellungen aus der Volkskunst anderer Stammesgebiete in ähnlicher Richtung gesichtet und bearbeitet werden.

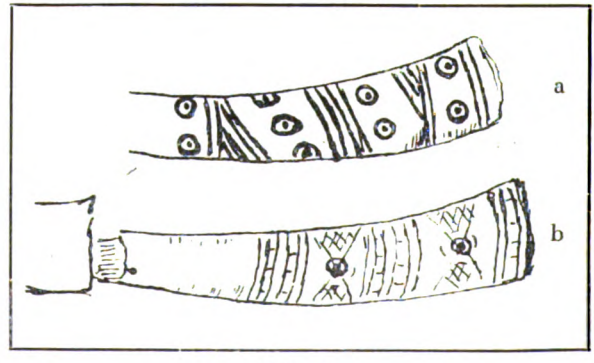


Abb. 21.

Was den „kultischen Kopfschmuck" angeht, dem ich den spitzen Hut, abgeleitet aus der Kapuze närrischer Personen, gegenüberstellte, ließen sich wohl mit Leichtigkeit die Belege noch erweitern. Allgemein darf hinsichtlich dieser Beziehungen

[13] Karl M. Mayr, Vorgeschichtliche Miszellen, Bozner Jahrbuch für Geschichte, Kultur und Kunst, 1931—34, Bolzano 1934, S. 285—310.

Digitized by Google

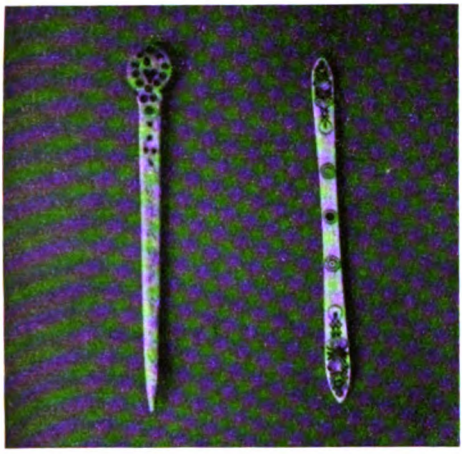


Abb. 22.

zwiſchen Vor- und Frühgeſchichtlichem und der Volkskunſt im Bereiche der Oberetſch geſagt werden, daß mancherlei in den Brauchtumserſcheinungen wie auch in der Sachkultur hier noch beſtätigend herangezogen werden könnte. Vor allem ſcheinen mir die Masken der Spiele — ſo jene der Nikolausſpiele[14] — in hervorragendem Maße in dieſer Hinſicht bedeutſam und einer Behandlung wert. So lehrreich es geweſen wäre, ſie in dieſer Arbeit einzubeziehen, glaubte ich doch, beſſer zu tun, darauf zu verzichten; zu weitſchichtig iſt das Material und zu mannigfaltig ſind die Beziehungen und Geſichtspunkte, denen in dieſem Bezuge nachgegangen werden muß. Insbeſondere ſind auch die raſſiſchen Verknüpfungen hier beachtenswert und erheiſchen eine gründliche Behandlung. Ich hoffe jedoch, bald in der Lage zu ſein, in einer anderen Arbeit, die manches, was hier ausgeſprochen wurde, noch ergänzen und erweitern wird, ſie eingehend geſondert unterſuchen zu können.

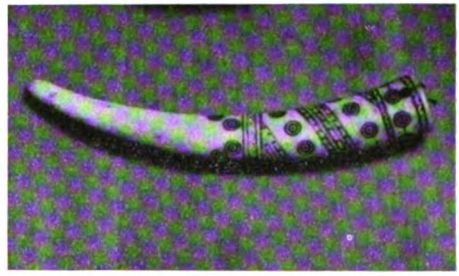


Abb. 23.
Solche „Gemſenſchinderln“ dienten den Gemſenjägern zum Ausweiden der Gemſen.

[14] Vgl. Ferd. Herrmann, Inventar und Beſchreibung der hauptſächlichſten Stücke der tiroliſchen volkskundlichen Sammlung aus der von Portheim-Stiftung, „Schlern“, 14. Jahrg., S. 429—436, wo einige typiſche Masken beſchrieben und abgebildet ſind.

Digitized by Google

Volkskundliches aus der Reformationszeit.

Von **Oberstudiendirektor Dr. Albert Becker**, Heidelberg.

Eine wertvolle geschichtlich-volkskundliche Quelle fließt uns in den kirchlichen Ordnungen und Verordnungen der Reformationszeit. Der Prüfungsbefund geistlicher Oberbehörden, die Niederschrift über die beobachteten kirchlichen und gemeindlichen Verhältnisse vermitteln uns nicht selten die Kenntnis vorreformatorischen Brauchtums und Glaubens, die sich aus älterer Zeit im evangelischen Kirchentum auch nach der Kirchenerneuerung noch erhielten. Meist nur handschriftlich überliefert, sind solche „Protokolle" zum Teil auch an einer Stelle veröffentlicht, wo sie der Volkskunder weniger sucht und darum leicht auch übersieht.

Was ich aus solchen urkundlichen Quellen hier mitteile, entstammt Kirchen-Visitationsberichten des östlichen und westlichen heutigen Saarpfalzgaues, ehemaligem Leininger (1) und Zweibrücker Gebiet (2). Hier ist es die Gegend etwa zwischen Zweibrücken und Kusel, dort das Land unweit Worms, um Grünstadt und Frankenthal. Die bei der Kirchenbesichtigung festgestellten „Mängel" stellen für uns eine Reihe von Zeugnissen zur Geschichte oberrheinischer Volkskunde dar. Für den alten evangelischen Theologen sind jene „Mängel" Äußerungen des Unglaubens oder doch Aberglaubens, „Narrheit und Torheit"; der Volkskunder erkennt in manchem dieser beanstandeten Bräuche aus vorchristlicher Zeit überliefertes Brauchtum, hinter dem sich germanischer Glaube birgt. So entbehrt es nicht einer gewissen tragischen Ironie, daß gerade jene germanisch-deutsche Kirchenerneuerung der Reformationszeit ganz bewußt vorchristliche Wurzeln auszurotten suchte — mit welchem Erfolg freilich, kann uns unser heutiges Brauchtum noch lehren; und so schlagen auch jene Äußerungen alten oberrheinischen Glaubens und Brauches eine Brücke her zur Gegenwart.

Ich gebe den in verschiedenen Berichten aufgeführten Befund in einer Auswahl von Belegen wieder und füge zum Teil auch den auf die Beanstandungen hin ergangenen Bescheid hinzu; manches wiederholt Angeführte bezieht sich auf verschiedene, aber doch einander benachbarte Orte der Leininger Grafschaft (1). Es ist an dieser Stelle nicht nötig, alle volkskundlichen Erscheinungen, die zur Sprache kommen, aus dem wissenschaftlichen volkskundlichen Schrifttum zu belegen; es sind zum

Digitized by Google

großen Teil bekannte Bräuche. die an dem Kern des Menschendaseins haften, an die Markſteine des Lebens-, Tages- und Jahreslaufs, an Werden und Vergehen im Geſchlechter- und Zeitenwechſel geknüpft ſind; dazu trift einiges aus dem Bereich der Volksheilkunde. Manche Wortform iſt dem einſtigen oder heutigen Schreiber verkehrt in die Feder gefloſſen oder überhaupt unvertraut geblieben. Ich habe ſolche offenſichtliche Fehler gleich richtiggeſtellt und mich auf nur wenige Schrifttumsnachweiſe beſchränkt; unter 2 iſt einiges mehr zur Erläuterung geſagt und das Weſentliche an dem unter 1 und 2 mitgeteilten Brauchtum auf den Hauptnenner gebracht: Was fruchtbar iſt, allein iſt wahr.

1.

Aus dem Viſitationsprotokoll der Grafſchaft Leiningen-Hardenburg vom Jahre 1597[1].

Sie haben kein Leichtuch noch Bahr oder Leichſchragen, ſondern Wagen die Toten aufzuhöbeln[2].

Haben ein abgöttiſch Gelauf nach den Oſterfladen[3] auf den Oſtermontag.

Hochzeiter und Hochzeiterin brechen etliche Stück von einem Weck, behalten dieſelbige, den andern werfen ſie hinter ſich[4].

In Kindsſchenken brauchen ſie große Unkoſten.

Thomas Schellen Hausfrau hat aus Einfalt den Leuten die Häupter geſegnet, iſt ihr leid, daß ſie es getan, will's nimmermehr tun, welches ſie mit Treuen bezeuget.

Sollen (Schultheiß und Gericht) den großen Unkoſten mit dem Taufſchenken, die Unordnung des Abends aus dem Wirtshaus und von der Ratsſtube zur Unzeit zu gehen, das Klicken (?) und Spielen auf den Gaſſen vor der Sonntagspredigt abſchaffen, auch das Laufen nach dem Oſterfladen[3] fürohin unterſagen laſſen.

Glöckner klagt, man gebe ihm nicht, was ihm gebühre, als: der Batzen für ein Kalb werde ihm nicht gegeben wie auch der Gang Brot auf Weihenachten nicht, die Garben voller Raden laſſe man ihm liegen. Man ziehe ihm ab an Kappis und Rüben. Schultheiß will ihm behilflich ſein.

Die Metten läute er (der Glöckner) gar unfleißig auf zwei Jahr, läute auch nicht die Funckenglocke (Turckenglocke?)[5], wende für, er hab kein Öl.

[1] Blätter für pfälziſche Kirchengeſchichte, 13, 1937, 76 ff.

[2] Volk und Volkstum, 2, 1937, 76 ff.

[3] Albert Becker, Oſterei und Oſterhaſe. Vom Brauchtum der deutſchen Oſterzeit. Jena 1937.

[4] Eugen Fehrle, Deutſche Hochzeitsbräuche. Jena 1937.

[5] Wohl eine Erinnerung an die noch im 19. Jahrhundert am Rhein gefürchtete Türkengefahr. Vgl. Volk und Volkstum, 1, 1936, 109 ff.; 3, 1938, 9 ff. Auch G. Wolfram, Ein feſte Burg iſt unſer Gott. Berlin und Leipzig 1936.

Digitized by Google

Die getauften Kindlein tragen sie um den Altar.

Die Lehen werden noch ausgerufen und Maien gesteckt auf Walburgis.

Ein junger Knecht tragt zu Hochzeiten ein Maß Wein und 4 Pfg. Weck auf der Hand in die Kirche zum Altar, gehört dem Pfarrer.

Peter Kürsner und Heinrich Scherers Hausfrau haben aus Einfalt und Verführung anderer den Leuten die Häupter pflegen zu segnen.

Lassen die Kinder bisweilen auf den 8. Tag ungetauft liegen.

Mit den getauften Kindern gehen sie um den Altar.

Halten jährlich Kirchweihe zwei oder drei Tage auf Sonntag vor Bartholomaei.

Die Knechte rufen die Lehen aus und stecken Maien auf Walburgis.

Auf die Hochzeiten trägt ein Knecht ein Maß Wein und vier Pfg. (Pfund?) Brot auf der Hand in die Kirche zum Altar, ohne (?) Handszwell (Handtuch)[2], selbige Maß gebührt einem Pfarrer.

Bei den Hochzeiten trägt ein Junger ein Maß Wein auf der Hand in die Kirche zum Altar, verdient damit ein Paar Handschuhe[2].

Auf Walburgis werden die Lehen ausgerufen und Maien gesteckt.

Haben kein Leichtuch zu den Verstorbenen.

Der alt Zill hat das Kindlein, so er mit einer andern in Unehre erzeugt, lassen zum Petersbrunnen[6] tragen, ist hernach gestorben.

Man läutet zu Mittag die Funkenglocke (Türkenglocke?)[5], auch auf den Abend die Weinglocke nicht.

Glöckner klagt, der Gang Brot werde ihm nicht gereicht.

Glöckner hält kein Metten noch Vesper, kein Turckenglocken[5] noch acht Uhr.

Halten Kirchweihe jährlich auf den Sonntag nach Aegidii und auf des neuen Jahrs Abend einen Markt von Hanf, Flachs, Häfen[7].

Auf Walburgis rufen sie die Lehen aus im Dorf und stecken Maien.

Es will sich gebühren, daß, was unrecht, abgeschafft werde, und weil man aus allerlei Bericht so viel befunden, daß diejenigen, so sich ausrufen lassen, aus der Kirche bleiben, soll fürohin derselbigen Proklamation, wenn sie nicht gegenwärtig, eingestellt werden. Item auf die Hochzeiten[4] soll man um neun Uhr oder zum längsten halb zehn in der Kirche sein, wo nicht, soll keine Predigt geschehen und die Kirche geschlossen werden. Braut und Bräutigam sollen das Weckbeißen und Weintrinken gar unterlassen.

Zum Wetter und dem hl. Urban soll man nicht mehr läuten. Aber die Turckenglocke[5] soll alle Tage um 12 Uhr geläutet werden.

Die Lehen und was demselbigen anhängt, sollen nicht mehr ausgerufen werden, sondern gänzlich abgeschafft sein.

[6] Bayerische Hefte für Volkskunde, 8, 1921, 145 ff. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 9, 1931, 17 ff. Volk und Volkstum, 3, 1938, 192 ff.

[7] Man denkt auch beim Hafenstechen an den (unter 1) erwähnten Hanf-, Flachs- und Häfenmarkt auf Neujahrsabend. Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 11, 242, 260 ff.

Digitized by Google

Aller Flennwein[8], da man die Seel vertrinket[8], soll gänzlich unterbleiben.

So soll auch männiglich bevorab neben dem Pfarrer der Schultheiß, Gerichtspersonen und andere dem grausamen Fluchen und Lästern[9] steuern.

Velten Genheimers Hausfrau will des Segnens abstehen, weil man's nicht haben will. Man brauche doch viel gute Wort.

Clara Plackschneiders Hausfrau sagt, sie hänge dem Viehe (?) Kräuter an als Eisenkraut, Leberkraut usw., so sind auch nit böse Wort, doch sie wolle es unterlassen.

Auf Philippi und Jacobi (1. Mai, Walburgis) werden die Lehen noch ausgerufen und grüne Maien gesteckt.

Ein Maß Hochzeitswein[4] und 4 Pf. Brot trägt ein junger Gesell mit einer Handzwell (Handtuch)[2] umhangen in die Kirche.

Man hält öffentliche Spielplätze[10] nach den Predigten.

Man hält auch öffentliche Tänze[10] auf den Gassen oder im Otterbergischen Hof auf die Sonn- und Feiertage.

Im Sommer wird auf den Abend die Weinglocke nicht geläutet.

Jost Bock, ein alter, ungestümer Mann, betet den Glauben, die zehn Gebote und Ave Maria durcheinander, sagt, er sei nicht anders gelehrt worden, treffe er's nicht, so müßte er Straf leiden, habe er's verdient, so soll man ihn strafen.

Hans Spannagel, der Schuster, ist päpstisch. Ist noch nie zum Abendmahl gangen, will bei seinem alten Glauben bleiben und eher aus dem Land ziehen. Sagt, wo er hinkomme, so hieße es, Gotteswort halte alles für recht, man wisse nicht, welches das Beste sei...

Ich habe diese letzten Stellen mitgeteilt, weil sie, wie wenige andere, uns unmittelbar in diese Zeit des Ringens zwischen altem und erneuertem Glauben einen Einblick gewähren und auch volkskundlich vieles verständlich machen.

2.

Aus einem Zweibrücker Kirchen-Visitationsbericht von 1558.

In einem Zweibrücker Kirchen-Visitationsbericht von 1558 (Blätter für pfälzische Kirchengeschichte, 2, 1926, 56), finde ich einige volkskundlich lehrreiche Angaben, die der Erklärung bedürfen. Als „gemeine Mängel und Mißbräuche, so hin und wieder eingerissen", werden dort — wir geben in heutiger Schreibweise wieder — gebrandmarkt: Johannesfeuer, Lehenausrufen (so heißt es statt des sinnlosen Lesenausrufens), Räderschieben, Hafenstechen, Pfingstbesam-

[8] Volk und Volkstum, 2, 1937, 84 f.

[9] Ebenda, 2, 1937, 342 f.

[10] Robert Stumpfl, Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas. Berlin 1936.

Digitized by Google

meln, Flachtänze, nächtliche Tänze, unzüchtige Spinnstuben und dergleichen Narrheit und Torheit mehr.

Johannesfeuer und Lehenausrufen sind bekannte Bräuche; das Räderschieben ist eine ältere Bezeichnung für Notfeuermachen; ich darf dafür auf meine Pfälzer Volkskunde (1925) verweisen. Das Pfingstbessammeln hängt mit dem Westricher Frühlingsbrauch des Pfingstquacks zusammen, der an derselben Stelle behandelt ist[11]. Mehr Schwierigkeit für die Deutung bereitet die Sitte des Hafenstechens, noch mehr die der „Flachtänze". Das Hafenstechen führt wohl in den Bereich der in dem Bericht gleich darnach verpönten Spinnstube, bei deren Abschluß auf Lichtmeß noch einmal die tollste Ausgelassenheit, „Torheit und Narrheit" herrschte. Mädchen und Burschen suchten sich, so wird uns aus Mitteldeutschland[12] berichtet, mit Ruß und Kohlen die Gesichter zu schwärzen, die Burschen warfen den Mädchen alte Töpfe[7] gegen die Tür oder in die Stube; als Hafenschnellen wird dieser vielfach übliche Lärmumzug[7] in Thüringen bezeichnet. Die „Flachtänze", wie es in der von uns eingesehenen Urschrift in der Tat heißt, gewinnen wohl nur Sinn und Bedeutung, wenn wir ein Versehen des Schreibers annehmen. Ich vermute, es sollte heißen: Flachstänze. Damit aber werden wir wiederum in den Bereich der Spinnstube und in die Fasnachtszeit versetzt, deren Sitte und Brauch in innigstem Zusammenhang mit der Sicherung neuen Gedeihens für Feld und Flur, vor allem des Flachses stand. Der Gleichlauf zwischen tierisch-menschlicher und pflanzlicher Fruchtbarkeit findet seinen sinnbildlichen Ausdruck in einer beide Geschlechter erfassenden Tanzlust[13], die vielfach am Fasnachtsdienstag ihren Höhepunkt erreichte. Die Frau als Hauptträgerin fruchtbaren Wesens tritt auch sonst in dieser Zeit des Vorfrühlings, des keimenden Lebens in der Natur, besonders hervor. Auf eigene Weiberfeste, die unter Ausschluß der Männer gefeiert wurden, wie z. B. in der Pfalz der Weiberbraten von Berghausen bei Speyer, und die sich in unserm süd- und westdeutschen, ehemals römischen Besatzungsgebiet vielleicht daher länger erhielten, bin ich in meiner Schrift Frauenrechtliches in Brauch und Sitte (Kaiserslautern 1913) und anderwärts näher eingegangen. Wenn in unserm Visitationsbericht beklagt wird, daß „Weiber und Maid zum Wein gehen und bisweilen in die lange Nacht[12] beieinander sitzenbleiben", so darf dabei an solcherlei Weiberfasnacht[13] gedacht werden, wie sie bis ins 19. Jahrhundert herein vom alemannischen Elsaß herüber auch in die Südpfalz ausstrahlt. Der Weibertag von Wilgartswiesen z. B., für den E. Christmann in Heimat und Volkstum, 10, 1932, 378 ff., ur-

[11] Jetzt auch Albert Becker, Frühlingsbrauch und Sonnenkult vom Rhein zur Saar. Wuppertal-Elberfeld 1937. Dazu Pfälzisches Museum — Pfälzische Heimatkunde, 1926, 58, und Blätter für pfälzische Kirchengeschichte, 6, 1930, 106.

[12] P. Sartori, Sitte und Brauch, 2, Leipzig 1911, 192. Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche[4] (Leipzig und Berlin 1936), 37.

[13] P. Sartori, a. a. O., 3 (Leipzig 1914), 109 ff. Hessische Blätter für Volkskunde, 35, 1936, 59—85, mit weiterem Schrifttum.

Digitized by Google

kundliche Belege aus älterer Zeit erbrachte, wurde erst um 1800 durch amtliche Verfügung in der Franzosenzeit beseitigt (A. Becker, Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, 24, 1927, 160). Auch beim Bereiten des Notfeuers oder Räderschiebens, wie ich es nach der Schilderung eines Zeitgenossen, des Hornbacher Pfarrers und bekannten Botanikers Hieronymus Bock-Tragus (1498—1554) bekanntmachen konnte (Pfälzer Volkskunde, 326), tritt das Frauentum besonders hervor: kultisch reine Mädchen führen dabei eine Art Schwerttanz auf, um allem drohenden Unheil wehrhaft zu begegnen[11]. Johannesfeuer und Lehenausrufen aber, das in unsern heute noch in der Gegend von Wilgartswiesen üblichen Mädchenversteigerungen verklingt, sind erst recht eine Angelegenheit der reifen weiblichen und männlichen Jugend.

So reihen sich alle Bräuche, die die evangelische Kirche um 1558 zu rügen hatte, zu einer geschlossenen Kette, die sich gleichsam um die zu sichernde Fruchtbarkeit schlingt. Unfruchtbarkeit ist eben ein Fluch, der alle Lebenstätigkeit lähmt und drückt, den nur heilige Handlung heben kann. Dem Römer fließt in seiner felicitas Fruchtbarkeit und Glück sprachlich in eins zusammen; wir denken an Goethes Wort:

Was fruchtbar ist, allein ist wahr.

Albert Becker 60 Jahre alt.

Am 16. September dieses Jahres vollendete der saarpfälzische Landes- und Volksforscher Prof. Dr. Albert Becker in Heidelberg sein 60. Lebensjahr. Geborner Speyerer, hat B. neben und nach seiner Tätigkeit im Staatl. Höheren Lehramt (zuletzt als Oberstudiendirektor des Gymnasiums Zweibrücken) seit bald vier Jahrzehnten der pfälzischen Heimatforschung in umfassender Weise gedient. Dem „Begründer einer wissenschaftlichen Volkskunde der Pfalz" überreichte „auf Grund seiner großen Verdienste um die wissenschaftliche Erforschung der Pfalz und um die Wahrung des Deutschtums in der Pfalz in schwerer Zeit" die Universität Würzburg 1927 ihre Bene-Merenti-Medaille mit Diplom. Schon 1916 wurde ihm als erstem Pfälzer für hervorragende Verdienste um das Pfalzjubiläum und einen wertvollen Urkundenfund wie dessen Auswertung die Königliche Ludwigsmedaille Abt. A für Wissenschaft und Kunst von Bayern zuteil, andere Auszeichnungen gleichzeitig von Preußen, Württemberg und Baden. Von der Bayer. Staatsregierung war B. 1925 bei Errichtung der (von ihm angeregten) Saarpfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften zu deren ord. Mitglied ernannt worden. Er besitzt die goldene Jahrhunderdenkmünze des Historischen Museums der Pfalz (1927) und ist Ehren- und Korr. Mitglied anderer wissenschaftlicher Körperschaften. Daneben wurden ihm noch zahlreiche Anerkennungen seiner Arbeit zuteil, für die die heimatliche Saarpfalz stets nur Brücke zu einer gesamtdeutschen Einstellung war; so wurde ihm Heimatkunde früh schon ein sehr weiter Begriff, den er bei seiner wissenschaftlichen Tätigkeit von allen Seiten her (Geschichte, Geistesgeschichte, Kulturkunde) zu umfassen suchte. Mit Vorliebe arbeitet B. seit einem Menschenalter im Bereich der Volkskunde, der er ungezählte Aufsätze und ganze Bücher gewidmet hat. Er ist unsern Lesern bekannt als Mitarbeiter dieser Zeitschrift. E. F.

Digitized by Google

Pferdekundliches aus Böhmen.

Beiträge zur sprachlichen und kulturellen Volksforschung.

Von **Dozent Dr. Gerhard Eis**, Prag.

Bei der Sommerhochschulwoche in Böhmisch-Leipa im Juli 1937 wies ich im Rahmen eines Vortrags über ältere deutsche Handschriften als Quellen für die Kultur- und Geistesgeschichte[1] auf einige bisher von der sudetendeutschen Landesforschung völlig übersehene Forschungsaufgaben hin, deren Einbeziehung ungeahnte Aufschlüsse über die Zumittelung von Kulturgütern der Altstämme an die Ostsiedler und die Weitergabe durch diese an die slawischen Nachbarn verspricht. In der Folgezeit habe ich eines dieser Themen selbst ausgearbeitet, um die Ergiebigkeit der herausgestellten Gebiete nachzuweisen. Die Arbeit, die ich nach weitgreifenden Quellenstudien zu einem vorläufigen Abschluß brachte, ist eben unter dem Titel „Meister Albrants Roßarzneibuch im deutschen Osten" erschienen[2]. Bei der Materialsichtung stieß ich naturgemäß auch auf Quellen anderer Art, die im Rahmen des genannten Buches nur gestreift werden konnten, aber ihrerseits mancherlei Anregungen bieten. Sie werden im vorliegenden Aufsatz mit herangezogen.

Die Vorbedingung für die Fruchtbarmachung der Albranthandschriften in dem von mir erstrebten Sinne einer kulturgeographischen Lebensgeschichte eines wirkungsreichen, praktischen Zwecken dienenden Buches bildete die veterinärhistorische Sicherstellung des Inhalts der Urschrift. Es galt zunächst, den Nachweis zu liefern, daß Meister Albrant, den die Medizin- und Veterinärgeschichte für apokryph erklärt hatte, wirklich gelebt hat. Die Heranziehung aller bisher bekannten und einiger von mir entdeckten Handschriften ermöglichte es, den Verfasser als einen Marstaller Kaiser Friedrichs II. zu erweisen; seine Schrift — das erste Roßarzneibuch in deutscher Sprache — begann im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts in Neapel die Ausfahrt nach dem nördlich der Alpen liegenden Raum. Es mußte festgestellt werden, welche Krankheitsfälle, Heilverfahren und Heilmittel dem Kernbestand angehörten und welche der in den späteren Bear-

[1] Erschienen in der „Zeitschrift für sudetendeutsche Geschichte", I, S. 281 ff.

[2] Bd. 9 der „Schriften der Deutschen Wissenschaftlichen Gesellschaft in Reichenberg", Reichenberg 1939, 158 S.

Digitized by Google

beitungen auftretenden Vorschriften landschaftlicher Zuflug sind. Nachdem diese durch textkritische Methoden gewonnenen Grundlagen gesichert waren, konnte zu der mir als Hauptsache erscheinenden Auswertung kulturgeschichtlicher und kulturgeographischer Art geschritten werden, wie sie meines Wissens bisher noch für kein medizinisches Denkmal des deutschen Mittelalters durchgeführt worden ist. Die Ergebnisse dieser Bemühung sind, kurz zusammengefaßt, diese:

1. Die Sendung des Roßarzneibuches von Meister Albrant im deutschen Osten.

Das schulmedizinische Werk, dessen erstes Auftreten in Böhmen durch ein Pergamentfragment aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (der ältesten Handschrift überhaupt) bezeichnet wird, gewinnt eine über die Gelehrtenstuben hinauswirkende Bedeutung. Es sind Anhaltspunkte dafür vorhanden, daß die Schrift auf Geheiß Karls IV. in Prag durchgeprobt und dann über Böhmen hinaus in den ostdeutschen Länderbesitz der Luxemburger verbreitet wurde. Um 1360 sind in Schlesien bereits über ein halbes Dutzend von Handschriften nachzuweisen, die sich als Umschriften sudetendeutscher Vorlagen zu erkennen geben. Etwa gleichzeitig dringt die Schrift auch in der Oberlausitz ein. Die aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammenden preußischen Niederschriften weisen Merkmale und Zutaten auf, welche beweisen, daß das zum Hausbuch der Hufschmiede gewordene Werk über Schlesien und die Lausitz bis an die Gestade der Ostsee weitergeleitet wurde. Im Ordensland Preußen gewinnt es Einfluß auf den größten deutschen Wundarzt des Mittelalters, Heinrich von Pfolspeundt, um 1460[3]. Gleichzeitig dringt Albrants Schrift, mit Zuflug aus der Volksmedizin beladen, auch nach dem Südosten weiter vor. Wir finden sie am Westrand der Karpaten in der Gegend zwischen Lundenburg und Preßburg, ja selbst in Debrecen in Ungarn. Wenngleich die dort befindliche Handschrift des 15. Jahrhunderts nicht in Ungarn geschrieben worden sein muß, sondern erst später dorthin gelangt sein kann, so zeigt doch das Vorhandensein einer Albrantinkunabel im Magyar Nemzéti Múzeum in Budapest und die Drucklegung eines späten Nachfahren Albrants in Temesvar (in deutscher Sprache) an, daß die für das Mittelalter und die frühe Neuzeit im Namen Albrant sich verkörpernde deutsche Pferdeheilkunde nicht vor den heutigen magyarischen Volks- und Staatsgrenzen Halt machte. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst wird das Roßarzneibuch wohl auch den Deutschen Polens und Rußlands bekanntgeworden sein; hiefür spricht z. B. die Erhaltung eines deutschen Albrantdruckes des 17. Jahrhunderts in Leningrad[4]. Auch Spuren einer ostwestlichen Kulturbeeinflussung sind greifbar; eine Münchener und eine Donaueschinger Handschrift des

[3] G. Eis, Meister Albrants Roßarzneibuch und Heinrich von Pfolspeundt, Forschungen und Fortschritte, 20, III, 1938.

[4] H. Held, Zu Meister Albrechts Hippopronia, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, 1936, S. 191.

Digitized by Google

Roßarzneibuches weisen Merkmale des sudetendeutschen Überlieferungsflügels auf.

In Böhmen wurde Albrants Schrift von den Tschechen mehrmals in ihre Sprache übersetzt. Die älteste erhaltene tschechische Handschrift stammt aus dem Jahre 1444, aber es ist wahrscheinlich, daß die erste Eintschechung noch im 14. Jahrhundert erfolgte. Während im deutschen Kulturkreis, auch in dem mit dem Gesamtdeutschtum Schritt haltenden sudetendeutschen Kulturkreis, das mittelalterliche Buch später immer mehr an Bedeutung verlor, indem die wissenschaftliche Pferdeheilkunde sich über Albrant hinaus fortentwickelte, steht das Werk bei den Tschechen im 18. Jahrhundert noch in ungemindertem Ansehen und wirkt weiter wohl bis auf den heutigen Tag — eine nun in meinem Besitz befindliche, um 1800 hergestellte Abschrift wurde in Innerböhmen noch im Jahre 1890 von einem Großvater mit Widmung an seinen Enkel weitergegeben.

Das führt von der zunächst flächenhaft gesehenen Verbreitung und Geltung der Schrift zur Betrachtung ihrer Rolle in den verschiedenen gesellschaftlichen Schichten. Der Hofmarstaller des Staufenkaisers hatte in der Nachbarschaft der salernitanischen Schule und im Wetteifer mit arabischen Autoritäten gedient. Durch Karl IV. wurde seine Schrift zum praktischen Behelf der Schmiede, Pferdeknechte, Roßtäuscher usw. Wohl sind es auch in dieser Zeit noch vorwiegend Geistliche, welche die Handschriften anfertigten, aber in Verwendung steht das Buch allüberall, wie Anhängsel wie sam dy smede tun u. ä. schon in den Handschriften des 14. Jahrhunderts dartun. Auch wird das Werk schon damals mit Heilsegen, Zaubern und Roßtäuscherkniffen bereichert, die gewiß nicht aus Gelehrtenstuben stammen. In einer in meinem Besitz befindlichen österreichischen Handschrift aus der Zeit um 1600 finden sich wachsartige Tropfen und Spuren daraufgegossener Beizen, die deutlich zeigen, daß das Buch aufgeschlagen neben dem kurierenden Praktiker lag. Andere Handschriften stammen aus der Feder von Adeligen (Kollonitz, Liechtenstein, Kaunitz), und gerade diese zeigen in starkem Maße Anschwellung durch Hausmittel aller Stände (Wasenmeister, Soldaten, Bereiter usw.). Ist so Albrants Werk einerseits zum Auffangbecken für volksmedizinische Verfahren geworden, denen dadurch das glückliche Schicksal früher schriftlicher Fixierung zuteil wurde, so behaupten sich andererseits manche Mittel Albrants noch in der wissenschaftlichen Tierheilkunde der jüngsten Zeit. Fast alle roßarzneikundlichen Druckwerke bis ins 18. Jahrhundert bewahren Vorschriften des Altmeisters, dessen Name im 15. Jahrhundert zu Albrecht umgemodelt und infolge der in seine Schrift hineingearbeiteten Roßtäuscherkniffe und Betrügerstreiche zeitweilig der Verachtung anheimfiel[5], um später ganz vergessen zu werden.

[5] In der Schlägler Handschrift wird Albrant zu Hilbrant verlesen, in einer Hs. zu Rom liest man Hildebrant. Wort und Begriff „Hilpersgriff", zu Unrecht mit dem Meister Hildebrand der Heldensage zusammengebracht, scheint in Wahrheit von Hilbrant-Albrant herzukommen; s. darüber in meinem genannten Werk, S. 106 f. Ein Roßtäuscherausdruck, den Grimms Wörterbuch nicht kennt, ist „beheften", das „betrügen" bedeutet, vgl. ebenda, S. 94.

Digitized by Google

2. Mitbringsel der Ostfahrer. Weitergabe altdeutscher Volksmittel an die Tschechen.

Es ist anzunehmen, daß jene deutschen Bauern, Handwerker und Bergleute, die im 12. bis 14. Jahrhundert in den Sudetenländern einzogen, keine lateinischen Pergamente mit sich brachten, um nach den antiken Vorschriften ihre erkrankten Haustiere zu heilen. Was sie an Behandlungsweisen beim Vernageln, Beinwachs, Satteldruck, bei der Harnwinde, Druse, Mauke, Hufknorpelfistel usw. kannten und anwendeten, das waren ohne Zweifel Mittel der praktischen Erfahrung, worein allerdings auch manche antike oder arabische Erkenntnis auf dem Wege über die Klosterschmiede eingesickert sein mochte, erwiesenermaßen auch Segen und Zauber. Die Möglichkeit eines Nachweises, daß die in den Albranthandschriften des ostdeutschen Kolonialbodens auftauchenden Zusatzmittel nicht Neuerrungenschaften der seßhaft gewordenen Pioniere, sondern altes, mitgebrachtes Erbgut sind, ergibt sich dann, wenn sich Aufzeichnungen derselben Mittel bei den Altstämmen schon in der Zeit vor der Abwanderung der Kolonisten beibringen lassen. In der Tat finden wir bei den Sudetendeutschen und anderen deutschen Ostleuten solche Mittel, für die sich ein höheres Alter, als die jeweilige deutsche Ostsiedlung aufweist, nachweisen läßt. In der 1435 niedergeschriebenen, von mir herausgegebenen Handschrift des Prager Kanonikus Siegmund von Königgrätz begegnet folgende Beschwörung des Überbeins: Ich beswer dich, uberpain und ubel pain, pey den tzwain engeln Michahel Gabriel, das du swennest und verswendest, als diser töd tet, da man in des ersten in die erd legt, et non escas, sed evanescas. in gotes namen amen. Der hier noch erhaltene Stabreim kann nicht in Prag und nicht in Königgrätz geschaffen worden sein. Der Spruch ist vielmehr ein Erbstück aus der Zeit der Urväter, die in Bayern oder Thüringen saßen. Man vergleiche damit jene spätalthochdeutsche Niederschrift, die bei Müllenhof und Scherer[6] gedruckt ist: Ih besueren dich, uberbein, bi demo holze, da der almahtigo got an ersterben wolda durich menesdhon sunda. daz du suinest unde in al suachost. Keinesfalls ist Siegmund von dieser Eintragung unmittelbar abhängig. Es ist leicht zu sehen, daß er vielmehr dem Urbild trotz seiner jüngeren Lautgebung näher ist, als die spätalthochdeutsche Fassung. In letzterer ist das stabende Reimwort zu uberbein verlorengegangen, das Siegmund noch bewahrt; auch scheint Siegmunds Bindung swennest — swendest eher das Urbild fortzusetzen als die Bindung suinest — suachost. Wo immer man im deutschen Osten Stabreimspuren findet, sind diese als Erbgut aus der Stammheimat zu betrachten. Wenn ein preußischer Schreiber empfiehlt, bei Behandlung des mordschlächtigen Pferdes die Zauberworte uf, ros, und ruse dich, alle dein ungemach vare in die erde zu rufen, so ist das gewiß aus der Erinnerung an Vorväterübung in der ehemaligen Heimat geschöpft.

[6] Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrhundert, II, S. 304 f.

Digitized by Google

Wir finden in den oſtdeutſchen Handſchriften des Roßarzneibuches mehrere Heilſegen, die von den Altſtämmen ihren Ausgang nahmen. Es ſind neben Wurmſegen (Jobſegen), die am zahlreichſten vertreten ſind, auch Longinusſegen, Segen aus der Familie „der ungerechte Mann", Segen gegen Spat, Räbe, Flußgalle, Haarkluft, Unruhe beim Beſchlagen, Verrenkung u. a. in das Roßarzneibuch Albrants hineingearbeitet worden. All dieſes deutſche Gut ging in die tſchechiſchen Überſetzungen und damit in die tſchechiſche Praxis über. In der folgenden Gegenüberſtellung iſt der deutſche Spruch der aus Groß-Schützen in der Slowakei ſtammenden, in meinem Beſitz befindlichen Handſchrift des Grafen Kollonitz, der tſchechiſche aus der im Jahre 1694 geſchriebenen Handſchrift II G 16 des Prager Nationalmuſeums entnommen:

Ein Seegen vor das Bluet verſtellen:

Christus ist gebohren zu Bethahemb,
Christus ist gedaufft in Jordann,
Christus ist gemardet wordten zu Jerusaleimb.
Du, Blueth, ich gebeüth dir, du solst still stehen!
In Namen gottes Vatters, Sohn, vndt heyl. geist. Amen.

Aby mohl koni krew stawitj, rzikeg
tato slowa po trzikrate:
Narodil se Krystus Pan w Betlemė,
pokrztien w Gordanie,
vkrzizowan w Geruzalemie,
prawdat gest, tak taky N:
Krwj, prawdie stug a wiecze netečz!
A to we gmeno otcze y syna y ducha swateho.

Die Entlehnung ins Tſchechiſche iſt zweifellos ſchon viel früher erfolgt. Für die Zeit um 1600 belegt dieſen Blutſtillſegen eine gleichfalls in meinem Beſitz befindliche tſchechiſche Faſſung, welche um 1600 in der Gegend von Koſtenblatt und Ploſchkowitz im Sudetengau umlief. Hier lautet der Spruch: Počzal se Pan Krystus w Nazaretu, Narodil se w Betlemė, a umržel w Geruzalemė. Gestli to prawda, stug, krew, we gmeno otcze y Syna y ducha Swateho. Amen.

Die in Böhmen mit Albrants Schrift vereinten Volksheilmittel gingen naturgemäß auch in die ſchleſiſchen Nachſchriften über. So findet man dort, weil aus derſelben Quelle ſtammend, manche auch in tſchechiſchen Handſchriften vorkommenden Zuſatzſtücke wieder. Viele dieſer ſchon in Handſchriften des 14. Jahrhunderts belegten Verfahren leben noch heute in der deutſchböhmiſchen und ſudetengauiſchen Volksheilkunde in den verſchiedenſten Prägungen. In der Faſſung der Breslauer Auguſtiner (um 1360) findet man den Dreiwürmerſegen in einfachſter Form:

Der würme woryn dry, dy sente Job bissyn.
der eyne was wys, der ander swarcz, der dritte rot.
herre sente Job, lege der würme tot!

In der deutſchen Volksmedizin noch der Gegenwart wird der Spruch in Süd- und Weſtböhmen reichlich belegt. Aus der Mieſer Gegend wurde

Digitized by Google

eine Fassung von J. Hanika mitgeteilt[7], in der Gott und Petrus drei Würmer herausackern, die weiß, rot und schwarz sind. In einer südböhmischen Fassung ackern Jesus und Petrus 77 Würmer aus der Erde, die grün, blau und rot sind[8]; in Frauental bei Prachatitz ackert Gott mit einem goldenen Pflug einen weißen, einen braunen und einen roten Wurm heraus[9]; in Westböhmen sind die Farben mitunter auch schwarz, grün und weiß[10].

So wie Segen sind auch andere Volksmittel in den schlesischen und zugleich auch in den tschechischen Abkömmlingen der sudetendeutschen Handschriften zu finden. In der von Johannes Posenanie 1361—1366 angefertigten Handschrift III Q 1 der Breslauer Universitätsbibliothek wird folgendes Mittel gegen das Verfangen der Pferde empfohlen: Welch ros sich worwangen habe. Nym daz gebis unde zcuch is durch eynen warmyn lutis mist und lege is dem pherde in den munt. unde worstoph ym dy nazelocher alzo lange, bis is begynne dresyn. Während Siegmund von Königgrätz die volksmedizinischen Verfahren fast zur Gänze fernhielt, findet sich das Rezept in genauer Parallelität auch in der tschechischen Handschrift von 1444: Ktery kon se ochwati. Seyma uzdu s nieho, prowleczyz skrze layno czlowiecze horke a wzdiey uzdu gemu na hlawu zase. a zadies gemu chřipie, az bude prskati. Der Tscheche sagt dann noch dazu: paklito nepomoz, ale pust gemu krew ze wssie nohy („wenn das aber nicht hilft, so lasse ihm an allen Füßen zur Ader"). Auch dieser Zusatz geht auf das deutsche Vorbild zurück, obgleich er in der Handschrift Johannes Posenanies nicht steht. Der Aderlaß wurde bei diesem Krankheitsfall noch im 18. Jahrhundert von deutschen Pferdeärzten vorgeschrieben. So heißt es z. B. in dem 1713 zu Frankfurt und Leipzig gedruckten umfänglichen Werke „Der Kluge Landmann oder: Recht gründlicher und zuverlässiger Unterricht, wie man das Hauswesen nützlich anfangen... möge": Wider die Wasser Reh: Nimm des Rosses gebis oder Mundstück und ziehs durch Menschen-Koth, zäume es auf und halte ihm die Nasenlöcher zu, daß es trieffe, dann schlage ihm die vier Adern und reite fort. Albrant selbst verordnete gegen die Wasserrähe allein den Aderlaß.

Ein bisher von der sudetendeutschen Volkskunde völlig übersehenes Arbeitsgebiet stellen die Praktiken der Roßtäuscher dar. Am ergiebigsten für die Nachweisung altstämmlicher Vorbilder für die in ostdeutschen Handschriften auftauchenden Händlerkniffe erwies sich eine Handschrift des Stiftes Einsiedeln in der Schweiz, die aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammt (Cod. 731, Bl. 43ᶜ—64ᵛ). Im Anschluß an eine schon an sich stark durch Volksheilmittel und Roßtäuscherkniffe angeschwellte Fassung des Albrantschen Roßarzneibuches wird hier unter der Überschrift „Roßaventüre" eine abgerundete Zusammenstellung von Vorschriften ge-

[7] Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, I, S. 34.
[8] Ebenda, I, S. 117.
[9] Ebenda, I, S. 157.
[10] Ebenda, VII, S. 119.

Digitized by Google

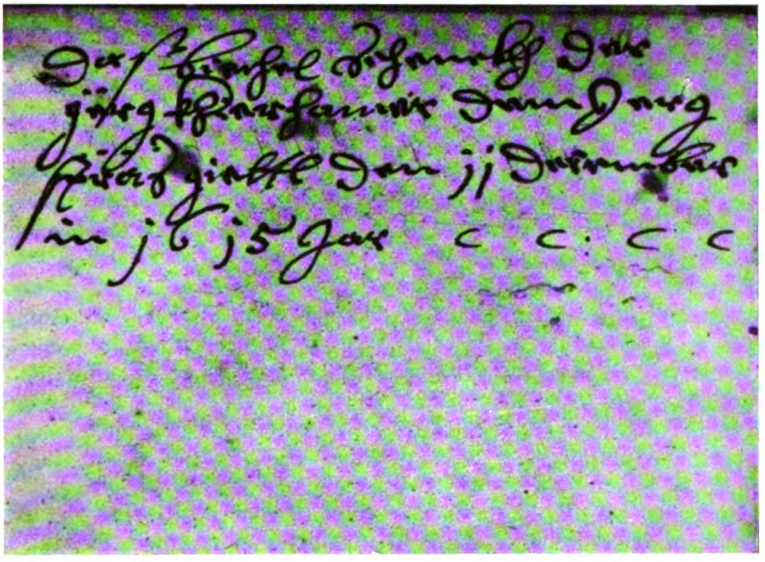
boten, die in kaum einem Falle den Zweck haben, einem erkrankten Tier zu helfen. Es ist hier vielmehr ein Ausschnitt aus dem praktischen Erfahrungsschatz von Leuten überliefert, deren Ziel eigene Bereicherung ist, wobei auch die Gesundheit des Tieres nicht geschont wird. Mit Pferdehandel befaßten sich all die Jahrhunderte über nicht allein die übel beleumundeten Roßkämme, Juden und Zigeuner, sondern auch Adelige, Geistliche und ansonsten ehrbare Bürger. Graf Kaunitz auf Neuschloß und Wossow in Böhmen hat eine Art Pferdematrik hinterlassen, in welcher er die Lebensgeschichten aller Pferde, die 1686 bis 1720 durch seine Hände gingen, festhielt[11]. Er schlug sich mit Juden, Schankwirten und Schindern herum und strebte, es ihnen gleichzutun, was man aus Eintragungen erkennt, welche zeigen, daß er Pferde rasch verkaufte, wenn er die ersten Anzeichen eines unheilbaren Übels entdeckte. Eine Stute namens Bassetta drehte er einem Juden namens Heschel an und vermerkt dazu: dan diese ist starblindt geweßen, so in handlen vnmeglich zue mercken war.

Diese Gattung alten Volksgutes, für das ich die Bezeichnungen Roßtäuschertrug und Schelmenzauber vorschlug, zerfällt in drei Gruppen: Die erste umfaßt Praktiken, die einem Pferd, das man verkaufen will, eine günstige Beurteilung sichern sollen; man verdeckt Mängel. Die zweite Gruppe bilden Anweisungen, wie man ein Pferd, das man kaufen will, minderwertig erscheinen läßt, damit man es billig erhalte; man macht es krank. Die dritte Gruppe enthält Mittel, welche die Verwendbarkeit des eigenen Pferdes gewährleisten oder steigern sollen, und zugleich Mittel, welche die Leistungsfähigkeit der Pferde des Feindes herabmindern sollen. Da gibt es Vorschriften, ein gestohlenes Pferd durch Färben oder sonstige Veränderungen unkenntlich zu machen, einen Renner zu rascherem Lauf anzuspornen, das Pferd des Feindes hinken zu machen usw.

Was sich an derlei Dingen in den Albranthandschriften Böhmens, Schlesiens, Preußens und Ungarns findet, erweist sich gleichfalls als Erbe aus der Stammheimat. So wird z. B. in der Handschrift des Stiftes Schlägl empfohlen, ein Pferd dadurch krank erscheinen zu lassen, daß man es eßunluftig macht: Gestreich an die czend mit puken unslit. Dasselbe Mittel steht auch in der Einsiedeler Handschrift, wo dazu bemerkt wird, daß das Pferd (nach Abschluß des Kaufes unter günstigeren Bedingungen) sofort wieder „gesund" gemacht werden kann, indem man das ekelerregende Bocksunschlitt mit einem mit warmem Essig getränkten Lappen von den Zähnen des Tieres wegwäscht. Bedenklicher sind zwei Methoden der Schlägler Handschrift, ein Roß dahinzubringen, daß es wie tot niederstürze, damit man es nach der hawt kaufen könne. Man gießt dem Pferde einen Absud von Bilsensamen in das Ohr; das bewirkt, daß das Tier einen ganzen Tag lang oder länger wie tot auf dem Boden liegt. Auch das ist in der Schweizer Roßaventüre vorweggenommen. Hier wird durch Einträufelung von Bilsensaft in geringerer Menge erzielt, daß das Pferd den Kopf hängt und elend aussieht; zugleich wird Vorsorge ge-

[11] Die Handschrift wurde von mir für das „Sudetendeutsche Archiv" in Reichenberg von einem Prager Antiquar angekauft und unter Sign. Hs. 36 eingereiht.

Digitized by Google



Aufnahme von Hans Kaiser, Reichenberg.

Abb. 1. Das Roßarzneibuch geht um 1600 unter Praktikern von Hand zu Hand (Jerg Khierhammer ſchenkt dem Jerg Strasgiettl eine Handſchrift; Widmungsblatt in der Hſ. 36 der Sammlung des Verfaſſers).

troffen, daß das Pferd nicht ernſten Schaden nehme: du macht jms mit eim tuechlin an eim fedemly jn daz or henken, da mit du es wider heruß ziehen macht. Siegmund von Königgrätz teilt ein Mittel mit, einen ſchwarzen Strich des Fells weiß zu färben: so nim scheren (Krebſe), alz vil du der haben wild, und seud si in einem newen hafen und faym daz smalcz ab, daz von den scheren chumpt, und streych es dem rozz uber dy swercz, so wirt es weys. Die Einſiedelner Roßaventüre hat eine ganze Reihe derartiger Mittel, die Farbmerkmale beſeitigen oder neue Kennzeichen hervorbringen ſollen. Hier dient der Krebs nicht nur zum Weißfärben kleiner Stellen, man kann ſogar das ganze Pferd färben. Auch das Umgekehrte iſt möglich: Item das ein wiß roß schwartz werde. Eim wissen roß ein schwartzen fleken zu machen. Auch ſolcherlei Wiſſen und Können haben die Sudetendeutſchen an die Tſchechen weitergegeben.

Von beſonderer Bedeutung iſt noch ein Fund, den das Studium der tſchechiſchen Bearbeitungen zutage förderte. In der Handſchrift I F 10 des Nationalmuſeums in Prag ſtieß ich auf einen Zauberſpruch, der noch recht deutlichen Einfluß jenes althochdeutſchen Verrenkungsſegens erkennen läßt, der in der Merſeburger Faſſung heidniſche Gottheiten und in der Trierer Faſſung chriſtliche Perſonen handeln läßt. Während man im Nordiſchen, Finniſchen, Ruſſiſchen uſw. dem Trierer Zauberſpruch ähnelnde

Digitized by Google

Fassungen in größerer Zahl kennt, war die tschechische Fassung der genannten Prager Handschrift aus dem Ende des 15. Jahrhunderts bisher unbekannt. Ich habe den tschechischen Text in meinem genannten Buche mitgeteilt; der Inhalt ist dieser: Der heilige Petrus reitet auf seinem Grauschimmel und begegnet der Mutter Gottes, die ihn frägt, warum sein Reittier hinke. „Es hat die Verrenkung im Fuß oder in der Schulter." Sie empfiehlt, den Schimmel zu heilen, und darauf kommt die Besprechungsformel: Bein zu Bein, Glied zu Glied, Fleisch zu Fleisch, Ader zu Ader, Haut zu Haut!, und das im Namen Gottes usw., „Verrenkung... entweiche mit der heutigen Sonne hinter den Berg! Amen." Während im Merseburger Zauberspruch nur Gebein, Blut und Glied genannt werden, erscheint hier Ader statt Blut und zusätzlich noch Fleisch und Haut. Zu dieser Gestalt leitet eine deutsche Variante hinüber, welche man aus einer Aufzeichnung des 16. Jahrhunderts kennt, worin es heißt: Bein zu bein, blut zu blut, ader zu ader, fleisch zu fleisch[12]. Einen anderen sudetenländischen Nachhall des Merseburger Pferdesegens hat G. Jungbauer[13] nach einer Mitteilung der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, III (1897), S. 214, aus Themenau im ehemaligen Südmähren angeführt. Es liegt auf der Hand, daß die Tschechen diesen Heilsegen weder dem Merseburger Pergament noch eigener Schöpferkraft verdanken, sondern daß sie ihn nur von den ihren Volksraum befruchtenden Deutschen erhalten haben, welche ihn aus ihrer einstigen Heimat mitbrachten.

3. Namen der Krankheiten und Heilmittel, entlehnte Namen und Sachen.

Die Beschäftigung mit den deutschen und tschechischen Handschriften des Roßarzneibuches bringt auch einige Beiträge zum Wörterbuch und der Sachkulturkunde ein. Die Ausdrücke haghuf, aglei, dillen, mortslechtig, aterminzen, pullisch weis, teite, strupwurtz usw. sucht man vergeblich in den großen Wörterbüchern. Ihre Bedeutung ergibt sich aus dem Zusammenhang, in dem sie die Schreiber der Albranthandschriften gebrauchten, und aus den Entsprechungen in Parallelhandschriften.

In der ältesten Handschrift des Roßarzneibuches — im 15. Jahrhundert gehörte sie dem Pleban Conrad in Schaab im Poderſamer Bezirk — ist ein Rezept Swelich ros hagen huof ist überschrieben. Bei Siegmund von Königgrätz heißt es Welch rozz hagel hueff ist. In der Handschrift des Johannes Posenanie wird außer dem Eigenschaftswort halhuwek auch die Benennung eines an der in Frage stehenden Krankheit leidenden Pferdes hayllhuuer und die Bezeichnung haynhuwe für die befallenen Hufe belegt. In einer Münchener Handschrift heißt das Eigenschaftswort gagenhuff, in der Schlägler Handschrift agenhueffig. Eine preußische Fassung schreibt Hot deyn pfert den hagel, eine Göttinger Handschrift nennt das erkrankte Tier hagel hoüich. Zu einer Vorstellung von dem

[12] Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, VIII, Sp. 1615.
[13] Deutsche Volksmedizin, S. 110.

Digitized by Google

Krankheitsbild führt Peter Uffenbachs Ruini-Überſetzung, wo man lieſt: Wenn ein Pferd Hanhuefig oder ſtrupffhaerig iſt. Sudhoff erläutert daher hagel hoüich als „ſtrupphufig, ſtrupprauh" (Arch. f. Geſch. der Med., VII, S. 345). Das Wort wurde ins Tſchechiſche entlehnt, und dabei wird folgende Verſtändlichmachung gegeben: to gest, kdyz se wlasy nad kopite drastie („d. i. wenn die Haare über dem Huf rauh werden"). Schmutzer ſpricht in den „Quellen und Studien zur Geſchichte der Naturwiſſenſchaften und der Medizin", IV, S. 34, von den „geſträubt ſtehenden Haaren" und vermerkt, daß Rieck aus einer Stelle bei Seuter ableitete, daß die Bezeichnung agenhuof u. ä. auf die Hufknorpelfiſtel beſchränkt wurde. Sprachlich ſcheint das Beſtimmungswort als hagen, hain (Buſch) aufzufaſſen zu ſein, ſo daß das Wort den mit Haaren krankhaft umwucherten Huf bezeichnet. Bei Weglaſſung des Anlaut-h ſchwebt wohl agen (Spreu, Granne) vor, agenhuofig wird dabei als „grannenhufig" zu deuten ſein. Die tſchechiſche Handſchrift I F 10 des Prager Nationalmuſeums bietet das Lehnwort in der Form hangulfft.

Ein Krankheitsname, über den weder die Wörterbücher noch die mediziniſche Fachliteratur Auskunft geben, begegnet in den Auszügen aus dem Roßarzneibuch, die ich aus einer um 1400 geſchriebenen ſüdböhmiſchen Handſchrift herausgegeben habe. Da iſt eine Vorſchrift Wider die aglei überſchrieben. Im 15. Jahrhundert findet ſich das Wort auch in den beiden gleichfalls von mir herausgegebenen preußiſchen Faſſungen des Roßarzneibuches. Hier heißt es: Item weder ageley und Weder die agelen. Ein h im Anlaut iſt nirgends belegt; es handelt ſich alſo wohl nicht um den Hagel(huf). Das unter der aglei-Überſchrift folgende Verfahren deckt ſich mit dem, welches in den anderen Albranthandſchriften unter der Überſchrift „Welchem Roß der Eiter ausgebrochen iſt" ſteht. Es handelt ſich alſo um den Ausbruch des im Hornſchuh angeſammelten Eiters an der Hufkrone. Die Heilung wird durch Auflegen von Hundemiſt und Einſtreuen von Spangrün erzielt.

Ein gleichfalls nur durch die Albranthandſchriften enträtſelbares Wort iſt dillen. Wann man dem ros die dillen auß wirfft — dann ſoll man nach Siegmund von Königgrätz eine Nacht lang Broſamen mit Salz aufbinden und am nächſten Tag trockenen Lehm mit Spangrün aufbringen. Statt dillen lieſt die von mir herausgegebene Münchener Handſchrift tullen, die Donaueſchinger und die Handſchrift 36 meiner Privatſammlung ſchreiben wiederum dillen. Weder Grimm noch Lexer, noch Götzes frühneuhochdeutſches Gloſſar kennen das Wort, das augenſcheinlich nicht in die Drucke überging. Die Inkunabel aus der Offizin des Hans Sporer in Erfurt ſagt ſtatt deſſen: So einem roß dy hüff ab gen, was ungenau iſt. Seuter und nach ihm der „Kluge Landmann" ſagen: Wiltu einem rosz die solen auswerffen, und vollendet ausdrücklich iſt die Gleichſetzung von „Sohlen" mit dillen in meiner Handſchrift 36, wo es heißt: Von Sollen oder dillen auswerffen. Die „Sohle" iſt nach Grimm die dünne Fleiſchſohle zwiſchen dem ſtarken Horn, welches das Hufeiſen trägt, und dem Strahl. Sprachlich iſt das Wort nicht klar; Schmutzer hält einen Zuſammenhang des Ausdrucks mit dem von Jordanus Ruffus gebrauchten Wort dessolatio für

Digitized by Google

möglich. Im tschechischen Kulturkreis hat das bisher nur im ostoberdeutschen Kulturkreis belegte Wort viel Unheil angerichtet. Ein Übersetzer gibt dillen durch raty (Hornspalten) wieder, wofür ein anderer zraky (Sehkraft), ein dritter rty (Lippen) einsetzt. Man male sich aus, wie die Behandlung des Auges und der Lefzen mit einem für den Huf bestimmten scharfen Mittel auf die gequälten Tiere gewirkt haben muß!

Unter „Mordschlag" versteht Grimms Wörterbuch einen „mordenden Schlag" oder „Hinfallen auf den Boden, das tödlich verletzt". Das in den Zusatzstücken des Roßarzneibuches vorkommende Eigenschaftswort „mordschlächtig" ist dort nicht belegt. „Mordschlächtig" ist ein Pferd, das fast tödlich verletzt ist; man versucht, es durch Zaubermittel wieder auf die Beine zu bringen. Der Bildung nach dürfte Beeinflussung von „herzschlächtig" vorliegen.

Gegen die Darmkolik wird in den südböhmischen Auszügen per anum Speck mit aterminzen einzuführen empfohlen. Was die räfselhaften aterminzen (man denkt unwillkürlich an eine Minzengattung) bedeuten, lehren die Paralleltexte. Siegmund hat dafür so nim attrament, von dem eine in Wien liegende ostmitteldeutsche Fassung mit der Schreibung atermentum sprachlich zu aterminzen hinüberleitet. Es handelt sich also um das atramentum sutorium (Schusterschwärze), über das der im 14. Jahrhundert in Rom wirkende, von der deutschen Pferdeheilkunde beeinflußte Roßarzt Laurenzius Rufius sagt: est illud, quo sutores utuntur in coriis tingendis. est autem duplex: fossile et factitium. valet adstringere et crustas inducere. Das Mittel lebt noch im 18. Jahrhundert. Im „Klugen Landmann" steht statt des Atraments „Dinten-Zeug". In der ältesten Handschrift des Roßarzneibuches scheint das Wort mißverstanden worden zu sein. Statt des Atraments findet man dort ain chraut azarum.

Nur einmal stieß ich — in den südböhmischen Auszügen — auf die Heilmittel pullisch weis und teite. Eine Hufsalbe soll aus altem Schmer, Stierunschlitt, Wachs, Honig, Olivenöl, Weihrauch, Speck und teites eyn halben virdung und pullisch weis ein halben virdung zusammengemengt werden. Bei Seuter wird eine Salbe aus Honig, Wachs und bulharz verzeichnet. Setzen wir statt Seuters bul- aus unserer Handschrift pullisch und statt Seuters -harz unser weis, so gewinnen wir aus dieser Probe die Lösung. Denn das Harz Seuters ist weiß, wie man aus einer Salbe Posenanies folgern darf (eyn salbe von wysem harcze). Entspricht unser pullisch weis dem Seuterschen bulharz, dann klärt über das Weitere Grimms Wörterbuch auf, wo Bulharz als „Harz in kleinen Pillen" mit dem Harz terebinthus gleichgesetzt wird. Statt dessen schiene mir auch auf Grund des südböhmischen Belegs pullisch von „apulisch" herleitbar zu sein. Das räfselhafte teite könnte dann wohl eine Sonderart dieses Harzes meinen und sprachlich von terebinthus herzuleiten sein (vgl. bulharz, das ist lauter wie terpentin, bei Grimm).

Die Pflanze striphvurtze (so in der ältesten Handschrift, andere Schreibungen sind stripfen wurtzen, strupwurtz, strephewurczen) scheint diesen Namen von ihrer Verwendung gegen die Pferderäude erhalten zu haben. Denn die Räude, gegen die Albrant Stripfwurz ver-

Digitized by Google

ordnet, heißt auch Strupfe, wie der „Kluge Landmann" lehrt: Es ist zu wissen, daß die Rappen, Strupfen und Maucken einerlei sei und aus einer Ursach herkommen (II, S. 129). Welches Kraut aber ist damit gemeint? Die Frage wird durch eine Äußerung Heinrichs von Pfolspeundt beantwortet, der gelegentlich sagt: ochßn tzungen wurtz anders genant strupffen wurtz. Es handelt sich demnach um die Radix Anchusae officinalis. Ochsenzunge begegnet denn auch in Parallelteχten von Albrants Roßarzneibuch statt Stripfwurz und wurde auch wörtlich im Tschechischen als wolowy yazyk nachgebildet; neutschechisch wird der Name volský jazyk gebraucht.

Nicht mit Sicherheit zu entscheiden ist es, ob die in den verschiedenen Handschriften bei der Behandlung des Spates gebrauchten Pflanzennamen Synonyma sind oder verschiedene Kräuter bezeichnen. Die gewöhnlich Knochenauflagerung verursachende Entzündung der Knochenhaut an der Innenseite des Sprunggelenkes wird auf folgende Weise behandelt: die Stelle wird umbrannt, worauf Spangrün eingestreut und heißes Brot darüber gebunden wird. Unter volksmedizinischem Einfluß wird schon in der Fassung Posenanie's angeordnet, den Spat kreuzweis zu durchschneiden und ein Kreuz von seyme in den Kreuzschnitt zu drücken. In der jüngeren ostmitteldeutschen Handschrift entsprechen diesem seym die von Schmutzer für Wasserrosenblätter gehaltenen bletter dy uff deme wasser schweben. In den südböhmischen Auszügen heißt es: von der wurtz die da haisset alga ze latein, ze dewtsch seim, das da swimmet auff dem wasser. Dieser Pflanze entsprechen bei Siegmund und im Erstdruck seeminczen, was wohl die heimische Wasserminze meint, die aber lateinisch nicht alga, sondern Mentha aquatica heißt. Die Donaueschinger Handschrift sagt schlechtweg myntzen, dem Grundwort des Siegmundschen Pflanzennamens folgend. Vom Bestimmungswort desselben kommen textlich die Nürnberger Handschrift, welche sepleter, und die Wiener Handschrift 3011 her, die daraus senif pleter macht. Aus den seeminczen Siegmunds sind in der von ihm beeinflußten Münchener Handschrift sack myntzen geworden (Minzen, die in einem Riechsäckchen bewahrt werden). Der seim Posenanies setzt sich in der preußischen Überlieferung als wasserseim fort.

Synonym werden eine ansehnliche Reihe von Ausdrücken für das Pferdeasthma verwendet. In alten, guten Texten ist das Rezept Welch ros kychet überschrieben, und kichen bezeichnet gut das wichtigste Symptom der Krankheit. Bei Posenanie heißt die Krankheit der schren, in einer Salzburger Handschrift die schraytzen, bei Siegmund die sczarczen. Statt kichen sagt die Münchener Handschrift, gleichfalls das hörbare Symptom benennend, Welich roß den krechen hat. Das Wort krechen wurde aber irgendeinmal zu kretzen verlesen und das ganze Rezept dann auf die Krätze bezogen. In der von Schmutzer herausgegebenen Donaueschinger Handschrift lautet die Überschrift: Welches ros die kretzen oder rewden hat, was Schmutzer verführte, eine Diät, die bei Asthma verordnet wurde, als Räudeheilmittel anzunehmen. Andere Quellen nennen die Krankheit daz gip, das daran erkrankte Roß stetigk oder athmich.

Digitized by Google

Eine besondere Art von Krankheitsnamen sind personifizierende Bezeichnungen des Erregers. Die Hautkrankheit „Bürzel" (Wurm, Pseudoroß, Druse der Subkutis, bei Seuter morbus farciminosus elephantialis) hat drei Erscheinungsformen, welche die Namen Wolf, Fraß und Hecker (letzterer auch hencker, lecker) tragen. Selbst diese Namen werden im Tschechischen nachzuahmen versucht. Wolf wird wörtlich übersetzt: wlk; dem Fraß entspricht der lite (lity, wütend, grimmig); dem Hecker entspricht der lotr (aus dem Deutschen „Lotter").

Der tschechische Roßarzt und Schmied, der die kranken Pferde all die Jahrhunderte über nach den deutschen Heilvorschriften behandelte, bediente sich auch all die Jahrhunderte über der deutschen Fachausdrücke, da er im eigenen Kulturkreis weder die Sachen noch die Wörter zur Verfügung hatte. Der Spat heißt spaty, der Haghuf haghuf oder hangulfft, die Mauke muchy, das curvei heißt kurdey. Die tschechischen Albranthandschriften bedürfen noch der Ausschöpfung seitens der Slawistik. Fehlt z. B. das Wort haghuf in Gebauers altschechischem Wörterbuch (und natürlich auch in den weniger bedeutenden anderen Wörterbüchern) gänzlich, so können die Belegstellen aus den Albranthandschriften in anderen Fällen manchen bisher unberichtigten Fehler, der ohne Kenntnis dieser Quellen zustandegekommen ist, berichtigen helfen. Kurděj hat bei Gebauer nur die Bedeutung „Mundfäule". Das Wort bezeichnet aber auch die in den deutschen Texten curvei benannte Hufkrankheit. Es ist romanischen Ursprungs. Bei Rusius heißt die Krankheit italienisch corva, lateinisch curba, wovon die stark schwankenden Schreibungen der deutschen Texte herkommen (gurvay, churfal, corvey, gurpfay, cucfay, corney, curfair, kurse, zurfa, gutfeür usw.). „Welche Hufzustände in Betracht kommen, ist unbestimmt; möglicherweise fällt Strahlfäule darunter" (Schmutzer, a. a. O., S. 29). Gebauer hat nur einen einzigen Beleg für das tschechische kurděj, und zwar handelt es sich, wie ich mich vergewisserte, um eine Übersetzung des Albrantrezeptes, wo nur die Hufkrankheit und keinesfalls die Mundfäule gemeint sein kann. Die Überschrift Ktery kuoň má kurdyei (Cod., IX, C 2, Bl. 290v der Prager Universitätsbibliothek) ist eine genaue Übersetzung der deutschen Überschrift, welche z. B. in der ältesten Handschrift Swelich ros daz gurvay hat lautet.

Allein schon die Alltagssprache des tschechischen Pferdeknechts und Hufschmiedes zeigt an, daß ständig das Deutsche Wörter und Sachen lieferte. Der Marstall heißt in den tschechischen Handschriften marsstal, der Stallmeister sstolmistr, die Mundstücke heißen mundsstuky; die Maße und Gewichte Pfund, Pinte, Maß, Viertel, Vierting, Seidel erscheinen als ffunt, pinta, mas, wirtel, wyrdunk, zegdlik, der Kochtiegel als rendlik, die Schmelzhütte als hut', der Gelenkschleim der Pferde als klydwasser („Gliedwasser"); das Pflaster heißt flastr, der Mühlstaub mulstub. Vollends die Namen künstlich bereiteter chemischer Heilmittel mußte der Tscheche in Ermangelung eigener Erzeugung zugleich mit den Sachen dem sudetendeutschen Nachbar entlehnen. Der „Spießglanz" (Antimon) erscheint als spisglasz. Das viride hispanum, eingedeutscht als spangruen, umgestellt zu gruenspan und weitergemodelt zu grunspat,

Digitized by Google

erscheint in den tschechischen Handschriften unter beiden Namen, manchmal entstellt: krunsspat, krumsspat, sspangkrynu, spangegmi, sangrin. Schlechtweg trank oder kralowsky trank heißt der Absud vom Gemeinen Odermennig. Von Deutschen ins Land gebrachte tropische Heilmittel, wie die ostindische Rhizoma Galangae, deutsch Galgant, und das Harz des mittelmeerischen Calamus draco, deutsch Drachenblut, erscheinen tschechisch als galgan und trachenblut. Die offizinelle Curcuma zedoaria, deutsch Zitwer, wird unter dem Namen cycwar verwendet. Den Häring, den die deutsche Volksmedizin eingeführt hat, verwenden alsbald auch die Tschechen (herynk).

Die Mentha pulegium (Flöhkraut) erhielt bei den Deutschen den zurechtgemodelten Namen Polei. Der Saft dieser Pflanze gibt das Poleiwasser, das in tschechischen Bearbeitungen des Roßarzneibuches als polegowa woda auftritt. Die mhd. Bezeichnung agetstein (Bernstein, Magnet) lebt im Tschechischen als akstajn fort.

Eine besondere Rolle spielt in der Pferdeheilkunde der kalkus. Gebauer und nach ihm Mayer[14] erläutern dieses aus dem Deutschen entlehnte Wort als Kalkguß, und auch Schmutzer, der in der Donaueschinger Handschrift auf das Wort stieß, denkt dabei an „Kalkwasser aus der Kalkgrube". Grimm kennt neben dem Kalkguß auch einen Kaltguß. Was für ein Guß war der in den meisten deutschen Handschriften und, in Abhängigkeit von diesen, tschechischen Texten erwähnte kalkus? Jene ältesten Handschriften, in denen das Wort noch nicht als abgeschliffener Fachausdruck erscheint, entscheiden die Frage zugunsten des Kaltguß, unter dem ein erkalteter Absud von verschiedenen pflanzlichen Heilmitteln zu verstehen ist, der gegen Rappigkeit, auch gegen Spat und Beinwachs, als Waschmittel benützt wird. In der ältesten Handschrift wird der Spat mit tan zephen chaltguezz, gesoten von tanzephen gewaschen. Dieselbe Waschung findet hier auch bei Beinwachs statt, wenngleich das t an dieser Stelle fehlt: mit chalchuezz von tanzephen wasser. Für die Räude verordnet diese Handschrift einen Kaltguß aus Asche von Mohnhalmen: chalchez von aschen aus magen halm. Einwandfrei Kaltguß meinen auch Siegmund, der die Rappigkeit mit chaltgozzen waschen läßt, und die preußische Handschrift, welche gegen Igelfuß und Kopfgrind kalt gos verordnet. In den meisten Belegstellen wird calcus geschrieben, worunter nach all dem ein Kaltguß zu verstehen ist. Nur ein einziges Mal begegnet mir kalkgoss — in derselben preußischen Handschrift, die zweimal richtig kalt gos schrieb. Auch noch Seuter verstand das Wort so: wol gesotten und ein kaltgusz oder laug darausz gemacht. Es scheint mir völlig sicher, daß die Tschechen bei Übernahme der abgegriffenen Bezeichnung auch das übliche Mittel übernahmen, daß kalkus in tschechischen Handschriften also Kaltguß und nicht Kalkguß bedeutet, wofür es Gebauer nimmt. In den Belegstellen, die er anführt, erkennt man Nachbildung des deutschen Heilmittels auch in sachlich-inhaltlicher Beziehung. Einmal ist der kalkus ein Absud von Wegwartenasche (kalkus z popele čekánkového), ein anderes Mal ein Absud von Ysop (Vezmi yzop a udělaj

[14] A. Mayer, Die deutschen Lehnwörter im Tschechischen, Reichenberg 1927.

Digitized by Google

kalkus dobrý). Es ist schlechtweg nicht einzusehen, warum man den Kräuterlaugen Kalk zusetzen sollte. [14a])

Ein womöglich noch übleres Mißverständnis ist es, wenn Gebauer den aus dem Deutschen entlehnten kalštajn als Kalkstein auffaßt, was gleichfalls von Mayer kritiklos nachgeschrieben wurde. Es handelt sich statt dessen um den Galitzenstein (Vitriol), der dem von Albrant gegen Augenkrankheiten verordneten Muschelpulver beigefügt wird und galiczen steyn oder galiczyen stein geschrieben wird. Das sehr beliebte Heilmittel kam aus Nordwestspanien und Südfrankreich nach Deutschland, woran noch der Name erinnert. In der tschechischen Übersetzung des deutschen Rezeptes heißt es galstayn. Gebauer hatte Belege vor sich, welche lauten: přiloż prach kalixtaynowy (tschechische Bearbeitung der Wundarznei des Rhases) und kalisstaynowy prach, die auch lautlich Bedenken gegen Zusammenhang mit Kalkstein auslösen.

Wir sehen auf pferdekundlichem Gebiet die Tschechen in unbedingter Gefolgschaft des deutschen Vorbildes. Was sie selbst der Umgangssprache des Meierhofes beisteuerten, ist fast null. Einmal begegnet im Roßbuch des Grafen Kaunitz ein Lehnwort aus dem Tschechischen, das aus der Sprache des mit der Sorge für die Pferde betrauten Gesindes stammt. Er vermerkt, daß der „Pohunck" Vit Goczmann einmal die Stute Villa zu stark ziehen ließ (S. 450). Pohunck entspricht dem tschechischen pohůnek, das Pferdeknecht bedeutet. Daß Goczmann trotz seines deutschen Zunamens ein Tscheche war, lehrt sein Taufname Vít (d. i. Veit).

Das Pferdebuch des Grafen Kaunitz verspricht mancherlei kulturgeschichtliche Ausbeute. Im folgenden werden die darin enthaltenen Pferdenamen überschaut. Vorher sei noch ein Ausdruck angeführt, den ich gelegentlich aus dieser Handschrift notierte. Was bedeutet „Ratzer"? Das Wort kommt in Grimms Wörterbuch nicht vor. 1716 hat Graf Kaunitz einen braunen böhmischen Hengst „nach Neischloß vor ein Razer genommen". Die Lösung bringen einige weitere Belege. Er kauft einen Hengst namens Insolente vom Baron Georg Wratislaw „vor einen Ratzer"; 1693 läßt er ihn wallachen, „weilen er aufsetzen gelernet" (S. 252). Ein Ratzer ist also ein Deckhengst. Aufschlußreich ist auch folgende Bemerkung über den Hengst Cinquanta cinque: brauch ihm vor einen Ratzer vndt vor einen beschaller vor frembde leith vndt vor meine stutten, so nit fangen wollen.

4. Pferdenamengebung im böhmischen Barock.

Aus dem Pferdebuch des Grafen Kaunitz lassen sich die von ihm bei der Benennung seiner Pferde zugrundegelegten Gesichtspunkte ermitteln, die gewiß auch in anderen böhmischen Gestüten Geltung hatten. Dank der Fülle des gebotenen Materials dürften die daraus zu gewinnenden Aussagen grundsätzliche Bedeutung haben. Ich habe mir die auf den 771 Seiten der Handschrift vorkommenden Pferdenamen ausgezogen, um von diesem bisher von

[14a] Zu kalkus vgl. K. Hoppe, Mißverstandene und dunkle Wörter der mittellateinischen und frühneuhochdeutschen Veterinärliteratur, Beiträge z. Gesch. d. Veterinärliteratur I, 7 ff, 85 ff, 264 ff.

Digitized by Google

Aufnahme vom Verfasser.

Abb. 2. Alte Schmiede in Tschalositz bei Leitmeritz an der Elbe.

der sudetendeutschen Volkskunde und Volksforschung völlig übergangenen Gebiete her zu geistesgeschichtlichen Erkenntnissen über den böhmischen Barock zu gelangen. Das Gebiet der Tiernamengebung scheint mir darum der wissenschaftlichen Bemühung wert, als es von den Zeiten her, da man dem Rosse Odins den Beinamen Sleipnir gab, über den „Meier Helmbrecht", der für die vier Ochsen des Altbauern die Namen Auer, Räme, Erke und Sonne belegt, bis zur Gegenwart, in der für Rennpferde noch immer der Geschmack der Barockzeit nachwirkt, einen wahrhaftigen Spiegel vorstellt, in dem die Geschmacks- und Geisteshaltung der Jahrhunderte mit aller Deutlichkeit angeschaut werden kann. So wie die Familiennamen nicht für den Geist der Träger, sondern den der schöpferischen Gemeinschaft zeugen, welche die Benennungen schuf[15], so ermöglichen die den Tieren erteilten Namen Rückschlüsse auf die Menschen, welche diese Namen wählten. Wie alt sind die von den

[15] Die Erfassung der im böhmischen Raum 1652 und 1654 vorkommenden Familiennamen, die ich 1935 in einem Vortrag bei der Sommerhochschulwoche in Reichenberg forderte und in der Folgezeit leitete, hat bis zu meinem Ausscheiden aus der Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung am 31. März 1939 fast das ganze historische Böhmen erschlossen. Es wurden rund 270 000 Familiennamen in Listenform ausgezogen und rund 240 000 Familiennamen (alphabetisch nach den ehemaligen Kreisen) verzettelt. Die wissenschaftliche Bearbeitung und Auswertung dieses Materials, die die Arbeitskraft eines einzelnen übersteigt, wird eine der wichtigsten Aufgaben des genannten Instituts sein, dem nun nach der glückhaften geschichtlichen Wende wohl bald hauptamtliche Sachbearbeiter zur Verfügung stehen werden.

Digitized by Google

verschiedenen Volksschichten den Haustieren erteilten Namen? Was für Sprachgut haben wir jeweils vor uns? Welches sind die psychologischen Grundlagen für die Namengebung und Namenwahl? Diese Fragen werden, besonders im deutsch-slawischen Mischraum, von der sprach- und kulturgeschichtlichen Volksforschung zu beantworten sein. Als ein Beitrag hierzu seien die Auskünfte mitgeteilt, die aus der Hs. 36 des „Sudetendeutschen Archivs" zu erlangen sind.

Sehr häufig findet man die Benennung des jungen Pferdes nach der Mutter, und zwar wird sowohl der Name des männlichen wie auch der des weiblichen Fohlens vom Namen der Mutter abgeleitet. Einige Beispiele: 48 Putanella, Mutter Puttana; 59 Fridlandina, Mutter Friedlandia; 112 Gioiella, Mutter Gioia; 117 Garbatella, Mutter Garbata; 121 Cittelina, Mutter Citella; 219 Dametta, Mutter Dama; 222 Gravidezza, Mutter Gravida; 271 Vecchiaia, Mutter Vecchia; 390 Budinacca, Mutter Budina. Der Name des Füllens ist meist ein Deminutivum des Namens der Mutter. Trägt schon die Mutter einen abgeleiteten Namen, so tritt auch das Umgekehrte ein: Das Füllen der Stute Cuioneria wird Cuiona benannt (S. 325). Ein „Muttername" ist es auch, wenn aus dem Namen der Mutterstute Carano[16] durch Silbenumstellung für das Füllen der Name Nocara gebildet wird. Die Füllen der Stute Codalonga heißen Longacoda (120) und Codabella (105).

Auch der Name des Hengstfohlens wird mittels Verkleinerungsableitung vom Namen der Mutter gebildet: 47 Cittelino, Mutter Citella; 60 Favoritello, Mutter Favorita; 414 Gentilesco, Mutter Gentile. Ebensooft wird nur die Geschlechtsendung geändert: 221 Falso, Mutter Falsa; 362 Ungharo, Mutter Ungheria; 296 Rustico, Mutter Rustica. Dabei gilt die Bedeutung, nicht der Klang (Sprache) des Namens für wesentlich; das Hengstfohlen der Stute Hortulana erhält den Namen Jardiniero (66).

Selten wird das Tier nach dem Vater benannt. Das Hengstfohlen der Stute Contenta, die von dem Deckhengst Montenegro besprungen wurde, erhält den durch Silbenumstellung vom Namen des Vaters hergeleiteten Namen Negromonte.

Mit dem Elternverhältnis vergleichbar ist (hinsichtlich der Namengebung) die Erscheinung, daß ein eingehandeltes Pferd einen vom Namen jenes Pferdes, das im Tausch dafür hingegeben wurde, abgeleiteten Namen erhält. Morello, ein rappeter Hengst, zu Prag im Margarethenwirtshaus gegen einen anderen Hengst verhandelt, übergibt diesem seinen Namen: der neue Deckhengst wird Moro genannt. Eine für den Hengst Villano eingetauschte Stute wird Villanella getauft.

Etwa in gleicher Häufigkeit wie Benennungen nach den Eltern finden sich Benennungen nach der Herkunft oder nach dem früheren Besitzer. Der Pferdename wird von der Stadt, der Herrschaft oder dem Lande der Herkunft abgeleitet. Nach der Stadt: 36 Fridlandia („zue Fridlandt von Graff Frantz Gallas geschenckt bekommen"), 67 Lipsia („zue Leiptzig auf der stell von Roßhandler hertzog"), 202 Launese („habe ihm von einen burger von Laun ge-

[16] Die Erwerbung dieser Stute verzeichnet der Graf mit freudiger Genugtuung über das Spielglück seiner Gemahlin, welche sie 1691 dem Grafen Ernst Hersau abgewann.

Digitized by Google

kauft"), 335 Neocaſtra („habe ſie zu Newſchloß in hof gefunden"), 378 Budina („zu Prag von wohnenden Juden vndt Roßhandler in Budin eingehandelt"), 531 Kaurſchimſka („zue Nimburg auf den Roßmarck von einem fleiſchhacker von Kauržim gekauft"), 546 Halberſtadia („in der Oſtermeſſe von Juden von Halberſtatt Levin Iſaac gekauft"), 560 Hanovria („zue Nauenburg von einen Roßhandler von Hannover"), 554 Nauenburgia („zue Nauenburg"). Iſt dem Grafen der Herkunftsort nicht genau bekannt, ſo benennt er das Pferd nach dem Heimatland; 661 „Pommerin" iſt nicht etwa eine Raſſebezeichnung, ſondern ein Herkunftsname: der Graf hat dieſe Stute bei der Margarethenmeſſe in Frankfurt an der Oder „von einem Richter auß Pommern erworben". Sprachlich zeigen dieſe Beiſpiele außer der Verwelſchung der Endungen zweimal Überſetzung ins Lateiniſche (Lipsia, Neocastra), einmal tſchechiſche Bildung (Kaurschimska), aber die deutſche Namensform der vertſchechten Städte Nimburg und Laun in Böhmen. Ein bemerkenswerter Fall ſteht S. 332, wo ein Name für mehrere Stuten gilt: „Sieben Lippa" (daneben „Luppa"): „Alte ſchimmelte Stutten, welche ich Anno 1696 den 6. September mit der herrſchaft Newſchloß vndt Leippe überkommen vndt in Leipper hof waren ... biß ultima Dec. 1699 ſchon fünf ſtück eingangen, daß ſechßte, Luppa genandt, meinen knechten geſchenkt ... daß ſiebende, Lippa genandt, verkauft." Der jämmerliche Zuſtand der ſechs Stuten ließ es nicht lohnend erſcheinen, ihnen noch Namen zu erteilen; die beiden überlebenden Tiere behielten dann die von der Stadt Leipa genommenen Namen Lippa und Luppa.

Die Deutung mancher Namen iſt nur auf Grund genaueſter Orts- und lokaler Zuſammenhangskenntniſſe möglich. Ein Herkunftsname iſt z. B. auch Muncifaya; dieſe Stute wurde von Graff Jirg Adam von Martinitz erworben. Munzifay (d. i. Mons fagi) iſt die in den neueren Ortsverzeichniſſen nicht mehr geführte Bezeichnung eines zu Beginn des 16. Jahrhunderts mit Marktrecht begabten Teiles des Städtchens Smetſchno im nördlichen Innerböhmen. Daß die Stute Muncifaya tatſächlich nach Munzifay-Smetſchno benannt iſt, beſtätigt der Name eines „Hengſtels", das ſie warf: dieſes heißt „Smetſchneſe" (S. 290 und 393). Gleichfalls nur dem Kenner der Orts- und Herrſchaftsgeſchichte enthüllt ſich die Begründung des Namens eines Hengſtes „Sporcko", über deſſen Herkunft Graf Kaunitz folgendes eintrug: von Haubtmann von Herschmanomiestetz. Das bezieht ſich auf Hermannſtadt im Chrudimer Kreis, das den aus der Kunſt- und Literaturgeſchichte bekannten Grafen Sporck um dieſe Zeit gehörte. Der Hengſt des Sporckſchen Herrſchaftshauptmanns iſt daher ein Sporckſcher Hengſt.

Nach Herrſchaften ſind auch die Hengſte Servo („iſt zu Woſſow auf den Servuſiſchen gut in Radauſch gefallen, vndt alß ich daß gut erkauft, alß habe eß den 8. Oct. 1716 nach Neiſchloß vor ein Razer genommen", S. 716) und Harraco („auf der Harrachiſchen herrſchaft Wultawa gekauft", S. 752).

Benennung nach dem Zunamen des früheren Eigentümers belegen Fälle wie: 314 Maſchka („von meinen pauren Maſchek ... vndter den nahmen Maſchka aufgeſtellt", tſchechiſche Bildung, der Vater der Maſchka hieß Hoſchko), 593 Zigla („von hern Chriſtian Zigler"), 595 Knuta („von Jacob Knut" bei der Leipziger Oſtermeſſe 1705), 602 Johnſa („von Hans Johns" bei der Leipziger Oſtermeſſe 1705), Fochtlandia („von Roßhandler Valentin

Digitized by Google

Fochtlender"), 609 Schreteria („von herrn Johann Schreter"), 660 Wiseo („von herrn Casper Wiese", Roßhändler in Hamburg). In anderen Fällen ergibt sich die Zugehörigkeit des Namens in diese Gruppe durch Berücksichtigung von Eintragungen an anderen Stellen. Man wäre versucht, in dem Namen „Zwingmannia" etwa einen altdeutschen Pferdenamen zu erblicken, zumal nach der Biographie dieser Stute („zue Nauenburg von einen Roßhandler bey Leiptzik nahmenß Gregor Horn", S. 558) Herkunft und Vorbesitzer als Namensspender ausscheiden. Bei einer Stute Duderstadia auf S. 553 findet man jedoch einen Roßtäuscher namens Heinrich Zwingmann in Verbindung mit dem Grafen Kaunitz; die Stute Duderstadia stammt „von einem Roßhandler von Duderstatt auß den Meintzischen nahmenß Henrich Zwingmann". Dieser Roßkamm mag etwa beim Kauf der Zwingmannia als Vermittler seine Hände im Spiel gehabt haben und so zum Namenspender geworden sein. Ähnlich löst sich das Rätsel des Namens „Dünnebira", das im Erwerbsbericht auf S. 750 nicht geklärt wird. Dünnebier ist ein in Nordböhmen noch heute häufiger Familienname, und tatsächlich findet sich S. 338 ein Beleg dafür, daß ein Mann dieses Namens mit Graf Kaunitz zu tun hatte; 1696 schenkte dieser eine Stute Donata seinem „Newschloßer hauptmann Georg Dunnebier". Man wird nicht zögern, den Namen der Stute Dunnebira mit diesem Herrschaftshauptmann in Verbindung zu bringen.

Noch reizvoller ist es, zu beobachten, wie Pferdenamen in noch loserer Beziehung auf den früheren Besitzer geschaffen werden. S. 747 trägt Graf Kaunitz eine Neuerwerbung unter dem Namen „Pfaffo" ein, denn das Tier wurde „von des Sehligen herrn Pfarrers zue Pablowitz, herrn Paters Joannes Turba, geschwister" im Jahre 1718 gekauft. Der „Malteser" (S. 51) ist ein Hengst „auß dem herrn Grandprior (des Maltheserordens) seinen gestift". Eine Stute „Razza" erhält die nähere Bestimmung „Hebraica" (S. 403), denn sie wurde zu Frankfurt an der Oder „von einen Juden vndt Roßhandler von Berenburg, Levi Moses", gekauft. Dank seiner Herkunft aus solchen Händen führt ein Tier den Namen „Giudo" (S. 199: „habe ihm von Croaten gekauft" —, daß dieser Kroat ein Jude war, wird an anderen Stellen gesagt). Seinen Wallach Cittadino verhandelte Graf Kaunitz an den „Heschel Jud vndt Roßhandler" und nahm dafür den „Hebreo" in Tausch (S. 42). 1694 schied der Hauptmann Daniel Hain aus des Grafen Diensten und hinterließ zur Deckung seiner Schulden ein Pferd; dieses erhält den Namen „Capitana" (nach dem Rang des Vorbesitzers, S. 293). Ein anderes Roß erwarb der Pferdeliebhaber käuflich von einem seiner Hauptleute und nannte es „Capitano" (S. 551: „habe eß von meinem Haubtmann gekauft vndt eß Capitano geheißen"). 1712 erwirbt er käuflich „von einen krump geschoßenen Dragoner von Schönbornischen Regiment" die „Dragona" (S. 676). Bei einem Pferd „Svedese" erklärt sich der Name aus der Eintragung: „zue Newschloß von einen von könig auß schweden außgerissenen Dragoner" (S. 630). Mit einem Fragezeichen sei hier noch der Name „Saltatrice" mit dem ehemaligen Besitzer in Verbindung gebracht. Die Eintragung über diese Stute lautet: „Eine schimlete Böhmische Stutten. habe sie Anno 1700 meinem Schelm vndt Diebischen Haubtmann von Wossow Jacob Schlesinger, alß er durchs fenster

Digitized by Google

durchgangen, weggenommen." Heißt dieses Pferd „Springerin", weil sein Besitzer (mit ihm?) durchs Fenster sprang?

Eine weitere Gruppe von Pferdenamen geht von Eigenschaften und Merkmalen aus. Zum Teil handelt es sich dabei gewiß um traditionelle Wunschnamen, zum Teil aber sind es auch „persönliche" Namen, die Merkmale des bestimmten Tieres benennen. Es handelt sich dabei manchmal um Eigenschaften, die schon bei der Geburt sichtbar sind, z. B. „Mula mit dem Eßelmaul" (S. 274), mitunter auch um Eigenheiten, die sich erst während einiger Wochen oder Monate einprägsam bemerkbar machen können, z. B. „Tanzerin oder Ballatrice" (S. 1). Tatsächlich erhielten die Pferde den Namen nicht gleich nach der Geburt, sondern erst nach Monaten, wenn sie „aufgestellt" wurden. Das geht aus Eintragungen über jung verstorbene Pferde hervor; diese besitzen noch keine Namen (z. B. Ein Rappetes Hengstel von der Stutten Ballatrice, S. 113, fillen von Elletiva, S. 109, Ein einjargs fillele, S. 62). Oft nennt der Name die Farbe des Tieres. Ein schwarzes Roß (Ein Rappeter Pohlischer Wallach, S. 278) trägt den Namen „Diavolo", ein anderer Rappe heißt „Corvo" (S. 21). Ein „falbeter" Wallach heißt „Falbino" (S. 79), eine „Armelin Stutten" heißt „Armelina" (S. 35), ein „nicht recht schwartzer" dänischer Wallach heißt „Maltinto" (S. 190), ein weibliches Gegenstück dazu „Maltinta" (S. 156), ein „tigerter Wallach" heißt „Pezzato" (S. 144). Eine langhälsige Stute wird „Collalonga" getauft (S. 29). Meist sind die Namen einfache Adjektiva, wobei das grammatische Geschlecht dem natürlichen entspricht, z. B. die Stuten Allegra 37, Superba 38, Robusta 158, Longa 160, Bizzara 162 und die Hengste Fiero 211, Jocondo 152. Zuweilen steht das Eigenschaftswort als nachgestelltes Attribut: Bruto Buono 104, Bruto Forte 104.

Hieran reihen sich die Rassebenennungen, die oft mit Herkunftsbezeichnungen konkurrieren. Ein Pferd, das Graf Kaunitz 1686 „zue Olmütz von einen bauer" kaufte, heißt „Hanack" (S. 15), wobei nicht zu entscheiden ist, ob für diesen Namen der hanakische Vorbesitzer oder der hanakische Pferdeschlag verantwortlich ist. Eindeutig als Rassenamen dürfen „Lüneburga", S. 391 (weil „Lüneburgische Stutte" dabeisteht), Fiorentina, S. 228 („Eine Falbete Florentinische Stutten"), Polacco, S. 169 („Ein Fixeter Wallach, ein Polac"), Transilvano, S. 43 („Ein Siebenbirgisches Falbel"), Turco, S. 61 („Ein schwartzbrauner Türckischer Hengst"), bezeichnet werden. Keine sichernden Angaben findet man bei der Turca, S. 6, dem Turcofalso, S. 141, und dem Turcovero, S. 143, doch ist es in diesen Fällen, wie auch bei Arabo 292, Danese 87, Holandese 201, Napolitana 257, kaum zu bezweifeln, daß es sich um Rassebenennungen handelt. Das Wort Razza selbst (= Rasse) wird nie ohne nähere Bestimmung als Name verwendet. Eine junge Stute kam aus folgendem Grund zu dem Namen „Razza di Canaglia": „Ein braunes Stittel von der Stutten Fridlandina, welche auf der Huetweydt Anno 1690 mit denen auch dreyjärigen hengstfollen, alß Stalondoppio, Favoritello vndt Jardiniero, auß nachleßigkeit deß Fillknecht Adam Rendl vndt Filltreiber Wawra Rendl zukommen; ich, erzürnet darüber, habe alle 3 den 20. Julij 1691 wallachen laßen. Die Stutten aber hat Anno 1691 den 26. May vmb 8 vhr früh dieß stüttl geworffen. dießes Stittel ist Anno 1693 auf der weidt zukommen, vnge-

Digitized by Google

sehr, von einen von denen vieren, alß Monarcha, Bravo, Contento vndt Ragazzo, hat anno 1694 den 5. Augusti ein braunetz hengstel geworffen, alßo habe ſi dießen tag vnter den nahmen Razza di Canaglia aufgeſtellt." Der Name Razza begegnet noch öfter im Geſtüt des Grafen Kaunitz. S. 226 wird eine Stute „Razza Buona" gegen eine andere Stute verhandelt, welche den Namen „Razza di Porco" erhält. Deren Tochter wird ſpäter unter dem Namen „Razza Caniſcha" aufgeſtellt (S. 620).

Die Pferdenamen brachten die fernſten Blickfelder des Erzhauſes Habsburg in die Alltäglichkeit der innerböhmiſchen Barockſchlöſſer. Da gibt es Stuten Ungheria (291), Crovatia (376), Spaniola (258), Bosnia (380), Baignalucca (381, nach der Stadt in Bosnien), einen ſpaniſchen Wallach Gonzales (583); das mit Ketten an den Himmel geſchloſſene Stralſund, vor dem Wallenſtein lag, bringt ein „ſchwediſcher Wallach" namens Stralſundo (383) in Erinnerung. Einen Raſſenamen trägt auch der Wallach Pachmatto: „Ein Füxeter wallach, ein Pachmat" (S. 168). Pachmat, aus dem Ruſſiſchen entlehnt, bezeichnet nach Grimms Wörterbuch „ein großes tartariſches Pferd". Auch einen „Pachmatiſchen hengſt" namens Efeminato hielt Graf Kaunitz in ſeinem Geſtüt.

Wir fanden bisher an altdeutſchem Tiernamengut nichts. Drei deutſche Namen enthält die Handſchrift, die der Einreihung in die angeführten Gruppen Schwierigkeiten entgegenſetzen, ſo daß man die Möglichkeit offenlaſſen möchte, in ihnen Reſte altheimiſcher Pferdenamen zu erblicken. Als die Stute Diamantina 1707 ein Füllen warf, wurde dieſes alsbald unter dem Namen „Dittricha" aufgeſtellt (S. 649). Soll man da einen Pferdeknecht mit dem Namen Dittrich hinzudenken, um auch hier auf einen Namen zu verzichten, der ſich neben Auer und Räme des „Meier Helmbrecht" ſehen laſſen könnte, oder aber den Namen des Gotenkönigs der Heldenſage heranziehen, der ja mancherlei Entwicklungsſtufen hinabſchritt — bis zum Folterknecht im Egerer Fronleichnamsſpiel[17]? Die Stute Gemma wirft ein Hengſtfohlen „Grobiano" (S. 664) — ſo kann kein Pferdeknecht geheißen haben. Und iſt der Stutenname „Phipherlinga" (S. 444) nur eine launige Zufälligkeit? Es kommen allerdings ganz tolle Einfälle des Grafen Kaunitz zu Papier. Er hat einen Hengſt auf den Namen „Cinquanta cinque" getauft, weil er für ihn 55 Taler an den Herrn Bouquowſky bezahlte; und eine Stute Junge Julis heißt augenſcheinlich nur darum ſo, weil ſie dem Julius Proche beſonders gefiel, dem ſie der Graf denn auch ſchenkte (336).

Zum Schluß noch der Hinweis, daß Pferde nach berühmten Männern benannt wurden. Ein altes Streitroß aus dem Heer des Kurfürſten von Bayern heißt „Walſteinio", ein halbes Jahrhundert nach der Ermordung des kaiſerlichen Generaliſſimus. Graf Kaunitz ſchreibt über das Tier, das ſein mühſeliges Alter bei ihm verlebte: „Ein käſtenbrauner Walach, XVIII Jahr alt, einn handtroß, meines brueders Favorit roß, welches Ehr von Rittmeiſter

[17] Die Geißelung Chriſti wird von den milites Dietrich, Hillebrant, Laurein, Sigenot vollzogen, lauter Namen aus den mittelhochdeutſchen Heldenepen. Bemerkenswert iſt es auch, daß Meiſter Albrant, der in zwei Handſchriften ſich in einen Hildebrand verwandelte, nach einer Münchener Handſchrift ſein Werk im Auftrag eines Kaiſers Dietrich (!), ſtatt Friedrichs II., ſchrieb.

Digitized by Google

Obern vmb hundert ducaten in goldt, gleich wie der Pezzato auch gezalt worden, gekauft, hat auch von Curfirſten in Bayern zum öftern 1000 (!?) Ducaten in goldt dafir gehabt, iſt auß den feldt geſchoſſener in der rechten ſeiten komen" uſw. In der Zeit, da die Türken Wien belagerten und die zeitgenöſſiſche Literatur voll der Türkennähe iſt, nimmt es nicht wunder, daß auch der altberühmte albaniſche Freiheitskämpfer gegen die Türken aus der Mitte des 15. Jahrhunderts als Namenspatron von Kampfroſſen Urſtänd feiert („Scanderbego", S. 668)[18]. Nach vollzogener Gegenreformation fühlt der katholiſche Graf auch keine Hemmung mehr, neben ſeinen „Pfaffo" und „Malteſe" auch einen Hengſt „vndter den nahmen Luthero" (S. 683) aufzuſtellen[19].

5. Hexen und Pferdeſchrätel.

Die Pferdematrik des Grafen Kaunitz liefert auch einige Belege dafür, daß in Böhmen der Glaube, daß Hexen ein Pferd krank machen könnten, verbreitet war. In den älteren ſudeten- und oſtdeutſchen Handſchriften von Albrants Roßarzneibuch begegnen auch in den Zuſatzſtücken keine derartigen Stellen, es ſei denn, man wolle dem Beräuchern eines kranken Pferdes den Zweck zuſchreiben, eine Hexe als vermutete Verurſacherin der Krankheit zum Herbeikommen zu zwingen. Erſt die um 1700 geſchriebene Groß-Schützener Pferdemittelſammlung verordnet gelegentlich einen Guß für ein Pferd, das „verſchrieren oder ſonſten kranckh iſt" (Rezept 39). Graf Kaunitz führt in drei Fällen den Tod von Pferden auf Behexen zurück. Von ſeiner Stute Primavera ſchreibt er: „iſt den 4. Januarij 1691 beſchrieren worden vndt verreckt" (S. 116). 1717 büßt er ſeinen Cervo ein: „Iſt in Martio zue Neiſchloß erkranckt vndt von fleiſch ſtetz abgefallen. in Julio habe (ich) eß nach Woſſow geſchickt, allwoh eß auch den 25. verreckt. die leith all ſagen, daß eß verhext ware" (S. 721). Bemerkenswert iſt die Eintragung über den Tod eines Fohlens (S. 113): „den 31. Auguſti iſt ein Bettelmann mit ſeinem weib durch di hutweidt gangen, welche ich außgegreindt; alß haben ſie dießen fill — wi ich glaub — daß maul geſpert. ich habe alleß gethan, waß miglich, den fill zue helfen, ware aber alleß vergeblich, vndt iſt eß daran den 1. September 1691 verreckt." Die Krankheit, welche die rachſüchtigen Bettelleute dem Füllen angezaubert haben ſollen, der Kinnbackenkrampf, mag den Charakter der Hirſch-

[18] Folgende Epiſode aus dem Türkenkrieg, die Graf Kaunitz in der Lebensbeſchreibung des „Pica Bruto" erzählt, iſt als Zeitbild des Feſthaltens wert: „Ein ſchöcketer, ſchantlicher, doch haubt gutter Wallach, IX Jahr alt, welchen mein Brueder von den Haubtmann Doſt, alß er von Wydim auß ziegen mißen, vndt ihme der vicecommendant der Türcken den accord nit halten wollen, er ihme zue gedrodt, darauf der Türck den Saabel gezucket, der Haubtmann aber die Piſtohlen vndt ihn erſchoſſen; iſt aber hernach ſambt allen den ſeinigen glorios nider gehauen worden."

[19] Wenn eine 1704 bei der Leipziger Oſtermeſſe gekaufte Stute „Lutherana" genannt wird (S. 550), dann darf man dabei wohl an denſelben Grund denken, der auch die öſterreichiſchen Soldaten des Weltkrieges veranlaßte, reichsdeutſche Zigaretten, die ſie als Liebesgaben erhielten, „Evangeliſche" zu nennen.

Digitized by Google

krankheit angenommen haben, bei welcher der ganze Körper des Pferdes steif werden kann.

Böhmen als das Land, das sich mit nicht ganz erwiesenem Recht rühmt, die Heimat des Dichters des mittelhochdeutschen Schwanks „Der Schrätel und der Wasserbär" zu sein, kannte nach dem Zeugnis des Grafen Kaunitz den Schrätel noch am Ende des 17. Jahrhunderts als Plagegeist der Pferde. S. 382 steht die Lebensgeschichte des Hengstes Orefice, bis zu dem Tage, da ihn sein Besitzer dem Pferdejuden Naftel Brandeißer verhandeln zu müssen glaubte. Als Grund für seinen Entschluß gibt der Graf an: „weilen er in der nacht so turnirt hat, vndt man sagt, eß ritte selbigen der schratel". Für den Orefice handelte der Graf von dem Roßtäuscher den Wallach Grasso ein, dem er S. 386 eine Biographie eröffnet. Hier wiederholt er die Angabe über die Ursache des Tausches: „vor den Orefice, so jn der nacht so turnirt hat, vndt man sagt, der schrattel hette ihm geritten". Den Naftel Brandeißer scheint Orefices nächtliches Abenteuer mit dem Schrätel weniger gestört zu haben.

Digitized by Google

Staatsgewalt und Selbsthilfe in der isländischen Saga.

Von Prof. Dr. Richard Hünnerkopf, Heidelberg.

„Christentum und Staatsbürgertum, diese beiden Mächte rücken uns vom alten Germanen ab." So sagt einer der besten Kenner des germanischen Altertums[1], und zwar mit besonderem Blick auf die isländische Saga. Bei oberflächlicher Betrachtung muß es so scheinen, als habe in erster Reihe das Christentum das Leben in jeder Hinsicht völlig umgestaltet. Ohne Zweifel sind es gewaltige Änderungen, die die neue Religion im Leben des Volkes sowohl wie des einzelnen bewirkt hat. Sehen wir aber genauer zu, so erscheinen die Wandlungen durch das Christentum viel äußerlicher, als man gemeinhin annimmt: das Innerste eines Menschen, seine Naturanlage, kann durch eine neue Lehre nicht grundlegend geändert werden.

Die große Umwälzung ist vielmehr begründet in der völlig veränderten Staatsauffassung, in dem festen Staatsgefüge an Stelle der lockeren staatlichen Gemeinschaft der Germanen. Eine Zeit, in der der Mensch infolge der Schwäche der Staatsgewalt in weitestem Umfang auf Selbsthilfe angewiesen war, mußte zwangsweise Zustände zeitigen, die dem modernen Menschen gegen das Gefühl gehen. So mag dem Leser der altisländischen Familiengeschichten besonders die vielfache Darstellung der Blutrache als wesensfremd erscheinen, dieser Rache, die geradezu durch die Ehre gefordert wird. Zwar haben wir heute wieder mehr denn je Verständnis für den altgermanischen Begriff der Ehre, aber man hat manches bei diesen Racheraten finden wollen, was mit der Ehre, wie wir sie auffassen, nicht vereinbar sei. So sagt noch Ulrich Haacke in einem eben erst erschienenen Aufsatz[2]: „Daß man nichts dagegen einzuwenden hatte, daß ein Mann seinen Gegner hinterrücks niederschlug oder mit starker Übermacht überfiel, erregt immer wieder Empörung bei der Jugend. Wir sollen bei dieser Gelegenheit keine verunglückten Rettungsversuche machen. Hier denken wir heute tatsächlich anders." Es liegt uns natürlich völlig fern, derartige Dinge als be-

[1] A. Heusler, Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit (Nollau, Germanische Wiedererstehung, 160).

[2] Altnordisches Schrifttum im Deutschunterricht (Beiträge zum neuen Deutschunterricht. Deutsche Volkserziehung, Heft 4, 1939), 118.

Digitized by Google

sonders ehrenvoll hinstellen zu wollen, aber wir werden noch sehen, aus welcher Lage heraus solche Zustände, die uns heute innerlich abstoßen, mit Notwendigkeit herausgewachsen sind.

Die Rache treffen wir in ältester Zeit bei allen Völkern überhaupt, sie reicht ohne Zweifel vor die Entwicklung der menschlichen Kultur zurück[3]. Sie war das einzige Wehrmittel gegen erlittenes Unrecht, solange es noch keine feste Staatsordnung gab. Man darf aber nicht in diesem Zusammenhang an die Blutrache orientalischer Völker erinnern, mit der die altgermanische nichts gemein hat. Der Germane kennt nicht die „Rachsucht", Rache ist bei ihm nicht Gesinnung, sondern bittere Notwendigkeit. Daß das Christentum die Rache bekämpft hat, ist ohne weiteres verständlich. Wenn wir aber heute einem Missetäter, der uns Schweres zugefügt hat, sei es die Ermordung eines Verwandten oder Freundes oder sonst eine schlimme Schädigung, nicht mit der Waffe in der Hand auflauern, so liegt das weniger daran, daß wir jetzt so fromme Christen sind, sondern dafür sorgt schon der Staat durch seine Gesetze und seine Polizeigewalt; ihm allein steht die Verfolgung eines Verbrechens zu, und wer über den Staat hinweg die Sühne der Missetat selbst in die Hand nimmt, macht sich strafbar.

Man wird einwenden: Aber der heidnische Germane, auch der Isländer der Sagazeit, hatte seine Gesetze und sein Gericht, und wenn die alten Isländer nur gelegentlich eine Straftat vor die Dingversammlung brachten, meistens aber die Selbsthilfe vorzogen, so lag das doch an ihnen selbst und nicht an der mangelnden Gelegenheit, das Vergehen auf gesetzlichem Wege sühnen zu lassen. Um diese Frage zu klären, müssen wir uns die tatsächlichen Zustände etwas näher ansehen. Gewiß, wir haben germanische Rechtsbücher, auch ein altisländisches, die Gragas (Graugans), aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Ohne darauf abzuheben, daß diese Gragas von einem modernen Gesetzbuch recht weit absteht, ist vor allem zu betonen, daß die tatsächlichen rechtlichen Verhältnisse der Saga aus der Zeit von 930 bis 1030 wesentlich andere sind und dem Staate weit weniger Recht zugestehen als die schriftliche Festlegung der Gesetze[4]. Diese einzigartige Gelegenheit, die uns die Saga bietet, das rechtliche Leben nicht in der Theorie, sondern in der Wirklichkeit kennenzulernen, ist für unsere Anschauung vom frühgermanischen Rechte überhaupt äußerst wichtig[5]. Allerdings dürfen wir nicht übersehen, daß auf Island die staatlichen Verhältnisse nicht schlechthin gemeingermanisch sind, sondern durch die Eigenart der Umstände ein besonderes Gesicht haben.

Die einzige Volksgemeinschaft auf der Insel schafft das Godentum[6]. Gode (godi) heißt wörtlich Priester. Wir merken aber kaum etwas in der Saga vom priesterlichen Amte des Goden. Er ist Tempelbesitzer, zieht dafür die Abgaben ein und führt die Aufsicht über seinen Bezirk, deren es etwa

[3] A. Heusler, Das Strafrecht der Isländersagas, 67.

[4] Ebenda, 8 ff., 225 ff.

[5] Ebenda, 228.

[6] Zum folgenden vgl. besonders Niedner, Islands Kultur zur Wikingerzeit, 53 ff.; A. Heusler, Strafrecht, 25 f., 231 ff.

Digitized by Google

40 auf Island gegeben hat. Seit Einführung des Christentums hat er lediglich ein weltliches Amt. Wichtig ist die starke und selbständige Stellung der aristokratischen Familien Islands. Ein gewöhnlicher Großbauer stand an Macht und Ansehen kaum hinter dem Goden zurück, der ja nur eine Art Aufsichtsbeamter war. Eine eigentliche „Regierung" gab es auf der Insel nicht. Diese außerordentliche Schwäche der Staatsgewalt erklärt sich vor allem aus dem Fehlen eines Volksheeres. Der isländische Staat hatte keine feindlichen Nachbarn und hat niemals einen Krieg geführt. Da die Isländer also niemals Gelegenheit hatten, sich alle zusammenzuschließen, um mit der Waffe in der Hand ihren Staat zu verteidigen, konnte das Zusammengehörigkeitsgefühl und der Staatsgedanke sich niemals richtig entwickeln. Und dennoch wäre es ein Irrtum zu glauben, daß diesen Leuten der Sinn für die Gemeinschaft abgegangen sei. Im Gegenteil: je mehr der Staat sie bei der Verteidigung ihrer Belange im Stiche ließ, um so fester und unbedingter schlossen sie sich in kleineren Gruppen zusammen, deren Kern die Sippe war. „Die altgermanische Sippe trägt viel von den Bindungen, die später von Gemeinde und Staat übernommen wurden[7]." Diese bäuerlichen Gemeinschaftsgruppen ließen sich es nicht nehmen, ihre Streitigkeiten mit der Waffe auszufechten. Man muß es sich klarmachen, was in der Geschichte von jeher der Waffendienst für den Bauer bedeutet hat[8]. Bauer und Krieger sind keine Gegensätze, sondern notwendige Ergänzungen. Der deutsche Bauer des Mittelalters verlor seine Freiheit, als der Ritterstand ihm die Kriegspflicht völlig abgenommen hatte. Und da der isländische Bauer die zweite Seite seines Wesens, den Krieger, nicht im Kampf mit dem Landesfeind zu ihrem Recht kommen lassen konnte, mußte diese sich in den zahlreichen Fehdezügen innerhalb der Insel ausleben. In jungen Jahren war jeder Isländer, der etwas gelten wollte, im Ausland gewesen, hatte als Wikinger oder im Fürstendienst die Waffen geführt, und wenn er dann in der Heimat auf seinem Hofe saß, war es ihm Ehrenpflicht, seinen Sippegenossen, Freunden und Nachbarn im Kampfe beizustehen. Kurz gesagt: das Fehdewesen ersetzte ihm den Krieg mit dem Landesfeinde, und da die Staatsgewalt so schwach entwickelt war, fühlten sich diese Gemeinschaftsgruppen gewissermaßen als selbständige kleine Staaten, wenn es galt, anderen Gruppen gegenüber ihr Recht zu vertreten. Aus dieser Tatsache erklärt sich nun alles: die Parteifehden auf Island verlaufen im kleinen genau so wie die kriegerischen Auseinandersetzungen der Staaten in der Weltgeschichte. Ehe wir aber die eigentlichen Rachefeldzüge betrachten, müssen wir endlich die Frage klären, wie es denn mit dem staatlichen Gericht auf Island, mit der Dingversammlung, stand.

Dieses Gericht war etwas ganz anderes, als man sich heute darunter vorstellt[9]. Die Leitung hatte nicht ein Richter, der die Parteien verhörte, sondern die Parteien selbst. Man erwartete vom Gericht auch gar nicht die vorurteilslose Ermittlung des Tatbestandes, sondern man betrachtete es

[7] A. Heusler, Sittenlehre, 168.
[8] R. Hünnerkopf, Krieger und Bauer: Oberd. Zeitschr. f. Volksk., 9, 1935, 65 f.
[9] A. Heusler, Sittenlehre, 184; Strafrecht, 102 f.

Digitized by Google

„als einen sicheren Posten im Gefecht, dessen Besitz ein taktischer Gewinn ist" (Heusler). Und das Gericht konnte man nur an sich reißen, wenn man all die verwickelten Formen beherrschte, vor allem aber, wenn man die nötige Streitmacht bei sich hatte! „Der Gerichtsgang ist eine stilisierte Fehde" (Heusler), und wir behandeln seinen Verlauf am besten mit den übrigen Fehdezügen. Aber warum ging man denn dann überhaupt ans Gericht? Eines gab ihm erhöhte Bedeutung: die schwerste Strafe, die strenge Acht oder Friedloslegung, konnte nur auf gerichtlichem Wege zustande kommen. Um jemanden friedlos zu machen, brauchte man den Staat, denn das Entscheidende dabei war der Beschluß der gesamten Gemeinde, sich von dem Schuldigen abzuwenden[10]. Zwar gab es immer Leute, die sich um diesen Beschluß des Staates nicht kümmerten. So hat die Mutter des Gest in der Gislasaga (Kap. 22) oft Geächtete bei sich. Diese halten sich, wenn jemand kommt, in einem unterirdischen Raum auf, der einen Ausgang beim Fluß und einen anderen in der Küche hat. Immerhin haben wir hier endlich etwas, was allein dem Staate zustand. Nur täuscht man sich, wenn man glaubt, hier habe der Staat machtvoll das Strafrecht gehandhabt. Denn wie stand es mit der Vollstreckung des Urteils? Der Staat dachte gar nicht daran, sich selbst irgendwie dabei zu beteiligen, vielmehr war diese einzig und allein Sache des Klägers. Ihm selber lag die „Fronung" ob, d. h. er hatte den gesamten Besitz des Verurteilten einzuziehen (dieser gehörte dann restlos ihm, der Staat hatte keinen Teil daran); s e i n e Sorge war es auch, daß der Geächtete, den jeder straflos töten durfte, nicht etwa heimlich von der Insel entkam. In der Hrafnkelssaga (Kap. 4) ist es dem kleinen Bauern Sam durch die Hilfe der beiden Häuptlinge Thorgeir und Thorkel gelungen, den mächtigen Goden Hrafnkel auf dem Ding in die strenge Acht zu bringen. Als Sam nun stolz umhergeht, weil er dem großen Mann eine solche Schande bereitet hat, meint Thorgeir: „Der Mann ist nur halb geächtet, solange die Fronung nicht vollzogen ist ... Du aber gedenkst jetzt heimzureiten und dich in deinen Hof zu setzen, wenn du dazu kommst, was der günstigste Fall ist. Dein Prozeß hat dir dann das eingebracht, daß du ihn Waldmann (d. i. Geächteter) nennen darfst. Aber seine Schreckensherrschaft wird andauern, wenn es dir nicht etwa noch besonders schlimm ergeht." Außer auf Friedloslegung konnte das Gericht noch auf die milde Acht, die Landesverweisung, erkennen, gegebenenfalls in Verbindung mit einer Geldbuße (auf reine Geldbuße erkannte das Gericht nie, und das Geld floß nicht in die Staatskasse, sondern kam dem Kläger zugute), aber beides, Landesverweisung für den Täter und Bußgeld für den Gekränkten, konnte man auch ohne Gerichtsgang, allein durch schiedlichen Vergleich der Parteien untereinander erreichen. Wer sich also ans Gericht wandte, hatte wohl immer als Endziel die strenge Acht im Auge. Und was war damit erreicht? Die Fehde war nicht beendet, die Waffen wurden nicht niedergelegt, sondern der Angreifer konnte jetzt auf Grund der staatlichen Hilfe seine Rache unter viel günstigeren Bedingungen durchführen, da der Verfolgte nunmehr schutzlos war.

[10] Ebenda, 234.

Digitized by Google

So kam es, daß man sich nur dann ans Gericht wandte, wenn man auf einen günstigen Ausgang hoffen konnte. Und der hing unter Umständen vom Zufall ab. Die Strafe richtete sich durchaus nicht nach der Schwere des Vergehens. Gisli, der den Thorgrim aus gerechter Ursache erschlagen hat, wird von Börk aufs Ding geladen. Er schickt seine Schwäger hin, um durch Vergleich in seinem Namen die Achtung abzuwenden, was an sich durchaus möglich gewesen wäre. Aber diese stellen sich so ungeschickt an, daß der Vergleich nicht zustande kommt, und lediglich deshalb fällt Gisli in die strenge Acht[11]. Die Ladung vor Gericht konnte auch als Schimpf empfunden werden[12]. Mitunter waren die Geschworenen, die das Urteil zu sprechen hatten, kleine Leute, die man leicht bestechen konnte, wie es Ofeig in der Bandamannasaga (Kap. 8, 9) tut. Ein Mann von Standesgefühl wie Gunnar in der Njalssaga muß es ablehnen, daß solche Leute im Namen des Staates sich in seine Angelegenheiten mischen, besonders da es sich um eine so peinliche Sache handelt wie um den Käsediebstahl seiner Frau (Frauen konnten nicht vorgeladen werden, deshalb ergeht die Vorladung an Gunnar selbst), und so bietet er schiedlichen Vergleich an (Kap. 49). Auch im Laufe der Gerichtsverhandlung ist der persönliche Vergleich der Gegner immer noch möglich. Die Njalssaga, die die meisten und ausführlichsten Dingverhandlungen von allen Familiengeschichten hat, führt keine einzige Sache bis zum gerichtlichen Urteil, sondern läßt alles auf schiedlichem Wege enden.

Wir sehen also, wie der Isländer der Sagazeit in weitem Umfange auf Selbsthilfe angewiesen war, denn das gerichtliche Urteil auf strenge Acht war ja schließlich nichts mehr als eine staatliche Unterstützung bei der Selbsthilfe! Wenn Heusler festgestellt hat, daß von sämtlichen Händeln in den Familiengeschichten nur 50 durch staatliche Gewalt, 470 dagegen durch Selbsthilfe erledigt werden[13], so heißt das durchaus nicht, daß es sich bei diesen letzten Fällen durchweg um Blutrache handelt. Die gütlichen Vergleiche durch persönliche Verhandlung, wo man sich auf Bußgeld oder auf Landesverweisung einigt, nehmen einen verhältnismäßig breiten Raum ein. Man hatte auch durchaus Sinn dafür, daß man die Blutrache nicht bis zur Ausrottung ganzer Geschlechter treiben dürfe, und so wird eine Blutrache, die zu mehreren Verlusten auf beiden Seiten geführt hat, in der Regel schließlich durch Vergleich beendet. Zuweilen tritt die Rache erst ein, wenn die Forderung von Buße abgeschlagen worden ist: Bardi in der Heidharvigasaga (Kap. 13) verlangt dreimal Buße auf dem Ding für seinen Bruder Hall, ehe er sich zum Rachezug entschließt. Das Schiedsurteil spricht oft ein am Handel Unbeteiligter, ein angesehener und vertrauenswürdiger Mann; eine besondere Ehrung ist es, wenn einem der beiden Gegner das Selbsturteil zuerkannt wird. Besonders bei Totschlägen innerhalb der Sippe, die ja auch vorkamen, drang man auf Buße, um die Blutrache zu vermeiden. In der Laxdoelasaga (Kap. 37) sagt Olaf, als Thorleik und Hrut im Streit

[11] Gislasaga, Kap. 20.

[12] Vgl. dazu A. Heusler, Strafrecht, 100.

[13] Ebenda, 40.

Digitized by Google

sind: „Das gehört sich nicht, daß ihr Verwandten Hand aneinanderlegt ... wir wollen lieber versuchen, euch zu versöhnen." Und Snorri verwehrt es der Gudrun, aus Rache für ihren erschlagenen Mann die ersten Männer im Bezirk anzugreifen, „und dazu die nahen Verwandten derer, denen die Rache obliegen würde, und das ist die Hauptsache, daß diese Geschlechtsausrottung aufhört" (ebd., Kap. 59). Die Abmachungen werden in der Regel gehalten, ein Handschlag genügt zur Bekräftigung, Vertragsbruch war Neidingstat. Hier sehen wir deutlich, wie diese Männer, die keinen staatlichen Schutz zu erwarten hatten, durch das Gebot der Ehre sich selber schützten. Der bäuerlich-nüchterne Sinn, sich gegenseitig nicht zu sehr zu schädigen, kommt klar in der Eyrbyggjasaga (Kap. 46) zum Ausdruck, wo nach großem Blutvergießen auf beiden Seiten durch Schiedsspruch die Totschläge und Verwundungen gegeneinander aufgewogen werden, so daß der Überschuß auf der einen Seite durch eine geringe Geldsumme gebüßt werden kann. Bei einer gerichtlichen Entscheidung wären mehrere Urteile auf Landesverweisung und hohe Geldzahlung herausgekommen.

Der Vergleich mußte allerdings scheitern, wenn die Gegner innerlich nicht friedensbereit waren. Die Njalssöhne haben ihren Ziehbruder Höskuld erschlagen, und der alte Njal wünscht einen friedlichen Ausgleich. Schon ist es soweit, daß das Bußgeld ausbezahlt wird, da kann es Flosi, ein Verwandter des Erschlagenen, nicht unterlassen, eine beleidigende Bemerkung über Njal zu machen, sofort antwortet dessen Sohn Skarphedin mit einer Schmähung, und das Ende ist, daß Njal mit seiner ganzen Familie durch Mordbrand zugrunde geht[14]. Oder ein übermütiger Herrenmensch wie der Gode Hrafnkel brüstet sich, viele erschlagen, aber keinen gebüßt zu haben. Als Thorbjörn für seinen Sohn Einar, den Hrafnkel erschlagen, Buße fordert, will er aus Grundsatz keine zahlen, obgleich er die Tat bereut; wohl aber macht er ein großzügiges Angebot, wodurch Thorbjörn und seine Kinder auf Lebenszeit versorgt wären — wohlgemerkt, als freiwilliges Geschenk von seiner Seite, aber Schiedsrichter lehnt er ab. Der durch diesen Hochmut gekränkte Thorbjörn nimmt das Geschenk nicht an, und daraus entwickelt sich die folgende Fehde[15]. So selbstherrliche Menschen, die sich in keiner Sache beugen wollten, auch wenn sie im Unrecht waren, konnten bei der Schwäche der Staatsgewalt auf der Insel gedeihen, aber man darf wohl sagen, daß sie in diesem Ausmaß die Ausnahme bildeten. Gerade mächtige Häuptlinge versuchten in der Regel durch einen schiedlichen Vergleich dem Blutvergießen zu steuern, so z. B. der Gode Snorri, der in mehreren Sagas vorkommt.

Aus all dem geht hervor, daß es auch ohne Eingreifen des Gerichtes die Möglichkeit gab, Streitigkeiten auf friedlichem Wege beizulegen, und daß man aus Gründen der Vernunft sehr oft diese friedliche Lösung suchte. Wie kommt es nun aber, daß die Blutrache trotzdem in so vielen Familiengeschichten im Vordergrund steht? Sie gilt nicht nur für ehrenvoller als

[14] Njalssaga, Kap. 123.

[15] Hrafnkelssaga, Kap. 3.

Digitized by Google

die Annahme von Bußgeld, sondern auch als die Klage vor Gericht. Deutlich zeigen dies die Worte der Hildigunn, deren Gemahl Höskuld die Njalssöhne erschlagen haben. Als Flosi ihr die gerichtliche Verfolgung der Totschlagsache verspricht, entgegnet sie: „Rächen würde dich Höskuld, wenn er für dich die Mordverfolgung hätte[16]!" Man nahm unter Umständen sehr gerne Buße an und war auch froh, wenn einem durch gerichtliches Urteil die Fronung der Habe des Angeklagten zufiel, denn in beiden Fällen hatte man selber einen Gewinn. Der bäuerliche Besitztrieb schätzte dies keinesfalls gering ein. Wir müssen aber verstehen, daß gerade besonders ehrliebende Leute es ablehnten, den Tod des Verwandten oder des Freundes als Anlaß zur eigenen Bereicherung zu nehmen. Die Buße war ein rechnerischer Vergleich, aber keine Sühne[17], die Fronung Vermehrung des eigenen Besitzes, aber kein Opfer für den geliebten Toten. Gelegentlich lesen wir den Ausspruch: „Ich will meinen Sohn (oder meinen Bruder) nicht im Beutel tragen." Wieviel mehr ehrte man das Andenken des Erschlagenen, wenn man nicht nur bei der Verfolgung des Täters auf persönlichen Gewinn verzichtete, sondern selbst alles aufs Spiel setzte, zunächst das eigene Leben, dann auch sein Vermögen! „Wenn ich wüßte, daß es noch einmal Rache geben könnte für Olaf, meinen Sohn, so wollte ich nicht ansehen, was ich dafür tun müßte", sagt Havard nach der Erschlagung seines Sohnes[18]. Ehrenvoller war Rache immer als Buße oder Klage, für den Toten sowohl wie für seinen Rächer. „War es nicht zu erwarten, daß ein Mann wie Vestein nicht ungerächt liegen werde?", sagt Gisli, als er seinen Blutsbruder gerächt hat[19]. Den Lebenden erfüllt es bereits mit Stolz, wenn er weiß, daß er nach seiner Erschlagung gerächt werden wird. Der Knecht Atli tötet auf Wunsch von Njals Frau Bergthora einen der Knechte Gunnars. Er bedingt sich dann aus, daß, wenn er erschlagen werde, nicht Knechtsbuße (die geringer war als die Buße eines freien Mannes) auf ihm stehe. „Man soll dich büßen wie einen Freien", erwidert Njal, „aber Bergthora wird dir versprechen und wirds auch halten, daß Blutrache auf dir stehe[20]." Und eben dieser Njal, der stets auf friedlichen Vergleich dringt, spricht unmittelbar vor seinem Tode aus, daß es Fälle gibt, wo die Ehre nur die Rache kennt. Als Flosi bei dem Mordbrand ihm freien Abzug anbietet, weil er unverdient drinnen verbrenne, ist seine Antwort: „Ich will keinen freien Abzug, denn ich bin ein alter Mann und bin kaum imstande, meine Söhne zu rächen, aber in Schanden leben will ich nicht[21]." Und daß man bei persönlichen Ehrenkränkungen weder Buße noch gerichtliche Klage kannte, sondern die Pflicht hatte, sich selbst zu wehren, diese Auffassung ist heute noch vielfach lebendig; wir haben sie noch im alten echten Bauernstand[22], und bis in unsere Tage hat in bestimmten Kreisen die strenge Ver-

[16] Njalssaga, Kap. 116.
[17] A. Heusler, Strafrecht, 86.
[18] Havardharsaga, Kap. 6.
[19] Gislasaga, Kap. 19.
[20] Njalssaga, Kap. 38.
[21] Ebenda. 129.
[22] Hünnerkopf, Oberd. Zeitschr. f. Volksk., 11, 1937, 123.

Digitized by Google

pflichtung gegolten, in diesem Falle den Beleidiger vor die Pistole zu fordern. Nicht geschätzt wurde die in der ersten Hitze vollbrachte Rachetat; ein ehrendes Beiwort war langraekr: einer, der die Rache lange hinausschiebt, aber nicht vergißt (vgl. auch Hagens Worte im Nibelungenlied, Str. 1461: ez ist vil lancraeche des künec Etzelen wîp).

Die Rache ist also in gewissen Fällen die einzige Sühne, die die Ehre befriedigen kann. Es bleibt nun noch übrig, zu betrachten, in welcher Weise die Rache vollzogen wird. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Parteifehden der kriegerischen Auseinandersetzung feindlicher Staaten gleichen. Das Hetzen zum Streit geht oft dem Kampfe voraus. Zwar gibt es einen Anreiz zur Rache, der der Ehre entspringt, so wenn die Mutter die Söhne anstachelt, den erschlagenen Vater zu rächen. „Gut wäre eure Gemütsart, wäret ihr die Töchter irgendeines Bauern" (Gudrun in der Laxdoelasaga, Kap. 48); „ihr paßtet besser dazu, daß ihr Töchter eures Vaters und verheiratet wäret" (Thorgerd, Kjartans Gemahlin, ebenda Kap. 53). Ähnliches hören wir öfters in der Saga aus Frauenmund. Daneben aber gibt es die übelsten Hetzereien mißgünstiger Leute. Die Freundschaft der beiden edlen, mächtigen Männer Njal und Gunnar in der Njalssaga wünschen kleine Leute zu stören. Es beginnt mit Reibereien zwischen den beiden Gesinden, Knechte erschlagen sich gegenseitig, die Njalssöhne selbst greifen schließlich ein, angefeuert durch ihre Mutter Bergthora; aber — „zwischen Gunnar und Njal hielt sich die Freundschaft, so kühl es auch war zwischen ihrem anderen Volke" (Kap. 44). So lange beide Männer leben, wird alles gütlich geschlichtet. In einem anderen Falle erreichen die Hetzer ihr Ziel. Der aus der Fremde zurückgekehrte Valgard ärgert sich, daß die Leute aus seines Sohnes Mörd Ding ausgetreten sind in das neugegründete des Höskuld. Da es Njal ist, der seinem Ziehsohn Höskuld das neue Godentum verschafft hat, möchte er aus Rache Njals Familie verderben, ohne selbst der Angreifer sein zu müssen. Er spricht daher zu seinem Sohne: „Ich möchte, daß dus ihnen so lohnst, daß es sie alle ins Verderben reißt. Aber dazu dient das, daß du sie gegeneinander verhetzest, daß die Söhne Njals den Höskuld erschlagen. Aber um ihn gibt es viele Mordkläger, und so werden die Njalssöhne um dessentwillen erschlagen werden" (Kap. 107). Der Vergleich mit den Vorgängen in der großen Politik liegt hier auf der Hand.

Ebenso spielt das Werben von Bundesgenossen vor dem Kampf eine große Rolle. Bei der Verheiratung von Söhnen und Töchtern ist einer der wichtigsten Gesichtspunkte die Stärkung, die die Sippe durch die neue Verwandtschaft erfährt. Oft werden solche Ehen gerade im Hinblick auf einen bevorstehenden Fehdezug geschlossen: Herstein, der Sohn des durch einen Mordbrand umgekommenen Blundketil, heiratet die Tochter Gunnars (Hoensnathoressaga, Kap. 12); Mörd die Thorkatla, die Tochter Gizurs des Weißen (Njalssaga, Kap. 65); Flosis Bruderssohn Starkad Mörds Tochter Rannveig (ebenda, Kap. 117). Aber die Partei fällt nicht ohne weiteres mit der Sippe zusammen[23]. Wichtig ist die Freundschaft, wie in der Njals-

[23] A. Heusler, Strafrecht, 22.

Digitized by Google

saga, auch die Blutsbrüderschaft, wie in der Gislasaga (hier kommt es dadurch zu einer tragischen Verwicklung, da sich schließlich Verwandte feindselig gegenüberstehen). Das Mannschaftswerben vor Beginn des Zuges erfordert das, was man von jeher zum Kriegführen gebraucht hat: Geld, Geld und wieder Geld. So sind es in der Regel auch die mächtigen reichen Herren, die die Fehde führen; wer selbst keine Mittel hat, muß einen reichen Bundesgenossen gewinnen. Und bei der Abrechnung gibt es nicht den Begriff „Missetat". „Dieser Begriff ... setzt ein starkes Gefühl voraus von der Zusammengehörigkeit aller Volksgenossen und eine feine Empfindung dafür, daß ein Zustand ohne Missetaten ein gemeinsames Gut sei, für das jedermann ungeboten einzutreten habe[24]." „Die Fehde mit dem Nachbar gilt etwa wie ein Krieg mit dem Landesfeinde, nach dessen unentschiedenem Abschluß man sich für die beiderseitigen Verluste entschädigen würde, rein rechnerisch, natürlich ohne zu fragen, wer durch wen gefallen ist[25]." So erklärt es sich auch, wie wenig im allgemeinen berücksichtigt wird, daß einer in der Notwehr Totschläge begeht. Gunnar in der Njalssaga wird von mehreren Gegnern überfallen, wehrt sich tapfer und erschlägt einige von ihnen, worauf die andern die Flucht ergreifen (Kap. 72). Beim Schiedsspruch wird es zwar Gunnar angerechnet, daß er der Angegriffene war, aber es kommen doch noch drei Jahre Landesverweisung für ihn heraus. Bei den vielfachen verwickelten Händeln ist es eben schließlich unklar, wer eigentlich die Feindseligkeiten begonnen hat. Zum Wesen der Parteifehde gehört es, wenn es nicht in erster Reihe darauf ankommt, den persönlichen Gegner zu töten, sondern irgendeinen von der andern Seite. Hrafnkel greift Eyvind, den Bruder seines Gegners Sam, an, als er vom Auslande zurückkommt, ohne es für nötig zu halten, auch nur die geringste Begründung dafür zu geben. Es ist klar, daß er den Tüchtigeren zuerst beseitigen muß, ehe er den Rachezug gegen Sam beginnt[26].

Alle diese Einzelheiten, die wir beim Rachezug treffen, gelten auch für die gerichtliche Verfolgung, die, wie oben ausgeführt, ja auch eine Fehde ist. Man beginnt mit Mannschaftswerben und sucht Bündnisse zu schließen. Der Schwache muß einen Starken als Beistand gewinnen; so Sam in der Hrafnkelssaga (s. o.). Thorkel Hündlein und Knut in der Laxdoelasaga strengen nur deshalb keine Klage gegen Thord an, weil sie nicht die nötige Unterstützung finden (Kap. 35). Schon auf dem Ritt zum Ding greift man bisweilen den Gegner an (Hoensnathoressaga, Kap. 15, 18), oder man sucht ihn, wenn er aufs Ding kommt, mit Waffengewalt von der Gerichtskammer abzudrängen (Njalssaga, Kap. 137). Und ebenso wie der Rachefeldzug kann die gerichtliche Verfolgung durch persönlichen Vergleich abgebrochen werden (s. o.).

Die Art, wie man den Gegner vernichtet, geht uns öfters gegen das Gefühl. Man scheut sich nicht, ihn nachts, wenn er im Bett liegt, zu töten; man lockt ihn in den Hinterhalt, man überfällt ihn mit überlegener Streit-

[24] Ebenda, 235.
[25] Ebenda, 94.
[26] Hrafnkelssaga, Kap. 8.

Digitized by Google

macht, öfters stehen mehrere gegen einen einzelnen; und schließlich, was uns am wenigsten eingeht, man verbrennt ihn im Hause mit allen, die drinnen sind, in der Njalssaga mit der ausdrücklichen Begründung, daß es zu gefährlich sei, die Njalssöhne im Freien anzugreifen (Kap. 128). Zu „beschönigen" ist hier nichts; fragen wir lieber, ob Ähnliches nicht auch heute noch vorkommt. Und da müssen wir antworten: ja, im Kriege. Gilt es da als unehrenhaft, den Feind in eine Falle zu locken oder ihn mit starker Übermacht anzugreifen, wird das Minenlegen im Wasser, der nächtliche Bombenangriff durch Flugzeuge abgelehnt, weil dies kein „offener" Angriff ist? Selbstverständlich hat bei einem erbitterten Ringen jeder das Recht, sich sämtlicher Vorteile gegenüber dem Feinde zu bedienen, deren er habhaft werden kann. Es erübrigt sich, all das Grausige anzuführen, was ein Krieg unter Umständen mit sich bringt. Und warum können bei Streitigkeiten zwischen einzelnen Staaten immer noch solche Mittel gebraucht werden, die innerhalb eines geordneten Staatswesens unmöglich sind? Doch eben darum, weil es auf Erden keine überstaatliche Macht gibt, die unbestechlich nach gerechten Gesetzen die Streitfälle zwischen den Staaten entscheidet und auch die Machtmittel besitzt, ihre Entscheidungen umgehend und restlos durchzuführen. Und dies war der Zustand im isländischen Staate: es fehlte die starke Gewalt, die das Recht des einzelnen hätte schützen können, und der Isländer kämpfte mit der Begeisterung und Hingebung des ehrlichen Kriegers, der die Sache seiner Gemeinschaft bis zum äußersten verficht und das Unschöne, das der Krieg mit sich bringt, eben in Kauf nehmen muß.

Werfen wir zum Schluß noch einmal die Frage auf, ob dem Christentum nicht doch ein wesentlicher Anteil am Wandel dieser Dinge zuzuschreiben ist. Daß die neue Lehre im Laufe der Jahrhunderte ganz ohne Wirkung geblieben sei, wollen wir gewiß nicht behaupten. Nur hat sich der Wesenskern des germanischen Menschen dadurch nicht geändert; das sehen wir heute noch am deutschen Bauern mit seiner inneren Einstellung zu religiösen, sittlichen und rechtlichen Fragen[27]. Eine Saga hat den Gegensatz zwischen Heidentum und Christentum an mehreren Stellen betont, die Njalssaga. Aber hier haben wir kein klares Bild der Wirklichkeit, vielmehr sind dem um 1300 schreibenden christlichen Verfasser mehrere Unstimmigkeiten unterlaufen. „Die Einwirkung des Christentums in den ersten Jahren nach der Bekehrung wird überschätzt, in äußeren wie in seelischen Dingen[28]." Der Verfasser, der sich bemüht, als guter Christ zu erscheinen, kann seine innere Zuneigung zum heidnischen Germanentum nicht immer verbergen. Njal tröstet vor dem Mordbrand seine Hausgenossen mit dem Hinweis auf Gottes Barmherzigkeit und aufs Jenseits, und dann heißt es weiter: „Solche Mahnreden richtete er an sie und andere, *mannhaftere*" (Kap. 129). Daß Flosi vor Beginn des Rachezugs gegen die Njalssöhne, der mit dem Mordbrand endet, alle Teilnehmer in die Kirche gehen und beten läßt,

[27] Vgl. dazu meinen 1937 in Gotha gehaltenen Vortrag über germanische Bauernart: Oberd. Zeitschr. f. Volksk., 11, 1937, 115 ff.

[28] A. Heusler in seiner Einleitung zur Njalssaga, Thule, 4, 8.

Digitized by Google

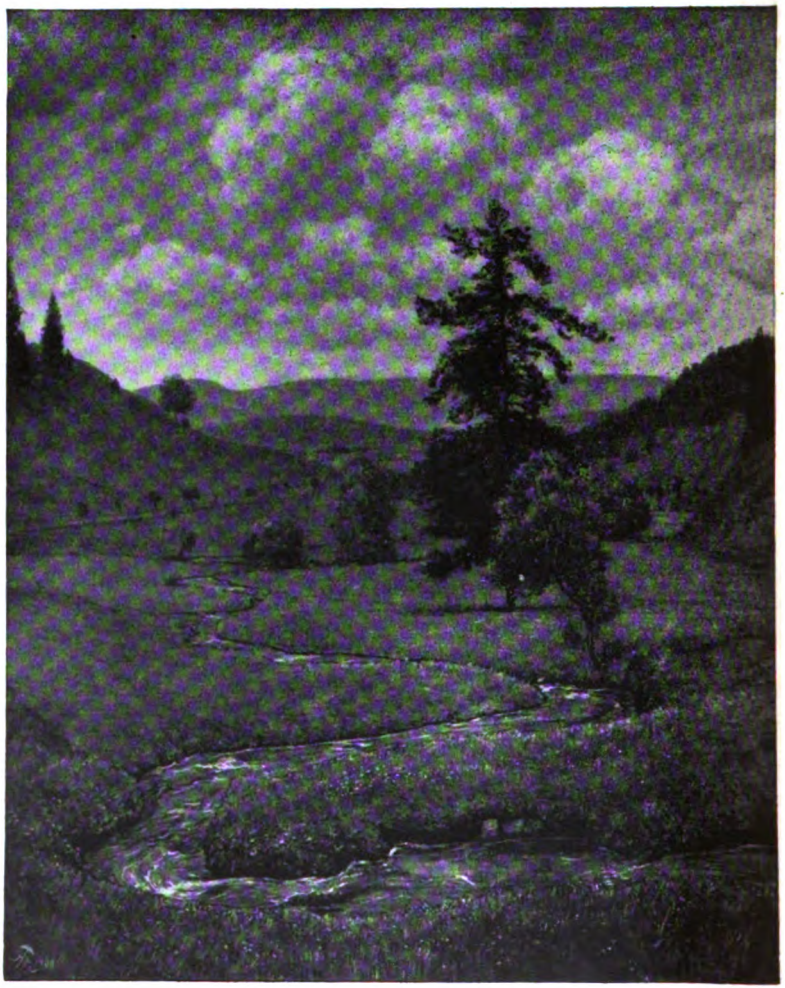
mutet uns merkwürdig an (Kap. 126). Die ärgste Mischung aber bringt Kap. 106. Amundi, der blinde Sohn des erschlagenen Höskuld, steht im Zelte vor Lyting und fordert Buße für seinen Vater. Auf Lytings abschlägige Antwort geht er hinaus, aber als er sich unter der Zeltküre noch einmal umdreht, tun sich seine Augen auf. Da ruft er: „Gelobt sei der Herr! Jetzt sehe ich, was sein Wille ist." Er springt vor und schlägt Lyting die Axt in den Kopf. Als er beim Zurückgehen an die Stelle kommt, wo sich vorhin seine Augen geöffnet haben, schließen sie sich wieder, und er bleibt sein ganzes Leben lang blind wie bisher. Also eine germanische Rachetat in Form einer christlichen Legende!

Wir haben uns bemüht zu zeigen, daß das, was uns beim Lesen der altisländischen Familiengeschichten heute fremd anmutet, nicht so sehr auf innerem Abstand als vielmehr auf den veränderten äußeren Verhältnissen beruht. Und je mehr wir unsere innere Verwandtschaft mit den Menschen der Saga erkennen, um so besser werden wir diese einzigartigen Quellen für altgermanisches Leben verstehen.

Digitized by Google

Hans Thoma. / Von Eugen Fehrle.

Überall feiern in diesem Jahr Deutsche den 100. Geburtstag unseres Schwarzwaldmalers Hans Thoma. Wenn wir mit unserer Wissenschaft uns besonders bemühen, das Deutschbewußtsein vom Volkstum aus wachzurufen, so müssen wir Hans Thoma zu den führenden Männern dieser



Der Bach im Tal. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Digitized by Google

großen Aufgaben stellen. In einer Zeit, die bodenfremd geworden war, wo besonders in der Kunst Vorurteile galten, die in der Stadt meist von Menschen geformt und zur Geltung gebracht waren, die andere Voraussetzungen mitbrachten als wir Deutschen, war Hans Thoma beiseite gesetzt. Er fügte sich nicht den Forderungen jener Zeit. Er malte die Wiesen in dem frischen Grün, wie er sie als Wälderbub erlebt hatte. Aber das galt den Kritikern damals als unfein, bäuerisch. Zwar hat jedes unverbildete Kind Freude an solchen frischen Farben. Die Jahrzehnte vor uns waren aber von Kulturträgern geleitet, die nicht von Herzen jung waren. Drum konnten sie eine gesunde, naturfrische Jugendlichkeit nicht mehr verstehen und suchten die Menschen nach ihren Idealen zu erziehen. Die ausgesprochen frischen Farben wurden als unfein bezeichnet. „Rot und blau macht ne schöne Bauernfrau", sagte man spöttisch. Und „der Gebildete" wollte doch nicht sein wie die Bauern. Doch Hans Thoma hielt immer zu seiner bäuerlichen Heimat im Schwarzwald.

Schließlich regte sich im deutschen Kunstempfinden eine Ahnung neuen Werdens, neuerwachter Jugendlichkeit, die Morgenluft unserer Zeit, und Hans Thoma wurde verstanden und kam zur Geltung. Heute ist er überall herzlich verehrt und geliebt. Bei Tausenden von Familien in Stadt und Land hängen seine Bilder. Er gehört uns allen. Seine Werke machen Freude, sie zeigen schlichte bäuerlich-deutsche Haltung und führen zur Heimat.

Der Johann Peter Hebel-Preis

wurde auf Vorschlag des Badischen Ministers des Kultus und Unterrichts Dr. O. Wacker durch den Reichsstatthalter von Baden, Robert Wagner, dieses Jahr unserem Dichter Hermann Eris Busse verliehen. Ich beglückwünsche, auch zugleich im Namen der Leser dieser Zeitschrift, Freund Busse herzlich zu diesem schönen Erfolg. Wir alle kennen Busse als Dichter und Schriftsteller, viele zunächst wohl vom Landesverein Badische Heimat her, wo Busse in Pflege und Erforschung der Heimat und ihres Volkstums Vorbildliches geleistet hat. Tausende kennen und verehren Busse aus seinen Romanen. In ihnen zeichnet er mit markigen, sicheren Strichen deutsches Bauerntum unserer Südwestmark.

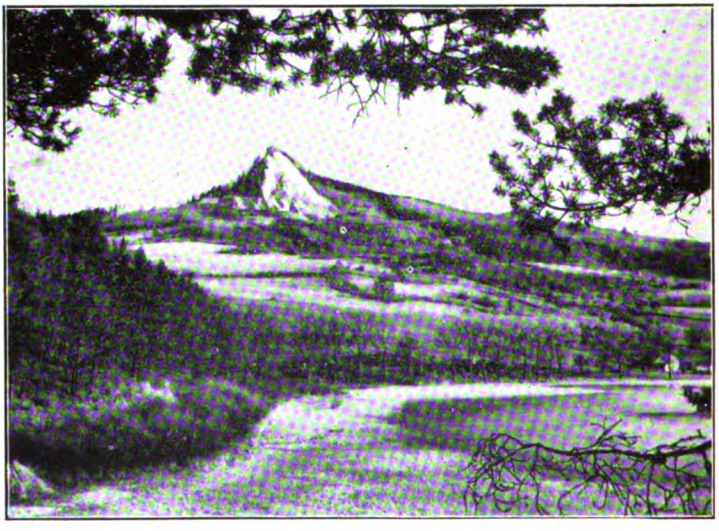
Johann Peter Hebel hat den Weg gewiesen zur Heimatkunde. Busses Tätigkeit ist Arbeit in diesem Sinne Hebels. Deshalb freuen wir uns, daß ihm der Hebelpreis zuerkannt wurde. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Der Hohenſtoffeln.

Von **Eugen Fehrle.**

Seit Jahren wird am Hohenſtoffeln geſprengt und gebohrt. Der Baſalt des Berges ſollte zu Geld gemacht werden. Viele Deutſchen haben ſich gegen dieſe Verſündigung am Hegau, einer der ſchönſten Gegenden Deutſchlands, gewandt. Keiner hat ſo zäh und tapfer gekämpft wie der Dichter



Aufnahme: H. Wilcke, Friedrichshafen.

Der Hohenſtoffeln mit Binninger See, 1934.

Ludwig Finckh. Wohl flammte für ihn dann und wann etwas Hoffnung auf, meiſt aber kam bittere Enttäuſchung. Um ſo größer war die Freude, als Anfang dieſes Jahres die Nachricht kam, der Reichsforſtmeiſter Generalfeldmarſchall Hermann Göring habe entſchieden, daß am ſtattlichen Hegauberg der Baſaltabbau beendet werde und der Berg als Naturſchutzgebiet in das Reichsnaturſchutzbuch einzutragen ſei.

Jeder Deutſche, der dieſe herrliche Landſchaft kennt, freut ſich über dieſe Tat Hermann Görings. Mit Tauſenden von Volksgenoſſen danken auch wir dem Generalfeldmarſchall und zugleich dem unerbittlichen Streiter Ludwig Finckh für ſeinen Kampf und beglückwünſchen ihn zum Sieg.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Hans Strobel, **Volksbrauch und Weltanschauung** (Forschungen zur deutschen Weltanschauungskunde und Glaubensgeschichte, Heft 2), Stuttgart, Georg Truckenmüller, 1938, 54 S.

Es ist gut, daß Strobel sich gegen die in letzter Zeit vorgeschlagene Unterscheidung zwischen Brauch und Sitte wendet, denn Volksbrauch ist haltungsmäßig und gesittungsmäßig gebundener Ausdruck oder, wie Strobel es auch formt, sinnbildliche Handlung. Strobel stellt einander schroff gegenüber die Äußerungen deutscher Bauernart und Vorstellungen, die uns fremd waren und von außen zu uns gebracht worden sind. Diese Gegenüberstellungen sind recht lehrreich und geben einen klaren Einblick in die Gegensätze, die seit Jahrhunderten im Volksleben bestehen und deren man sich heute in der Volkskunde bewußt ist. E. F.

Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1933 und 1934, im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, begonnen von E. Hoffmann-Krayer, weitergeführt von Paul Geiger, Berlin, Walter de Gruyter u. Co., 1939, 500 S.

Nach Erscheinen der Bibliographie blättert der Volkskunder jeweils gleich eifrig in dem umfangreichen Band und findet dann immer wieder Werke, die er übersehen hat. Wie früher muß ich auch jetzt betonen: wer in unserer Wissenschaft und ihren Nachbargebieten (Landeskunde, Heimatkunde, Geopolitik, Geschichte, Kunstgeschichte u. a.) wissenschaftlich arbeiten will, wird durch diese Bibliographie wesentliche Förderung erfahren und sich viele Mühe sparen. Geiger hat sorgfältig und gewissenhaft gearbeitet. Große und kleine Werke aus aller Welt sind zusammengestellt. Die Bibliographie gehört zu den wesentlichen Hilfsmitteln für volkskundliches Arbeiten und kann warm empfohlen werden. E. F.

Karl Frölich, **Stätten mittelalterlicher Rechtspflege auf südwestdeutschem Boden, besonders in Hessen und den Nachbargebieten** (Arbeiten zur rechtlichen Volkskunde, herausgegeben von Dr. iur. Karl Frölich, o. Prof. der Rechte in Gießen), mit 85 Abb. Tübingen 1938, Osiander'sche Buchhandlung. 48 S. und 20 Tafeln.

Dieses ausgezeichnete Buch kennzeichnet kurz den Stand der neueren rechtsgeschichtlichen Forschung und gibt dann Beschreibungen und Bilder von Gerichtssteinen aus vorgeschichtlicher Zeit, von mittelalterlichen Gerichtsstätten, darunter auch von Königsstühlen, dann von Marktkreuzen, Rolanden und verwandten Erscheinungen, von Richtplätzen und Prangern. Das Buch kann warm empfohlen werden. E. F.

Dietrich Klagges, **Idee und System**, Grundfragen nationalsozialistischer Weltanschauung. VIII und 144 S., 4,20 RM. Armanen-Verlag, Leipzig.

Klagges zeigt, wie aus der Idee des Nationalsozialismus in der Auseinandersetzung mit gegenteiligen und abweichenden Meinungen mit der Zeit ein System geworden ist, das wohlgefügt und planvoll ist. E. F.

Digitized by Google

Willy Andreas, **Der Bundschuh.** Die Bauernverschwörungen am Oberrhein. Hermann Schaffstein, Köln 1936, 64 S.

Der Heidelberger Historiker Andreas hat es verstanden, die Bauernverschwörungen am Oberrhein klar, großzügig und verständlich darzustellen. Das Büchlein kann für weite Kreise warm empfohlen werden. Für den Volkskunder enthält es allerlei wesentliche Beobachtungen. E. F.

Wilhelm Port, **Griechische und römische Fabel,** Bericht über das Schrifttum der Jahre 1932—1937.

Dieser Bericht ist sehr gewissenhaft und gibt einen guten Überblick über die Fabelforschung, nicht nur auf dem Gebiet der Antike. Auch die Fabel im deutschen Kulturbereich ist behandelt. Zu Beginn werden frühere Berichte aufgezählt. Der Sonderdruck stammt aus (Burstans) Jahresbericht für Altertumswissenschaft, Band 265, 1939. E. F.

Hermann Eris Busse, **Hans Thoma,** 3., erweiterte Auflage, Konkordia, Bühl (Baden) 1939, 76 S., geb. 1,80 RM.

Busse gibt in dem schönen Büchlein ein gutes Bild von unserem Künstler. Er plaudert unterhaltend von Einzelheiten und versteht es, damit ein Gesamtbild zu geben und den liebenswürdigen Schwarzwälder Maler in seinem Wesen vorzuführen. Man liest das Buch gerne und hat das Empfinden, durch eine liebenswürdige Erzählung gut belehrt zu sein. Der Jugend und weiten Kreisen unseres Volkes kann es bestens empfohlen werden. Der Verlag hat es sehr gut ausgestattet. Es enthält 14 Bildtafeln, darunter eine farbige. E. F.

Ludwig Finckh, **Ein starkes Leben,** Das Schicksal zwingt — die Treue entscheidet, Roman. München, Deutscher Volksverlag o. J. 382 S.

Lebhaft und spannend erzählt Finckh hier die Geschichte des Pfälzers Konrad Krez und setzt damit einem Manne ein Denkmal, der dem deutschen Namen in der Welt draußen Ehre gemacht hat, aber wie so mancher Auslandsdeutsche in der Heimat fast vergessen war. So ist das Buch zugleich ein schönes Mal der Heimattreue vieler Auslandsdeutschen. Es zeigt eindringlich, wie unendlich viel fremde Länder, besonders Amerika, den Deutschen verdanken. Viele bekannte und unbekannte Deutsche werden uns von Finckh lebhaft vor Augen gestellt. Mit Liebe und feinem Verständnis ist das Bild des Lehrers Schmiedel gezeichnet. Finckhs Buch sollte in keiner deutschen Volksbücherei fehlen. Es vermittelt in fließender, anziehender Erzählung ein gut Teil der Geschichte des letzten Jahrhunderts. Auch unserer Jugend sei es warm empfohlen. E. F.

Alle Rechte vorbehalten. — Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge tragen die Verfasser, für die Gesamthaltung der Zeitschrift die Schriftleitung. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: W. Veser, Bühl i. B. Druck und Verlag Konkordia A.-G., Bühl i. B. (Direktor W. Veser). Auflage dieser Ausgabe 1000.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Herausgeber: Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Landfriedstraße 5

2./3. Heft 13. Jahrgang 1939

Das Federkielsticken.

Ergebnisse und ungelöste Fragen der Forschung.

Von **Dr. Ferdinand Herrmann**, Heidelberg.

Als anläßlich eines Vortrages von B. Reber über die vorhistorischen Skulpturendenkmäler der Schweiz in der 2. gemeinschaftlichen Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien im August 1894 die Frage nach „ethnographischen Brücken" zwischen der alten und neuen Welt aufgeworfen wurde, machte Felix von Luschan die Teilnehmer der Tagung auf die Tiroler Ledergürtel mit ihren herrlichen Federkielstickereien aufmerksam. Er führte in diesem Zusammenhange aus, daß die Technik wohl „in der ganzen Welt nirgends weiter geübt wird, als bei gewissen amerikanischen Indianerstämmen und ihren unmittelbaren Verwandten im nordöstlichen Asien" und aus diesem Grunde Veranlassung besteht, zu fragen: „Ist diese ganze eigenartige Übereinstimmung eine zufällige oder liegt eine wirkliche Brücke vor?" Diese Frage beantwortet Luschan dann wie folgt: „Ich will die Möglichkeit eines Zufalles durchaus nicht in Abrede stellen, aber ich denke, daß wir vielleicht die Brücke ermitteln können, auf der diese uralt-amerikanische Technik nach diesem schönen Lande Tirol gekommen sein mag. Es fällt mir nämlich auf, daß die mit Federstreifen ausgenähten Tiroler Gürtel durchaus nicht etwa die älteren sind, sondern, daß ihre Jahreszahlen alle in die dreißiger und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts fallen, während die älteren Gürtel, wenigstens soweit ich sie kenne, nur mit weniger ausgezeichneten Materialien bestickt sind. Bei den Indianern ist dieses Verhältnis natürlich umgekehrt; da finden wir nur die ganz alten guten Stücke mit Federstreifen oder mit kleinen Hystrix-Stacheln gestickt, während heute diese vornehme Technik ganz verschwunden ist und der Stickerei mit Leder, mit Bindfäden aller Art und mit Perlen Platz gemacht hat. Halten wir aber daran fest, daß diese Technik in Tirol erst nach 1830 aufzutreten scheint, so liegt es nahe, sie in Zusammenhang mit den tirolischen Bergleuten zu bringen, welche um diese Zeit sehr zahlreich aus Amerika in die alte Heimat zurückkehrten"[1].

[1] Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 24. Bd., 1894, Verhandlungen S. 105—106.

Digitized by Google

So sehr auch im Ganzen aus den Ausführungen Luschans die Fragestellung und der Gelehrtenstreit einer Zeit spricht, bei der in ethnographischen Dingen es um die Entscheidung „Völkergedanke" oder „Übertragung" ging und die noch ganz im materialistisch-naturwissenschaftlichem Bannkreise war, so wenig wird die Forschung umhin können, das dort Ausgesprochene genauer zu prüfen.

Was über die Federkielstickerei im einzelnen zu sagen ist, zu welchen Ergebnissen die Wissenschaft bisher gelangte und welche Fragen noch als ungelöst bezeichnet werden müssen, soll im folgenden dargestellt werden. Dabei kam es mir darauf an, nach Möglichkeit alle wesentlichen Fragen, die damit zusammenhängen, zu untersuchen und den Grad ihrer bisherigen Lösung zu kennzeichnen.

Die Technik.

Während von einer großen Anzahl von Werkstoffen eingehende volkskundliche Darstellungen vorliegen — ich denke beispielsweise an das Jahrbuch für historische Volkskunde, dessen 3. und 4. Band den „Sachgütern der deutschen Volkskunde" gewidmet ist (Berlin 1934), wo Holz, Keramik, Textilien, Eisen und andere Metalle besprochen werden — hat die volkskundliche Forschung das Leder in dieser Weise noch verhältnismäßig wenig beachtet. Wohl hat man, insbesondere im Hinblick auf die Tracht, gelegentlich die Bedeutung der Lederbestandteile hervorgehoben, die namentlich in der bayrisch-österreichischen Ostmark und im Oberetschgebiet von hervorragender Bedeutung sind; auch fanden, allerdings vornehmlich von kunstgewerblicher Seite, die bedeutendsten Lederarbeiten Beschreibung und Würdigung[2], allen den vielfältigen volkskundlichen Fragen, die jedoch damit zu verbinden sind, wurde bis jetzt nirgends Erörterung zuteil.

Dies ist um so mehr erstaunlich, als gerade von diesem Werkstoffe, dank der fleißigen Sammlertätigkeit von Prof. Hugo Eberhardt, Offenbach a. M., und der verständnisvollen Unterstützung lederverarbeitender Kreise, in Offenbach a. M. ein Museum entstanden ist, das in seiner Einzigartigkeit, seinem Reichtum und seiner Vielfalt jedem Volks- und Völkerkundler ungeheures Material darbietet. In diesem Museum befinden sich auch viele jener Lederarbeiten, die Stickereien aufweisen und somit zu den Gegenständen dieser Darstellung zählen.

Das Besticken des Leders wird von vielen Völkern gepflegt. Die Stoffe, die dafür verwendet werden, sind verschiedenartig. Leder selbst, das zu Streifen geschnitten ist, Zwirn, Pergament, Seide, Federkiele und die Borsten gewisser Tiere sind die wesentlichen Materialien. Bei diesem Volke ist das Besticken mit Seide verbreitet und alteinheimisch, bei jenem geschieht das Verzieren mittels Rentierhaaren. Im ostmärkischen Alpengebiet, vornehmlich im Tirolischen, von wo aus diese Untersuchung immer wieder ihren Ausgangspunkt nehmen wird, werden Federkiele zum Besticken des Leders verwendet.

[2] Hervorzuheben ist vor allem das Werk von H. Clouzot, Geschmückte Lederarbeiten, 2 Bde., 1925.

Digitized by Google

Ich habe mich vor Jahren in dieser Zeitschrift mit dem hauptsächlichsten Gegenstand der Tiroler Volkskunst, der solche Federkielstickereien aufweist, der Lederfatschen, befaßt und ihn auf eben diese Stickereien untersucht[3]. Damals kam es mir in der Hauptsache darauf an, auf diese Volkskunst hinzuweisen, sie zu schildern, eine Einteilung der wesentlichen Typen von Lederfatschen vorzunehmen, die beliebtesten Zierformen herauszustellen. In Ergänzung jener Ausführungen seien hier zunächst die hauptsächlichsten Sammlungen und Museen genannt, in denen sich besonders bemerkenswerte ostmärkisch-tirolische Federkielstickereien, namentlich an Lederfatschen, befinden. Neben dem schon genannten Ledermuseum in Offenbach a. M. sind zu erwähnen: das Bayerische Nationalmuseum in München, das Tiroler Volkskunst-Museum in Innsbruck, das Museum für Volkskunde in Wien, von dem Prof. A. Haberlandt verschiedene beachtenswerte Fatschen veröffentlicht und besprochen hat (vergl. meine Literaturangaben in der Fußnote des schon genannten Aufsatzes dieser Zeitschrift), das Volkskundemuseum in Hellbrunn (Salzburg), das Oberösterreichische Landesmuseum in Linz, das Bezirksmuseum in Dachau, das Steierische Volkskundemuseum des Joanneums in Graz, das Volkskundehaus in Ried (Innviertel), das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg, die Lehrstätte für Volkskunde an der Universität Heidelberg (die schönsten Stücke und wesentlichen Typen habe ich in der obenerwähnten Arbeit behandelt und in Abbildungen wiedergegeben), das Museum für deutsche Volkskunde in Berlin, das Museum für Völkerkunde in Lübeck und schließlich das Museo dell' Alto Adige in Bozen, dessen reichhaltige volkskundliche Sammlung von Dr. Mayr betreut wird.

Wie entstehen nun diese schönen Federkielarbeiten? Die erste Vorarbeit für das Besticken des Leders ist das Zurichten der Federkiele. Da Pfauenfedern am längsten sind, werden sie vorzugsweise zum Sticken benützt. Aber auch Hühner- und Gänsefedern können verwendet werden, nur reißt eben bei ihnen der „Faden" rasch ab. Die Federn werden zunächst geschlitzt — eine Arbeit, die überaus mühevoll ist und schon eine reiche Erfahrung und Übung voraussetzt. Da die wenigen älteren noch lebenden Federkielsticker zumeist ihre Berufsgeheimnisse ängstlich hüten, läßt sich schwer Erschöpfendes über das Schlitzen sagen. Es scheint mir jedoch möglich, daß es durchaus nicht überall gleichmäßig und einheitlich durchgeführt wurde, sondern, daß dieser Federkielsticker in dieser Art das Schlitzen ausübte, jener in einer anderen seinen Vorteil fand und dann den jeweiligen Arbeitsweg weiter ausbildete. Diesem dienen Ritzvorrichtungen, spitze Nägel oder ähnliches, die er am Arbeitstisch anbringt, um an ihnen von oben nach unten die Federkiele zu schlitzen, jener hält einfach den Federkiel mit dem Daumen an der Tischkante fest und ritzt ihn mit dem Messer. Von einem anderen wird berichtet, daß er den Federkiel mit einer zwirngefädelten Nadel oben durchstach und ihn dann durch Anreißen an diesem Zwirn halbierte[4]. Die dadurch entstandenen zwei Hälften wurden dann mit einem

[3] Ferdinand Herrmann, Die Federkielstickereien der Tiroler Lederfatschen: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 6, 1932, 104—113.

[4] Gustav Brachmann, Der alpenländische Trachtengürtel: Welt und Heimat, Illustrierte Beilage zur Linzer Tagespost, 3. Jg., Nr. 40, 5. Okt. 1935.

Digitized by Google

Das „Nährößl".

Meſſer in weitere „Riemen" geteilt. Daß die dabei entſtehenden Streifchen gleichmäßig werden, ſetzt natürlich beſondere Erfahrung und Geſchicklichkeit — die Kunſt des Federkielſtickers — voraus, wie er auch erſt durch langjährige Praxis beim Entfernen des Marks nicht zu viel, nicht zu wenig wegſchabt, um die richtige Beſchaffenheit der Streifen für das Sticken und die den Federkielſtickereien ſo eigentümliche Elfenbeintönung zu erhalten. Daß der Streifen je nach Art für die feineren oder gröberen Stiche ver-

Digitized by Google

wendet wird, ist selbstverständlich. Gewöhnlich sollen die Federkielsticker vier verschiedene Arten von solchen Streifen unterschieden haben.

Hat sich der Künstler in dieser Weise mehrere größere Bündel von „Riemen" hergestellt, so kann er sich an das „Ausnähen" des Leders machen, vorausgesetzt allerdings, daß er nicht, wie es gelegentlich geschieht, die Federn einfärbt.

Das „Ausnähen" des Leders nimmt in der Regel der Meister selbst vor. Gelegentlich wird dazu wohl ein Geselle herangezogen und ganz vereinzelt ein außergewöhnlich tüchtiger Lehrling, freilich nur für die weniger in Erscheinung tretenden Teile (was übrigens bei genauem Betrachten einer Fatsche häufig deutlich zu erkennen ist). Das in einigen Gegenden so beliebte „Blattl" ist durchweg Sache des Meisters, der Lehrling hat inzwischen den „Ranzen" zu verfertigen. Für den zu bestickenden Teil wird meistens schwarzes Lackleder verwendet, das durch einen darunter geklebten Pappdeckel noch verstärkt wird.

Mit einer Ahle zeichnet nun der Meister die Zierformen und Muster auf dem vor ihm auf dem Tische liegenden Leder ein. Dann geht es an die eigentliche Stickarbeit. Bei dieser bedient er sich meistens des „Nährößls", eines Holzgestells, das diesen Namen seiner Form verdankt (Abbildung). Zwischen die beiden beweglichen Teile des Rößlkopfes wird die Arbeit eingespannt und durch Zudrehen der Schraube festgehalten. Auf dem „Sattel" sitzend, beginnt der Meister alsdann mit dem Besticken. Die vorher mit der Ahle nur angedeuteten Stiche werden jetzt ganz durchgeführt, und unmittelbar darauf wird durch die kleinen Löcher der „Faden" gezogen, und zwar ohne Nadel, einfach durch Einschieben und Durchziehen der Federstreifen. Je nach dem auszustickenden Bilde oder der vorgesehenen Linie wird aus einem der verschiedenen Bündel der Faden genommen.

Sowohl das vorbereitende Aufzeichnen des Musters wie auch das Durchstechen zum Besticken des Leders setzen gute Augen und eine sichere Hand voraus und strengen namentlich die Augen sehr an. Jeder Stich macht zudem eine gewisse Kraftanwendung nötig.

Die bevorzugten und am meisten geübten Stiche sind Blatt- und Stielstiche. Geometrische Zeichen, Tiere und Pflanzen werden mit Blattstichen dargestellt. Seltener ist der Kreuzstich.

Die Erzeugnisse.

Wie schon angedeutet, sind unter den Lederarbeiten, die mit Federkielstickerei verziert sind, an erster Stelle die Ledergürtel der Männer zu nennen, die früher überall in den bayerisch-österreichischen Alpenländern getragen wurden und die in Oberbayern als „Tiroler Gürtel" bekannt sind. Sie sind in Tirol auch ohne Zweifel am stärksten verbreitet. Durchweg sind dort die Gürtel, sowohl die ledernen, die ursprünglich mit Zinnstiften und Messingnägeln geschmückt wurden, an deren Stelle erst später die Federkielstickereien traten, wie auch die roten wollenen Leibbinden, unter der Bezeichnung „Fatsche"

Digitized by Google

bekannt, — eine Benennung, die bereits in Inventaren um die Mitte des 17. Jahrhunderts zu finden ist[4a].

Besonders geeignet zum Ausschmücken durch Stickereien sind die „Blattl" der nach ihnen genannten „Blattlfatschen"; sie laden geradezu ein, verziert zu werden. Auf ihnen werden neben den Sinnzeichen häufig die Namen des Besitzers eingestickt. Daß bei den Federstickereien auf den Fatschen, wie im übrigen auch bei anderen Lederarbeiten, vielfach auch bunte Lederstreifen und Lederstückchen zur Erhöhung der Wirkung benützt werden, sei nur nebenbei erwähnt. Meistens werden dafür grüne und rote Lederstückchen bevorzugt. Häufig auch sind, wie in Kärnten, bunte Kanten.

Den Fatschen der männlichen Trachten entsprechen die Ledergürtel und Lederriemen mit Gehängen beim Bauernstaat der Frau. Auch an ihnen dürfen die Federkielstickereien nicht fehlen. Sie sind es, die insbesondere in Tirol der Frauentracht ihren außerordentlichen Reiz und jenen letzten Abschluß verleihen. Außerst malerisch hebt sich hier von der bunten Schürze und dem Rock das Lederzeug ab, an dem unten Messer und Schlüssel hängen.

Mannigfach sind die Dinge, die sonst noch vom Federkielsticker verziert wurden und werden. Von der Tracht sind noch die Hosenträger und Armelbänder, auch die Schuhe der Frau, insbesondere die Brautschuhe, hervorzuheben. Dann sind aus dem bäuerlichen Inventar zu nennen: Frauentaschen, Marktaschen und -körbe, Schulmappen, Besteckfutterale, Tabakbeutel, Pferdegeschirre, Glockenbögen, Peitschenstiele usw.

Der Sinnbildgehalt.

Da die Federstickereien am meisten und vielfältigsten auf den Gürteln vorkommen, verdienen diese namentlich in Hinsicht auf das Kultisch-Symbolische besondere Beachtung. Das Schützende und Hegende, das dem Gürtel eigen ist und sich allein schon aus seiner Etymologie erschließen läßt[5], ist dabei in erster Linie zu berücksichtigen. ... ist ein schützendes Umfassen, das mit dem Anlegen des Gürtels geschieht, und der Gürtel, insbesondere das Schloß, kennzeichnen geheiligte Bezirke. Auf diese hervorragende Bedeutung, die insonderheit beim germanischen Frauenschmuck damit verknüpft ist, wurde vor allem von F. van Scheltema verschiedentlich hingewiesen; es sei hier nur an seine Ausführungen auf dem 2. wissenschaftlichen Kongreß der Nordischen Gesellschaft in Lübeck im Herbst 1937 erinnert, wo er mit besonderer Deutlichkeit dies aussprach und weiter ausführte. Im einzelnen kann im Rahmen dieser Arbeit darauf nicht eingegangen werden. Daß man stets an erster Stelle bei einer Betrachtung der Symbolbeziehungen des Gürtels an jene Teile des menschlichen Körpers zu denken hat, die er zunächst und in seiner früheften Form umschließt, ist sicher. Welche Bedeutung hinwiederum den Geschlechtsteilen in Kult und Magie zukommt, ist bekannt. Über den Ursprung dieser außergewöhnlichen Be-

[4a] Zur Erklärung des Wortes vergl. F. Herrmann, a. a. O., S. 106.

[5] E. Schuppe, Gürtel und Orendismus: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 2, 1928, 128—146.

Digitized by Google

deutung sowohl der Geschlechtsteile wie auch des sie umschließenden Gürtels gehen die Meinungen der einzelnen Forscher weit auseinander. Eckstein[6] wie auch Schuppe nehmen dazu insofern den richtigen Standpunkt ein, als sie verschiedene Wurzeln annehmen und nicht von einem bloßen Entweder-Oder ausgehen. Man wird allerdings gegenüber Schuppe, wie es vor allem A. Haberlandt[7] getan hat, neben oder vielleicht besser vor der „praktischen Abwehr" als „das Allerursprünglichste" das Positive stärker betonen, das Segenbergende des Gürtels, seinen Heiltumcharakter, was m. E. schon allein daraus hervorgeht, daß Unwürdigen das Tragen des Gürtels versagt wird (wie z. B. Dirnen im Mittelalter oder in manchen Gegenden der Ostmark Bräuten, die nicht mehr die Jungfräulichkeit besaßen[8]).

Daß mit der Heiltumsbedeutung des Gürtels alles, was sich an ihm befindet, in besonderem Maße unter diesem Gesichtspunkte Beachtung erheischt, ist offenbar. Und wenn wir auf alpenländischen Gürteln die germanischen Symbole des Ackerfeldes, der Raute oder der Sonne finden, so dürfen wir vornehmlich bei diesen die engste Verknüpfung mit der Urbedeutung des Gürtels als vollzogen erblicken. Der geheiligte Bereich der Mutter Erde, umhegt und geschützt, befruchtet und in seiner Kraft bestärkt durch die Sonne — gibt es eine bessere Kennzeichnung des kultischen Charakters des Gürtels und der noch da und dort geahnten und gepflegten Urbedeutung?

Andere Zeichen, aus frühen Überlieferungen erwachsen und die genannten ergänzend, wie aber auch solche, die von späteren Überlagerungen und Beeinflussungen zeugen, gesellen sich hinzu: das Sonnentor, der Lebensbaum, das Herz.

Das Christentum deutete manche um: so wird das Herz unter seinem Einflusse etwa zum „Schmerzhaften Herzen Mariae". Bei den christlichen Sinnbildern und Sinnzeichen ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Bei vielen dürfen wir mit Bestimmtheit, wie namentlich Stuhlfauth[9] überzeugend nachgewiesen hat, vorchristliche Zeichen erblicken, die einfach vom Christentum ausgewertet wurden. Auf den Fatschen finden wir von solchen christlichen Zeichen vor allem IHS wie auch den Namen von Maria, dieser meistens in der auch sonst in der Volkskunst verbreiteten ineinandergeschlungenen Form. Dann das Lamm, dessen Beziehungen zu vorchristlichen Vorstellungen Weigel annimmt[10].

Der Lebensbaum wird, wie wir ihn auch sonst antreffen, gelegentlich von zwei Tieren flankiert, die übrigens ebenfalls bei heraldischen Zeichen auf den Fatschen zu finden sind. Doch sind auch Tiere für sich oder in

[6] Art. Nacktheit, HDA., wo alle wichtige Literatur im einzelnen verzeichnet ist.

[7] A. Haberlandt, Gürtel als Heiltum. Volkskunde-Arbeit, Otto Lauffer zum 60. Geburtstag, 1934, S. 83—96.

[8] Art. Gürtel im Wb. d. deutschen Volkskunde von Erich und Beitel, S. 263, und G. Jungbauer, Art. Gürtel im HDA., 3, 1210—1230.

[9] Georg Stuhlfauth, Die Sinnzeichen der altchristl. Kunst. Theol. Bl., hrg. v. Strathmann, 18., 1939, Nr. 8/9.

[10] K. Th. Weigel, Sinnbild und Glaube, NS.-Monatshefte, Nr. 98, 1938, 419—434.

Digitized by Google

Gruppen, vereinzelt auch bei Jagddarstellungen, nicht selten. Löwen, Hirsche, Rehe, der Steinbock, die Gemse, der Adler tauchen auf; die alpenländische Welt, die Heimat mit ihren Tieren offenbart sich insbesondere bei den letztgenannten. Sie tritt uns auch in den Pflanzen entgegen, die teilweise aus dem umrahmenden Gerank hervortreten, teilweise ebenfalls ein selbständiges Dasein führen. Daneben sprossen und entfalten sich Blumen, die mancherlei Bedeutungsvolles zu sagen haben, so die Tulpe und der Granatapfel. Auch das glückbringende Kleeblatt fehlt nicht.

Die auf ihre Gürtel und Ranzen stolzen Besitzer legten meistens Wert darauf, daß die Embleme ihres Handwerkes auf dem Leder (manchmal auch auf den Metallschließen) angebracht wurden. Daraus erklären sich die vielen Darstellungen von Werkzeugen und Geräten (Zange, Huf, Hammer, Säge, Hobel usf.). Von Metzgern, Böttchern, Schmieden, Zimmermeistern und anderen Handwerkern wurden solche Fatschen getragen und in ihrer Familie auf den das Handwerk fortsetzenden Sohn vererbt.

Das Handwerk.

Nach dem Schneiden der „Riemen" nannte man die Handwerker, die solche kunstvollen Lederarbeiten herstellten, Riemer. Mit dieser recht treffenden Bezeichnung wird Nachdruck auf eben dieses Herrichten der Riemen, sowohl der ledernen, wie auch jener aus Federkielen, gelegt, das ja tatsächlich als wesentliche Grundlage für das Erreichen guter Arbeiten angesehen werden muß. Daneben ist für die Hersteller der Fatschen schon früh die Berufsbezeichnung „Fatschenmacher" oder „Pfaidler" zu belegen. Für das steirische Unterland weist von Geramb nach, daß in Marburg schon im Anfang des 17. Jahrhunderts Fatschenmacher bekannt waren und daß von 1683—84 hier ein Fatschenmacher namens Thomas Hunger ansässig war[11]. Von den anderen Benennungen seien noch „Gürtler", „Beutler" und „Taschner" erwähnt. Heutigentags ist „Sattler" durchweg gebräuchlich, wenn auch vereinzelt in den Alpenländern dieser oder jener, der die alte Handwerkskunst noch betreibt, sich „Riemer" oder „Taschner" nennt.

Es ist kein Wunder, daß Namen wie „Riemer" immer mehr verschwanden, denn jene, bei denen das Schneiden der Riemen das Wesentliche ihrer Kunst ausmachte, wurden im letzten Jahrhundert immer weniger. Sie starben, ohne Nachfolger zu hinterlassen. Zu wenig brachte ihre Kunst ein und zu zeitraubend war sie. Wer kann auch nur annähernd die Arbeitszeit bezahlen, die etwa das Besticken einer Fatsche erfordert! Denn dafür sind mitunter 14 Tage und noch mehr anzusetzen.

Es wurde früher sowohl auf Bestellung, wie auch auf Vorrat gearbeitet. Der Vorrat wurde auf den Jahrmärkten ausgestellt. Der Riemer bot seine Kunstwerke hier selbst an. Für ganz einfache Ranzen und Gürtel konnte er 1—2 Gulden erlösen, für schönere und reicher bestickte Stücke 9—10 Gulden. Auf den Jahrmärkten erschienen auch die Kunden, die mit

[11] Mautner-Geramb, Steirisches Trachtenbuch, Graz 1932, 1. Bd., S. 446.

Digitized by Google

besonderen Wünschen an den Fatschensticker herantraten und Fatschen bestellten, die dann nach ihren Angaben ausgeführt wurden. Dieser wünschte eine mit seinem Namen, jener eine mit bestimmten Emblemen, und wieder einem anderen gefiel nur der Gürtel, wenn er seinen Lieblingsspruch trug. Solche Bestellungen brachten schon mehr ein, und sie waren es, die noch gegen Ende des letzten Jahrhunderts den Fatschensticker schlecht und recht ernährten. Bei außergewöhnlich kunstvoll verzierten und auf das sorgfältigste ausgearbeiteten Stücken wurden 50, ja sogar 60 Gulden bezahlt.

Daß schon früher in einer Gegend nur wenige Fatschenmacher saßen, da das Handwerk mehrere nicht ernährt hätte, geht aus verschiedenen Berichten hervor. Landrat Dr. Gustav Brachmann, Perg (Oberdonau), ein ausgezeichneter Kenner der Fatschenstickerei seiner Heimat, berichtet z. B. vom Mühlviertel, daß dort der in Freistadt lebende Riemer Ludwig Furthmoser der Einzige war, der die ganze Gegend mit seinen Fatschen versorgte. Als Dr. Brachmann ihn 1935 aufsuchte, war Furthmoser bereits 80 Jahre alt und übte sein Handwerk nicht mehr aus[12]. Da hier, wie so oft, ein Nachfolger nicht an seine Stelle getreten ist, hat die Federkielstickerei auch hier ihr Ende gefunden.

In dem weiten Gebiet der deutschen Ostmark arbeiten heute, soviel mir bekannt, nur noch zwei Federkielsticker, die alle durchweg schon ein schönes Alter erreicht haben; es sind dies: der Oberlechner in Schwaz, der Stiegler in Stumm im Zillertal. Außerdem ist aus dem Oberetschgebiet Italiens der Regele in Nordheim im Sarntal zu nennen.

Zu ihnen gesellte sich, begeistert von dieser edlen Handwerkskunst, Fräulein Anna Maria Link, die 1936 in München ihre Werkstätte für Federkielstickerei eröffnete. Fräulein Link brachte für dieses Handwerk nicht nur die Begeisterungsfähigkeit und einen bewunderungswürdigen Idealismus, sondern auch jene zähe Ausdauer mit, die zur Durchführung eines derartigen Vorhabens unerläßlich ist. Ihrer gründlichen Art, die sie nicht beim Praktisch-Handwerklichen halt machen und sie auch mit theoretisch-wissenschaftlichen Fragen ihrer Kunst befassen ließ, verdanke ich manchen wertvollen Hinweis zu der vorliegenden Arbeit.

Wie ich schon mit dem Untertitel meiner Darstellung angedeutet habe, sind gerade auf dem Gebiete der Federkielstickerei noch manche Fragen zu lösen. Bezüglich des Handwerks wäre ein genaueres Erforschen seines Verhältnisses zu den Zünften erwünscht. Inventare, Handwerksarchive und Marktverzeichnisse wären noch stärker als bisher auszuwerten. Hinzu kommen die überaus wichtigen Fragen nach der Verbreitung, der Herkunft und den Beziehungen, denen wir uns im folgenden Abschnitt zuzuwenden haben.

Verbreitung, Alter und Herkunft.

Das Hauptverbreitungsgebiet der Federkielstickerei ist der Südosten Großdeutschlands; und hier wieder sind vor allem Tirol, das Mühlviertel, Kärnten und die Steiermark besonders hervorzuheben. Ein wichtiges Zen-

[12] G. Brachmann, Der alpenländische Trachtengürtel, a. a. O.

Digitized by Google

trum ist außerdem das Oberetschgebiet Italiens, wo mit Federkiel bestickte Fatschen namentlich im Ahrn-, Sarn- und Pustertal einen wesentlichen Bestandteil der männlichen Tracht bilden[13]. Auch in Böhmen fanden später Federkielstickereien Eingang. In Oberbayern weist die dort häufige Bezeichnung „Tiroler Gürtel" auf die Herkunft der Fatsche aus Tirol hin, und für die Steiermark macht von Geramb geltend, daß sie von Weinfuhrleuten aus dem Unterlande in Obersteier eingeführt worden ist[14]. Besondere Erwähnung verdient von der Ostmark die Salzburger Gegend, wo insbesondere farbige Federkielstickereien häufig sind. Daß ein Federkielsticker von Freistadt aus früher das ganze Mühlviertel belieferte, wurde schon erwähnt. In Rosenheim soll sich, nach einer freundlichen Mitteilung von A. M. Link, ebenfalls eine Werkstätte befunden haben, deren Meister noch lebt.

Da auf den Fatschen nicht selten Jahreszahlen aufgestickt wurden, sind, wie schon Luschan feststellte, Datierungen möglich. Nach diesen darf es als sicher angesehen werden, daß vor 1700 ein Besticken des Leders mit Federkiel in dem ganzen, oben näher gekennzeichneten Gebiet nirgends üblich war. Mit Bestimmtheit kann auch gesagt werden, daß erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine gewisse Blütezeit des Federkielstickens eintrat. Vorher wurden die Gürtel und Ranzen mit Zinnstiften und -nägeln ausgeschlagen, von denen manches Stück, das sich in unseren Sammlungen befindet, mit der Geburtsangabe „um 1600" versehen werden könnte. Es sind jene „Zinnranzen" oder „Bleiranzen", deren Schönheit nicht nur von den verschiedenartigen Nägeln, sondern auch von den häufig gefärbten Lederteilen bestimmt wird. Diese Zinnranzen sind sonst flach und einfach, ein „Blattl" ist nirgends bei ihnen vorhanden[15]. Die Zinnranzen pflegte man, insbesondere gegen Ende des 18. Jahrhunderts, gerne mit Lederriemchen auszunähen, die Kunst des „Riemers" trat nun in den Vordergrund. Meist waren es gefärbte Riemchen, die nun zum Schmuck des Gürtels benutzt wurden. Aber nicht nur Lederriemen waren es, die man zum Besticken verwendete, bald wurde auch in gleicher Weise mit Pfauenfedern gestickt. In manchen Gegenden, so im altoberösterreichischen Gebiet, waren es vorwiegend die „Blattl", an denen der Federkielsticker zuerst seine Kunst „ausprobierte".

Merkwürdig ist nun, daß von einem eigentlichen „Probieren" nicht die Rede sein kann. Denn schon die ältesten erhaltenen Stücke mit Federkielstickereien lassen eine staunenswerte Vollendung, ein absolutes Beherrschen der Technik erkennen, und dies ist, wie ich glaube, die Ursache, daß man bald an eine fremde Beeinflussung, an eine Übertragung der Technik dachte. Dies mag es auch gewesen sein, daß Felix von Luschan bei einer solchen Fragestellung Umschau nach dem Vorhandensein dieser Technik bei anderen Völkern hielt, schließlich an die Indianer geriet und die Übertragung in der anfangs geschilderten Weise den aus Amerika rückkehrenden Tirolern

[13] F. Herrmann, Die Federkielstickereien der Tiroler Lederfatschen, a. a. O.

[14] Mauthner-Geramb, S. 446.

[15] M. Bauböck und J. Veichtlbauer, Ein Gang durch das Rieder Volkskundehaus, SA. aus der Rieder Volkszeitung, o. J. (Pressevereinsdruck Ried).

Digitized by Google

zuschrieb. Hätte er freilich, statt in die Ferne zu schweifen, sich noch etwas eingehender mit den Tiroler Gürteln befaßt, dann wäre ihm die Unmöglichkeit dieser Beziehung wohl rasch klar geworden. Denn er glaubte, daß die Technik des Federkielstickens hier erst nach 1830 auftritt, was ungefähr der Zeitpunkt ist, zu welchem tirolische Bergleute „zahlreich aus Amerika in die alte Heimat zurückkehrten". Nach unseren Feststellungen ist dies aber ein Irrtum, denn die Technik ist, wie wir schon ausführten, schon früher in Tirol anzutreffen, und als die Bergleute in ihre Alpentäler kamen, müssen sie das Federkielsticken dort schon vorgefunden haben.

So wenig ich — auch aus anderen Gründen — die These Luschans für wahrscheinlich halte, so sehr scheint mir die Frage, die ihr zugrunde liegt, in anderer Form gestellt, außerordentlich wichtig. Nämlich die Frage, ob bei anderen Völkern Federkielstickereien oder ähnliche Stickereien vorkommen. Ich habe mich in den letzten Jahren immer wieder damit beschäftigt und mit Berufskameraden darüber unterhalten. Ich habe mich auch vor einigen Monaten mit den Leitern und Abteilungsvorstehern verschiedener Museen in Verbindung gesetzt, die ich um ihre Mithilfe bei der Klärung dieser Frage gebeten habe. Für ihre liebenswürdigen Auskünfte möchte ich ihnen hier meinen besonderen Dank aussprechen. Er gilt namentlich: Prof. Dr. A. Haberlandt (Museum für Volkskunde, Wien); Dr. Disselhoff, Dr. Dittmer, Dr. Snethlage (Museum für Völkerkunde, Berlin); Frl. M. Schmidt-Römhild (Museum für Völkerkunde, Lübeck); Prof. Dr. E. Schneeweis (Prag); Im. Wagner (Museumsverein der deutschen Kolonisten Bessarabiens, Sarata); Direktor Clifford C. Gregg (Field Museum of Natural History, Chicago); Faith Dennis (Metropolitan Museum of Art, New York). Außerdem habe ich Frau A. v. Lettow-Vorbeck, Neckargemünd, Frau Dr. Ehrhart-Klein, Rostock, und Frl. Dr. G. Rivoir, Offenbach, für ihre Anregungen und Mitteilungen zu danken.

Im folgenden möchte ich nun versuchen, die Verbreitungsgebiete der Federkielstickereien kurz zu umschreiben. Im vornherein sei jedoch betont, daß diese Aufstellungen keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben können und nur bei einzelnen Gebieten eine gewisse abschließende Zusammenfassung möglich ist, so insbesondere hinsichtlich der amerikanischen Verhältnisse.

Hier ist für unsere Frage nur Nordamerika in Betracht zu ziehen. Denn in Südamerika ist das Besticken von Leder nirgends bekannt. Im Chaco besteht eine Verzierung des Leders darin, „daß in gewisser Entfernung vom Rand eines Gurtes Löcher, besser Schlitze, geschnitten werden und ein Lederstreifen hindurchgezogen wird" (Snethlage), was natürlich in keinerlei Beziehung mit unserer Technik zu bringen ist.

Was nun Nordamerika angeht, so sind wir über die hier bestehenden Verhältnisse durch die ausgezeichnete Arbeit von W. Krickeberg bestens unterrichtet[16]. Dort verdienen namentlich die Alaska-Eskimo unsere Be-

[16] W. Krickeberg, Das Kunstgewerbe der Eskimo und der nordamerikanischen Indianer: Geschichte des Kunstgewerbes, herausgegeben von H. Th. Bossert, 2. Bd. S. 155—244.

Digitized by Google

achtung. Während auf den Diomedes-Inseln der Beringstraße, den Aleuten und am unteren Yukon Stickereien aus weißen Rentierhaaren hergestellt werden, die auch früher in Westgrönland vorkamen, finden sich gelegentlich auf Ledergürteln der Alaska-Eskimo Verzierungen aus weißen und schwarzen Federkielen, die Krickeberg (S. 165) mit den Stachelschweinborsten-Stickereien der nordamerikanischen Indianer in Verbindung bringt. Diese Borstenstickereien sind überaus häufig und sowohl bei den nördlichen wie östlichen Waldindianern als auch bei den Prärie-Indianern anzutreffen, wo sie allerdings nicht alteinheimisch sind (a. a. O. S. 198). In neuerer Zeit traten dafür Glasperlen. Im übrigen habe ich selbst viele der Stickereien der genannten nordamerikanischen Stämme in der Hand gehabt und genau betrachtet. Abgesehen davon, daß, wie bei den Alaska-Eskimo, die Arbeiten mit Federkielen ausgeführt wurden, erinnert sonst gar nichts, weder ein Ornament noch ein Sinnbild, ja nicht einmal eine Linie, an die ostmärkisch-tirolischen Federkielstickereien. Der Vollständigkeit halber sei dies ausdrücklich betont.

Wenn man übrigens schon nach einer „Heimat" dieser Stickereien sucht und sie außerhalb der ostmärkisch-alpenländischen Bezirke vermutet, so wären m. E. in erster Linie auch die Beziehungen innerhalb Europas und seiner Grenzgebiete zu beachten. In dieser Richtung scheinen mir noch Untersuchungen in besonderem Maße nötig. Für Mitteilungen gerade in dieser Hinsicht wäre ich dankbar. Man würde der Frage schon wesentlich näher kommen, wenn sich eine geographische Verbreitungskarte der Federkielstickereien innerhalb dieses Gebietes aufstellen ließe.

Von den Lederarbeiten in Osteuropa, deren Verzierungen durch Besticken mittels gefärbter Lederstreifchen erreicht werden, sprach Dr. Dittmer, Berlin, in einer liebenswürdigen Mitteilung die Vermutung aus, daß dieses „als Ersatz der früheren Federkielstickerei" wohl anzusehen sei. Hier wären u. a. noch Einzelforschungen nötig. Die in den angrenzenden asiatischen Gebieten, vor allem in Nordasien und Ostsibirien, bekannten Stickereien wären ebenfalls einzubeziehen. In Nordasien sind, wie bekannt, Ziernähte aus weißen Renhaaren gebräuchlich und in Ostsibirien bemerkenswerterweise wiederum Federkielstickereien. In ihrer Art sind diese allerdings mehr mit den nordamerikanischen als mit den alpenländischen Arbeiten verwandt. Auch hier sind übrigens diese Stickereien im Rückzug begriffen; auch hier haben zum Teil Glasperlen, zum Teil aber auch Seide als Stickmaterial sich breitgemacht. Die letztgenannte Seidenstickerei ist, wie die mit ihr gleichzeitig auftauchenden chinesischen Ornamenten bei den Amurvölkern beweisen, auf chinesischen Einfluß zurückzuführen.

Bei den nordafrikanischen Lederarbeiten, an die man noch denken könnte, scheinen Federkielstickereien nicht üblich gewesen zu sein. Besticken mit Wolle und Seide, sowie Durchflechten des Leders sind hier allein zu verzeichnen.

Wenn, wie im erwähnten Verhältnis der Amurvölker zu China, gewisse Übereinstimmungen nicht nur hinsichtlich des Materials, sondern auch im Hinblick auf die Ornamentik bei den ostmärkisch-alpenländischen Feder-

Digitized by Google

kielstickereien mit solchen irgendwelcher anderer Gebiete festgestellt werden könnten, würde der Fall einigermaßen klarer liegen. Wie etwa bei den roten wollenen Leibbinden, bei denen aus den Bezeichnungen „türkische Fatschen" und „türkische Binden" eine Einführung aus dem Südosten und Süden erkennbar ist, so wäre dies durchaus auch bei den Federkielstickereien denkbar[17]. Sie könnten z. B. von Schiffern oder Flößern donauaufwärts gebracht worden sein — ein Gedanke, der überaus bestechend ist, für den mir aber jeder Anhaltspunkt fehlt, und der nur hier ausgesprochen wurde, um auch in dieser Richtung zu einer Mitarbeit an dieser Frage aufzurufen. Und wenn die Antwort in jeder Beziehung verneinend ausfiele, so wäre mindestens auch hier eindeutige Klarheit geschaffen.

So wenig gelöst die Frage nach der Bodenständigkeit, bzw. der fremden Herkunft der Federkielstickereien ist, so klar und eindeutig möchte ich zum Schlusse nochmals zusammenfassen, was an verschiedenen Stellen dieser Arbeit versucht wurde, immer wieder herauszustellen, nämlich, daß in ihrer ganzen Art, in Verzierung und Gehalt, in ihren Formen und Sinnbildern die Federkielstickerei bodenständig ist.

[17] Die hochentwickelten persischen Lederarbeiten sind berühmt. Sie erreichten eine gewisse Blüte im 16. Jahrhundert. Einige besonders wertvolle Stücke sind bei Clouzot (Bd. 1, Tafel 35, 36 u. 38) abgebildet. In Persien und der Türkei ist auch das Besticken des Leders bekannt.

Digitized by Google

Von bäuerlichen Rechts- und Ehrenhändeln.

Von **Prof. Dr. Richard Hünnerkopf**, Heidelberg.

Über die bäuerliche Einstellung zum Recht habe ich in meinem Vortrag über germanische Bauernart gehandelt[1]. Ich füge im folgenden einige Belege hinzu, die Erzählungen Jeremias Gotthelfs, Gottfried Kellers, Peter Roseggers und Knut Hamsuns entnommen sind.

Im alten Island war es hauptsächlich die Schwäche der Staatsgewalt, die die Bauern in weitem Umfang zur Selbsthilfe veranlaßte, wenn sie auch gelegentlich die Hilfe des Gerichts in Anspruch nahmen[2]. Daneben gab es allerdings Fälle, wo man von vornherein auf eine gerichtliche Entscheidung verzichtete: wenn die Ehre eines Mannes angegriffen war, dann hatte er die Pflicht, diese mit eigener Hand zu verteidigen. Diese Auffassung lebt im ganzen heute noch im alten Bauernstand fort[3]. Der Rächer seiner Ehre wird versuchen, den Beleidiger tätlich anzugreifen, und wenn bei einer schweren Schlägerei auch gelegentlich einmal eine tödliche Verletzung vorkommen kann, so trachtet man im allgemeinen doch dem Gegner nicht nach dem Leben, wie es in alter Zeit die Regel war. Man fühlt sich aber nahezu in die Zeit der Saga versetzt, wenn man den Burschen Daniel in Knut Hamsuns Roman „Das letzte Kapitel" betrachtet. In den nördlichen Ortschaften Norwegens, die aus ein paar Holzhäusern bestehen und von der Stadtkultur unberührt sind, konnte sich so eine ursprüngliche Gestalt wie dieser im Grund kindlich einfache Bauernbursche erhalten. Sein Vater hat einen großen Hof gehabt, diesen aber durch schlechte Bewirtschaftung verloren, und so landet der Sohn in einer Sennhütte, die als einziges von dem großen Besitz übrig geblieben ist. Dies veranlaßt seine Braut Helena, das Kind eines großen Hofes, mit ihm zu brechen. Daniel, der sich vergebens darauf beruft, daß er auch von einem Hofe stamme, ist dadurch so schwer in seiner Ehre gekränkt, daß er Helena bei Nacht in ihrem Hause verbrennen will; er plant also einen richtigen Mordbrand wie in der Saga! Zwar läßt er sich von seinem Freund davon abbringen, aber schlimm wird es, als er das zweitemal betrogen werden soll. Das durch falsche Bildung verdorbene Fräulein Julie d'Espard verlobt sich mit ihm in der Verzweiflung, weil sie für das Kind, das sie erwartet, einen Vater sucht. Als aber ihr erster Liebhaber Fleming, angeblich ein Graf, in Wirklichkeit ein in der Stadt verkommener Bauernsohn, wieder auftaucht, will sie die Verlobung wieder rückgängig machen und versteht nicht den Einwand Daniels, daß das unmöglich gehe, weil er doch ein Bauernsohn sei und die erste Braut ihn be-

[1] Oberd. Zeitschr. f. Volksk. 11, 1937, 122 ff.
[2] Ebd. 13, 1939, 57 ff.
[3] Ebd. 11, 123.

Digitized by Google

reits betrogen habe. Schließlich schießt Daniel Fleming nieder, und was nun folgt, gleicht dem Leben eines Achters in der Saga. Mit seiner Flinte zieht er sich auf die steinige Höhe des Berges zurück, der Gendarm und seine Leute können ihm nicht beikommen, weil seine Büchse weiter reicht als die ihren. Zwei Knaben aus dem benachbarten Sanatorium bringen ihm heimlich zu essen und sind stolz, weil der „Räuberhauptmann" ihnen zum Abschied die Hand gibt; überhaupt steht die ganze Bevölkerung auf seiner Seite. Und eines Nachts kommt Daniel herab in seine Wohnung, um zu essen und sich mit dem Nötigsten zu versehen, ehe er wieder weiter zieht — man denkt bei allem unwillkürlich an die Geschichten von Gisli und von Grettir im alten Island. Und dabei hat Hamsun gar nicht die Absicht, so etwas wie einen germanischen Helden zu schildern. In seinen zahlreichen Romanen findet sich nirgends ein Hinweis auf die Zeit des alten Nordens, seine Gestalten sind alle der Gegenwart entnommen, so wie er sie in seinem Abenteurerleben, in jedem nur denkbaren Berufe tätig, kennen gelernt hat.

Obwohl heute der Staat eine ganz andere Macht hat als früher, das Recht des einzelnen zu schützen, geht der wahre Bauer nicht einmal dann gern vor Gericht, wenn es sich um seine Besitzangelegenheiten handelt, selbst wenn er sich im Rechte weiß. Warum soll er auch? Er vertut seine Zeit, versteht nichts von dem Kauderwelsch und hat Angst vor dem kostspieligen und umständlichen Hinauszerren des Prozesses[4]. Wenn der Bauer bei Diebstählen und Prozessen nicht gerne Anzeige erstattet, so spielt manchmal vielleicht noch etwas anderes mit; man will den andern nicht ins Unglück bringen, denn wer weiß, in welche Lage man einmal selber kommt! In Hamsuns „August Weltumsegler" könnte Kristofer, ein Bewohner der Bucht, angezeigt werden wegen Zerstörung einer Plantage, wegen Einbruchs und Gewalttat, wegen Stierraubs und mehrfachen Diebstahls von Schafen in der Gemeinde, aber der Bürgermeister meint nur: „Wer wird sich die Mühe machen, so eine klägliche Figur wie den Kristofer anzuzeigen!" Nun ist aber August über die Zerstörung seiner Tabakanpflanzung durch Kristofer so erbost, daß er einen richtigen Mordanschlag auf ihn macht und ihn mit dem Stockdegen verwundet. Jetzt will ihn Kristofer beim Lensmann anzeigen, aber der Bürgermeister sucht ihn auf, erinnert ihn an seine eigenen Sünden und bringt ihn schließlich von der Klage ab, so daß zum Schluß nichts bleibt als Kristofers Drohung, „der gute August solle sich in Zukunft vor ihm in acht nehmen!"

Neben der Angst vor der langen Dauer und der Kostspieligkeit des Prozesses ist es vor allem auch das Mißtrauen gegen die Advokaten und die Richter, das den Bauer vom Gerichtshandel abhält. „Advokaten sind Teufelsbraten", lautet ein bäuerliches Sprichwort. Die Art, wie Jeremias Gotthelf in „Uli, der Pächter" diese Herren schildert, ist allerdings wenig schmeichelhaft. „Indessen muß man doch den meisten Herren Advokaten nachreden, sie nehmen bloß die Wolle, selten die Haut dazu, sie sind kluge Schafscherer, diese schinden die Schafe auch nicht, sondern sie scheren sie

[4] Rosegger, Alpensommer, 273.

Digitized by Google

bloß, denn wenn sie die Schafe schinden täten, so wüchse keine Wolle mehr nach, und das Scheren wäre ein für allemal aus; tut man aber klüglich, so kann man alle Jahre frisch dran hin, bei Schafen mit gröberem Haar sogar zweimal im Jahr." Uli, der wegen eines Kuhhandels einen Prozeß angestrengt hat, bekommt nachträglich Bedenken. „Er habe schon gehört, es gehe bei den Abstimmungen oft verflucht ungerecht zu, und der beste Handel könne verloren gehen, denn die meisten Richter verständen nichts vom Recht, und die übrigen seien sonst nicht sauber übers Nierenstück, dachte er. Bekanntlich müssen die Richter immer als Sündenböcke der Advokaten vor dem Rechte paradieren." Köstlich wird bei der Gerichtsverhandlung die bäuerliche Unbeholfenheit gegenüber der Rechtsprechung geschildert. „Seines Gegners Agent eröffnet das Feuer, und zwar so scharf, daß es Uli fast schwarz ward vor den Augen. Der wusch ihm den Pelz, daß er glaubte, er könne sein Lebtag keinem Menschen mehr ins Gesicht sehen, daß er viel Geld gegeben hätte, nicht bloß, wenn er den Handel nie angefangen, sondern wenn er nur nie hergekommen wäre, denn fortan werde jedes Kind, wenn er sich zeige, mit Fingern auf ihn weisen und sagen: „Seht da den Betrüger, den verlogenen Kuhhändler!" und daß was an dem Gerede wäre, das sagte Uli was unter dem Brustlatz." Aber da beginnt sein eigener Anwalt zu reden. „Potz Himmel, wie tat Uli erst das Maul auf und wie fing es ihm zu wohlen an; das Ding kam heraus wie ein umgekehrter Handschuh, und Uli mußte immer denken: „Persche! Ja so! Kuh, was ich bin, daß ich das nicht gedacht!" . . . Man hätte glauben sollen, im ganzen Berngebiet sei kein ehrlicherer Mann und kein noblerer Staatsbürger als Uli. Und wirklich hatte selbst Uli nie daran gedacht, daß er so einer sei, und fürchtete fast, er könne künftig vor lauter Rechtschaffenheit, Tugend, Vaterlandsliebe und entschiedenem Fortschritt sich nicht vor den Leuten sehen lassen, dieweil die einen aus Neid zerspringen, die andern aus Begierde, so einen zu sehen, ihn erdrücken könnten."

Mehr Zutrauen hat der Bauer zu seinesgleichen. Rosegger schildert uns einen bäuerlichen „Richter", der in den Alpentälern auf die Dauer von drei Jahren gewählt wird[5]. Genau wie die andern Bauern trägt er seine braune Knielederhose, seine blauen Strümpfe und sein Lederjöpplein, und wenn seine Frau sagt: „Alter, jetzt mußt dir wohl fleißig die Hosen flicken lassen, es kommen alleweil Leute her!" dann entgegnete er: „Das mußt du schon besser wissen, aber ich meine, sie kommen nicht der Hosen wegen." In kürzester Zeit und ohne Unkosten bringt der Richter die Leute dazu, sich die Hand zu reichen und friedlich nach Hause zu gehen. Man denkt wieder an die Sagabauern, die häufig auf den verwickelten Rechtsgang verzichten und einen vertrauenswürdigen Mann zum Schiedsrichter wählen, dessen Urteil sie sich ohne weiteres fügen. Und noch eine andere, einzigartige Gestalt führt uns Rosegger vor: einen „Bauernjuristen", einen jungen Bauer, der sich in seiner freien Zeit mit dem Recht beschäftigt und seinen Dorfgenossen kostenlose Ratschläge erteilt, genau wie auch der alt-

[5] Die Alpler, in ihren Wald- und Dorftypen geschildert. 9. Aufl. 1902, 85 ff. Vergl. Oberd. Zeitschr. f. Volksk. 11, 1937, 123.

Digitized by Google

germanische Rechtsberater kein Geld annehmen durfte. „Er kennt alle Prozesse der Umgegend und alle Rechtsfälle, die seit Jahren bei dem Bezirksgerichte vorgekommen sind. Er wird von der Nachbarschaft und weiteren Umgebung zu Rate gezogen in Erbschaftsangelegenheiten, Grenzstreitigkeiten, Dienstbotenzerwürfnissen und in allen möglichen Fällen, in welchen es sich um das liebe Mein und um das fatale Dein handelt"[6].

Daneben kennen wir aber auch den „Prozeßhansel". Den gefährlichen Weg des Prozesses beschreiten die Bauern meist dann, wenn sie selber merken, wie wackelig ihr Recht ist. „Sie fühlen, daß ihr Recht vor der Nachbarlichkeit und Kameradschaftlichkeit, vor dem Hausverstande, der Billigkeit und der Nächstenliebe nicht bestehen kann; darum verschanzt man sich hinter dem Gesetzparagraphen, der kein Wohlwollen, keine sittliche Forderung kennt"[7]. Häufig treibt den Bauer dazu die Gier nach Geld und Gut, und daß auch ehrenwerte Leute auf diesen Abweg geraten können, zeigt das oben angeführte Beispiel von Uli, dem Pächter. Seiner Frau, die ihn davon überzeugen will, daß er bei dem Kuhhandel im Unrecht ist, erwidert er: „O, es machte mir wenigstens zehn Taler Unterschied, und zehn Taler sind nicht zu verachten, besonders wenn man sie so nötig hat wie ich, zehn Taler findet man nicht auf der Gasse . . . Ich bin nicht der erste und nicht der letzte, der zu lösen sucht, so viel er kann, dagegen wird kein vernünftiger Mensch viel haben können." Um eine faule Sache handelt es sich auch bei dem Streit der beiden Bauern Manz und Marti in Gottfried Kellers Erzählung „Romeo und Julia auf dem Dorfe". Jahr um Jahr hat sich jeder der beiden von dem herrenlosen Grundstück, das zwischen ihren Äckern liegt, einen schmalen Streifen angeeignet. Als dieses endlich durch Versteigerung an Marti fällt, verlangt er von Manz, er solle den Zipfel des Ackers, den er sich bei der letzten Gelegenheit angeeignet, zurückgeben. Der kleine Zipfel bedeutet für beide wohlhabenden Bauern keine Bereicherung, aber die Starrköpfigkeit, mit der sie um diesen wertlosen Gegenstand streiten und die sie schließlich beide um Haus und Hof bringt, entspringt merkwürdigerweise einer Art bäuerlichen Ehrgefühls. „Beide . . . trafen zusammen in der Überzeugung, daß der andere, den andern so frech und plump übervorteilend, ihn notwendig für einen verächtlichen Dummkopf halten müsse, da man dergleichen etwa einem armen haltlosen Teufel, nicht aber einem aufrechten, klugen und wahrhaften Manne gegenüber sich erlauben könne, und jeder sah sich in seiner wunderlichen Ehre gekränkt und gab sich rückhaltlos der Leidenschaft des Streites und dem daraus erfolgenden Verfalle hin."

In der Gegenwart trifft diese bäuerliche Einstellung zum Recht, wie sie sich aus den vorliegenden Beispielen ergibt, vielleicht öfters nicht mehr so klar und deutlich in Erscheinung, im ganzen aber läßt sich sagen: alle Wandlungen, die wir auf diesem Gebiete beobachten können, beruhen auf Veränderung der äußeren Verhältnisse, während der Bauer innerlich von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart seine Art bewahrt hat.

[6] Die Alpler, 138.

[7] Rosegger, Alpensommer, 273.

Digitized by Google

Haferkaſten aus Vorhalle, Stadtkreis Hagen in Weſtfalen, mit Nebenſtellen einiger ihm verwandter Gefügearten.

Von **Hermann Phleps**, Danzig.

Der Geſtaltung des Speichers, als dem vornehmſten Bau des germaniſchen Hofes, iſt von jeher eine beſondere Sorgfalt gewidmet worden. An ihm fand die Überlieferung ihren getreueſten Gefolgsmann. So wurde er der zuverläſſigſte Verkünder uralter Baugewohnheiten. Als ein bemerkenswertes Beiſpiel kann hierfür ein Haferkaſten in Vorhalle, Stadtkreis Hagen, aus dem Jahre 1665 (Abb. 1) gewertet werden. Man darf ihn zugleich als Vertreter einer ſtattlichen Zahl zum Teil bis zum Ende des 16. Jahrhunderts zurückreichenden Nebenbeiſpielen des Berger Landes anſehen. Außer ſeinem Wand- iſt es ſein eigenartiges Dachgefüge, das in dieſen Zeilen knapp geſtreift werden ſoll.

Über einem älteren Bohlendach breitet ein jüngeres Steinplattendach, bei anderen Beiſpielen jener Gegend ein Schindel- oder Strohdach, ſeine ſchützende Decke aus.

Das Gefüge der Wand, wie das des Daches finden Verwandte, die ſich im Norden bis nach Norwegen (Abb. 2 1,2), im Süden bis nach Kroatien (Abb. 2 4) und im Oſten über Europa hinaus bis nach Kleinaſien (Abb. 3) verfolgen laſſen.

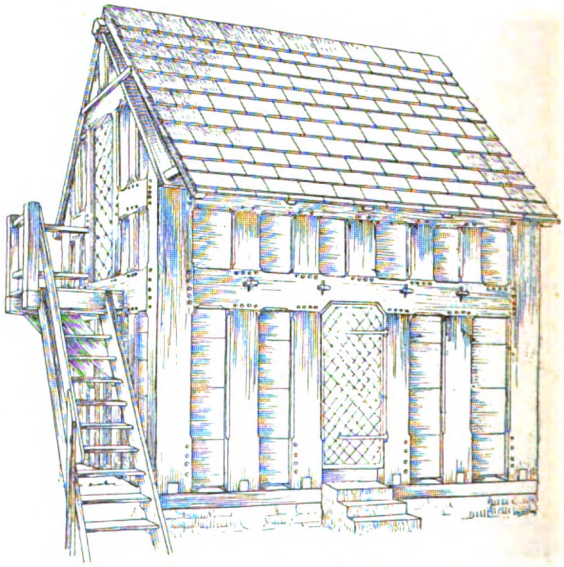


Abb. 1. Haferkaſten aus Vorhalle, Stadtkreis Hagen, Weſtfalen, vom Jahre 1665.
(Nach Aufnahme der Stadtlehranſtalt für Hoch- und Tiefbau in Eſſen.)

Digitized by Google

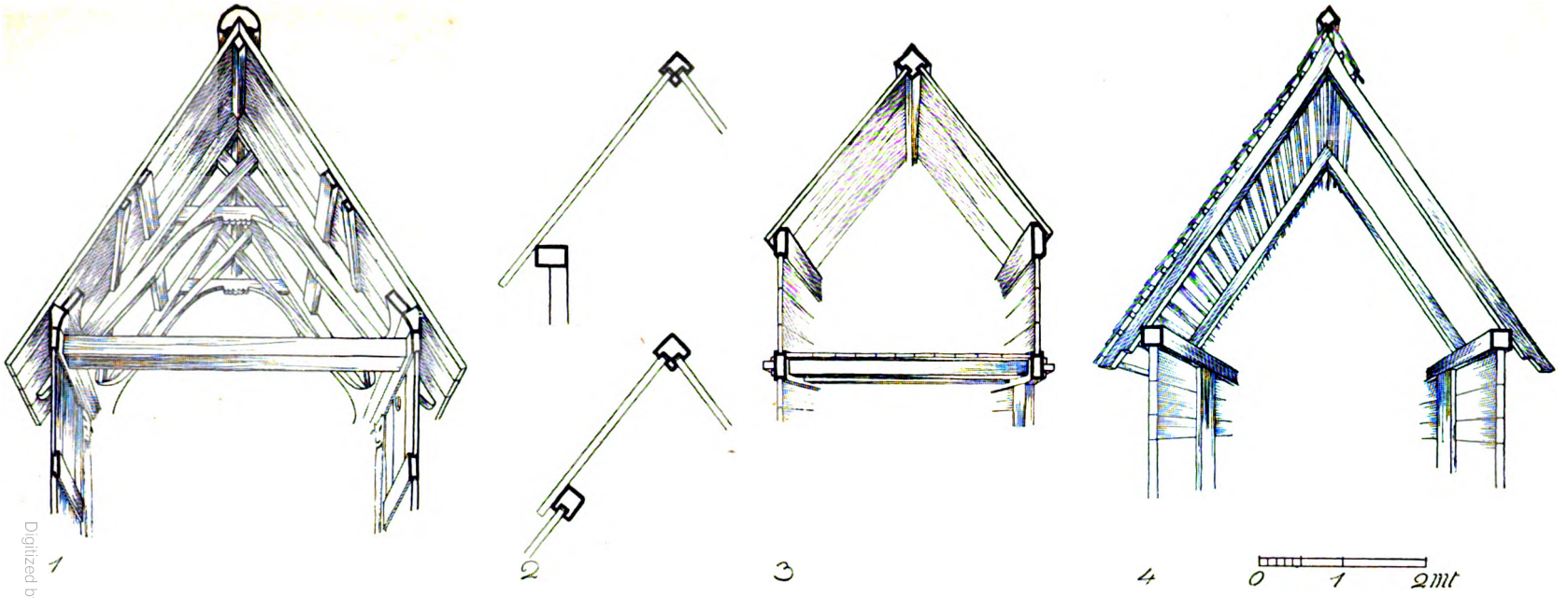


Abb. 2.

Dachgefüge von 1) der Stabkirche zu Borgund, Stift Bergen, Norwegen, aus der Mitte des 12. Jahrhunderts (nach Dietrichson und Munthe), 2) der Kumlaby-Kirche und einem Bauernhaus aus Gotland (nach Sigurd Erixon), 3) einem Haferkasten aus Vorhalle, Stadtkreis Hagen, Westfalen, von 1665 (nach Aufnahme der Staatslehranstalt für Hoch- und Tiefbau in Essen), und 4) von einem Getreidespeicher aus Kusmin, Kroatien (nach Das Bauernhaus in Kroatien, 1910).

Alle vier Beispiele zeigen neben der Wand, in der Art, wie der First geschützt worden ist, die gleiche Lösung. Dem Schindeldach ist das Bohlendach, entwicklungsgeschichtlich betrachtet, vorausgegangen. Im Vorliegenden haben wir einen Beleg für die Ausstrahlung der nordgermanischen Baukultur und deren enge Verwandtschaft mit der ostgermanischen, denn der letzte Speicher ist auf die Ostgoten zurückzuführen.

Digitized by Google

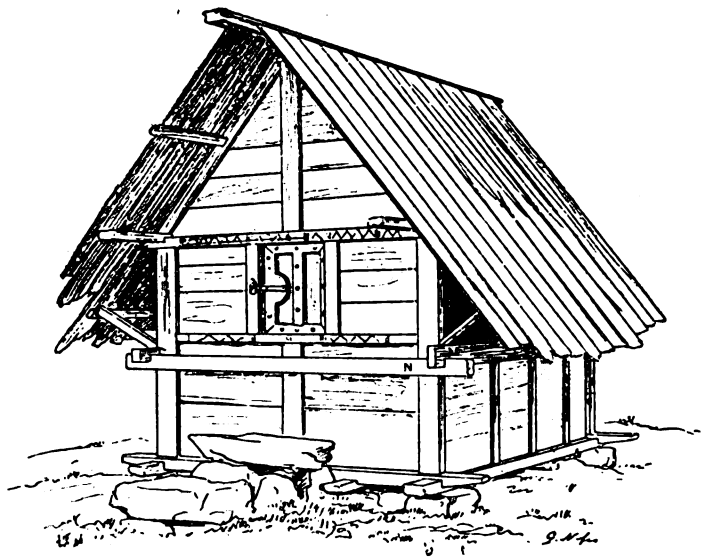


Abb. 3. Lykiſcher Speicher, wie er heute noch zu finden iſt. (Nach Georg Niemann.)

Beſondere Beachtung muß hier der eigenartigen Geſtaltung des Firſtbalkens mit zweiſeitigen Nuten, in die die Bohlen beziehungsweiſe Schindeln eingreifen, gewidmet werden. Iſt dieſe Verwandtſchaft eine zufällige, oder ſpielen da auch völkiſche Zuſammenhänge mit? Wilhelm Rees bringt in einem Aufſatz über „Gehöft und Bauerhaus im Bergiſchen Lande" (Rheiniſche Heimatpflege, 7. Jahrg. 1935) einen dem vorangeſtellten ähnlichen Haferkaſten aus Korthauſen (von 1592) und weiſt darauf hin, daß die bandkeramiſche Dorfſiedlung bei Köln-Lindenthal ähnliche Kornſpeicher aufweiſe.

Wenn man ſich in dieſen weiten, auf unſerem Boden liegenden Weg bis in die Vorzeit zurückzuverſetzen vermag, ſteht man dem kleinaſiatiſchen Beiſpiel fragend gegenüber. Einen gewiſſen Fingerzeig geben uns bei letzterem die lykiſchen Felſengräber, wie die von Myra, mit ihren wahrheitsgetreuen Nachbildungen von Holzhäuſern in Stein. Einige dieſer Architekturgebilde zeigen ein waagerechtes Dach mit eng aneinander gerückten Rundhölzern und einen Bohlenkranz darüber, der im Vorbild die dichtende Lehmhaut am Rande ſichern ſollte, und andere wiederum über dieſem Dach ein ſteiles Satteldach.

Man erkennt auf den erſten Blick, daß man es bei dieſem mit der Zuwanderung eines jüngeren Volkes, das das Satteldach mitbrachte, zu einem älteren, dem das flache Lehmdach eigen war, zu tun hat.

Iſt es vermeſſen, das ſteile Dach als nordiſches Dach und ſeine Träger von dieſer Richtung ſtammend anzuſehen?

Hier eröffnet ſich uns noch ein erſprießliches Forſchungsgebiet.

Digitized by Google

Alte Pflugumzüge.

Mit 1 Abbildung und 3 Belegkarten.

Von Dr. ing. **Heinrich Winter**, Heppenheim (Bergstraße).

In Eppertshausen bei Dieburg zogen vor 1900 Kinder am Petertag (22. Februar) von Haus zu Haus und heischten Eier, Speck oder Geld. In den Händen hielten sie selbstgefertigte kleine Holzpflüge. Ihr Heischelied lautete:

Ho, ho, ho, der Pertstag iß do!
Zackert mer die Bohne,
zackert mer die Erbse,
zackert mer de Waaz,
daß Gott alles waaß.
Zackert mer de rore Speck,
eher geh ich net vor eirer Dier eweck!

Da heute noch Leute in Eppertshausen leben, die in ihrer Jugend diesen Brauch geübt haben, war es möglich, durch sie derartige Holzpflüge herstellen zu lassen und den Brauch selbst in alter Art bildlich und filmisch festzuhalten[1]. (Vgl. hierzu die Abbildung 1.)

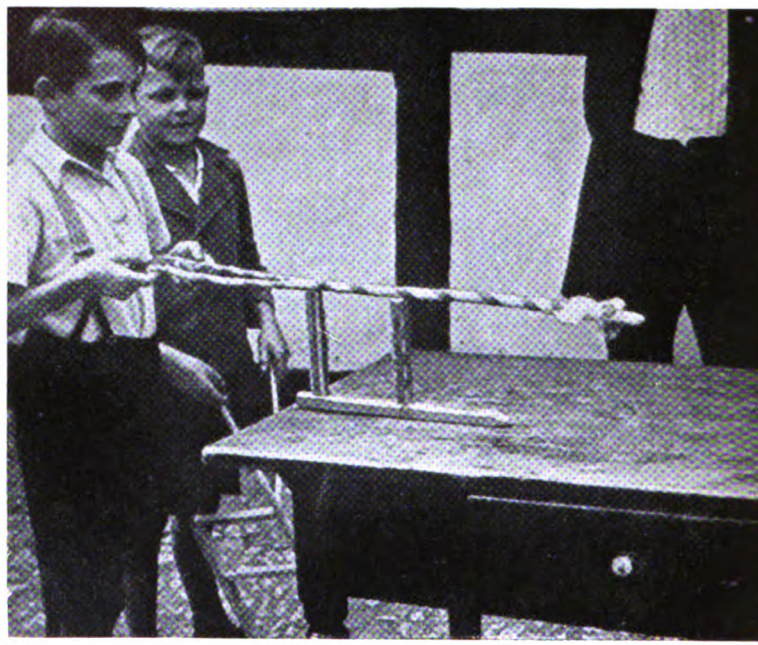
Betrachtet man die Herstellungsweise der Holzpflüge und die Pflugbewegungen, die die Kinder beim Absingen oder Hersagen des Heischeliedes im Hausflur oder auf dem Tisch der Bauernstube ausführen, so kann man feststellen:

1. Der alte Holzpflug der Kinder sieht nur äußerlich einem Pflug ähnlich. Der Holzstab, der die Pflugschar darstellen soll, ist durch zwei senkrechte Stäbchen an einem stärkeren Gabelstecken nur ungenügend befestigt. Diese Anordnung und Befestigungsweise ist nicht werkgerecht!

2. Die Kinder halten den Pflug mit beiden Händen an den Gabelenden waagrecht und stoßen ihn vor und zurück. Diese Bewegung erfolgt im Rhythmus des Heischeliedes, entspricht aber keineswegs der üblichen Pflugbewegung.

[1] Für Mitteilung des Brauches und Vermittlung der Brauchwiederholung gebührt Herrn Rektor Klohocker, Eppertshausen, besonderer Dank.

Digitized by Google



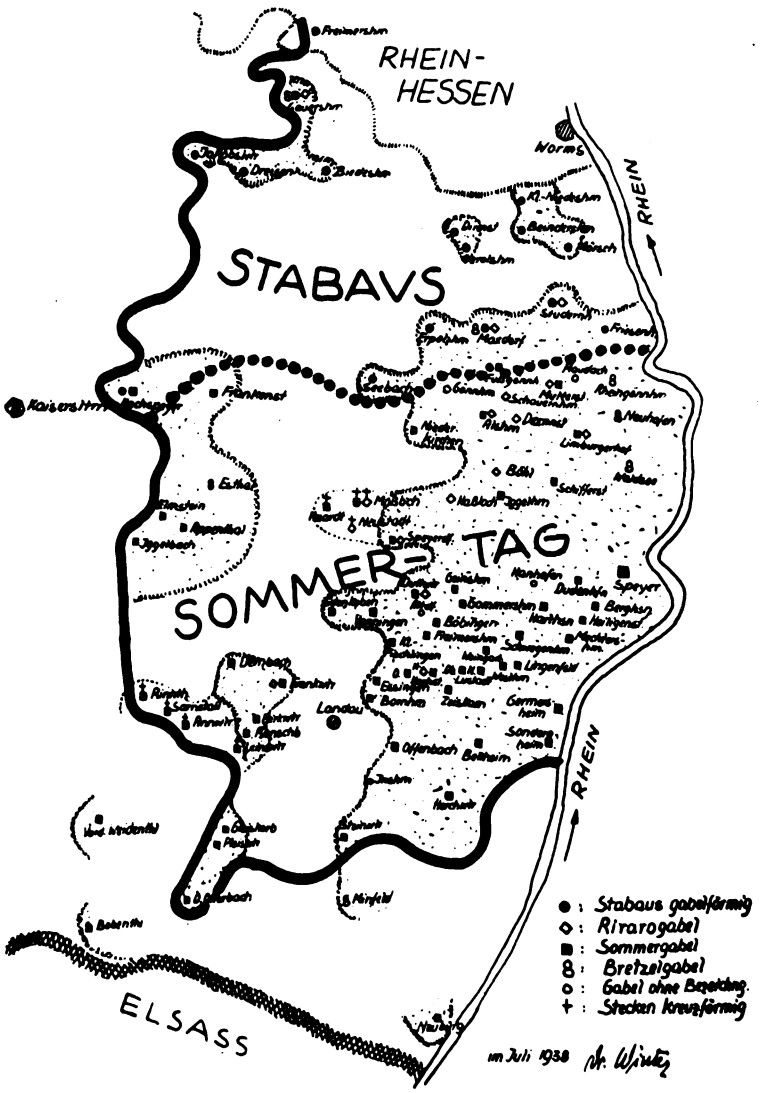
Aufn. Dr. Winter.

Abb. 1.
Umzug mit selbstgefertigten Holzpflügen in Eppertshausen bei Dieburg. Auf dem Tisch wird beim Hersagen des Heischeliedes der Holzpflug vor- und zurückgestoßen.

Versuchen wir einmal die hier festgestellten Unstimmigkeiten in der Braucherscheinung vor 1900 zu beseitigen. Die erste Forderung ist die nach Werkgerechtigkeit in der Bauart des Pfluges. Wir müssen, um ihr Genüge zu tun, die Pflugschar mit ihren zwei Stäbchen, die dem Gabelstecken unsachgemäß angehängt ist, entfernen. Dann bleibt nur der Gabelstecken übrig, der früher, als der Brauch in den Händen Erwachsener lag, bedeutend länger und schwerer gewesen sein mag.

Durch diese technisch bedingte Abänderung in der Pflugform und die Rückführung auf einen starken Gabelstecken entfällt auch die Unstimmigkeit, die wir zwischen der üblichen Pflugbewegung und dem Vor- und Zurückstoßen der Kinder im Liedrhythmus feststellen mußten. Ein Gabelstecken, der vielleicht früher noch an seinem unteren Ende durch einen eingeklemmten Steinkeil bewehrt und dadurch beschwert war, konnte dann selbst von Erwachsenen nicht mehr waagrecht gehalten werden. Er wurde vielmehr an beiden Gabelenden mit den Händen gefaßt und mit seinem unteren steinbewehrten Ende schräg in den Boden gestoßen. Ein solches Gerät zur Bodenbearbeitung muß älter als der Pflug sein, denn es ist primitiver, den Boden zu lockern, indem man einen zugespitzten Stock vor sich schräg in die Erde

Digitized by Google



Belegkarte 1.

Der Gabelstecken im pfälzischen Sommertagsbrauch.

Die weiß gelassenen Gebiete kennen heute nur den einspitzigen Stecken. Beachtenswert ist die Verchristlichung des Brauchzeichens in der Gegend um Neustadt und Annweiler.

Digitized by Google

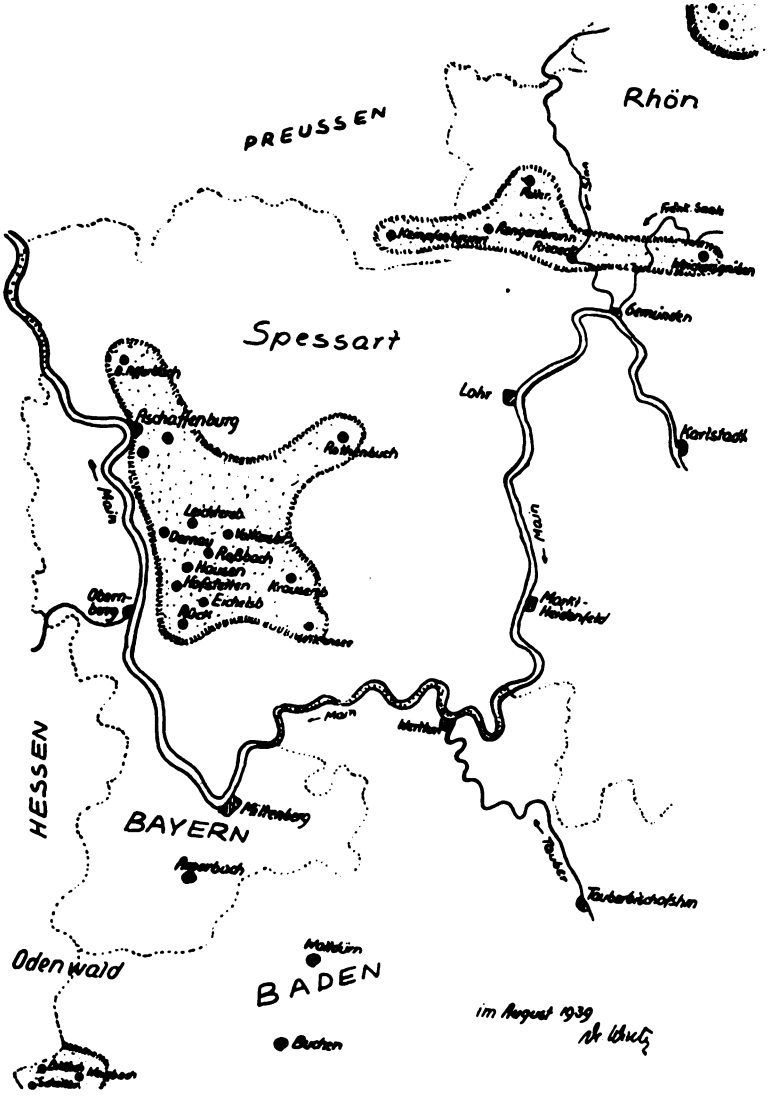
stößt und furchenbildend ruckartig weiterschreitet, als daß man ein hackenähnliches Gebilde hinter sich nachzieht. Durch einen vorgeschichtlichen Fund ist für unsere Gegend das tatsächliche Vorhandensein eines Druckpfluges vor dem Aufkommen des Zugpfluges nachgewiesen. Ein Druckpflug, dem ein Alter von etwa 12 000 Jahren zugeschrieben wird, befindet sich im Pfälzer Volkskundemuseum (Theodor-Zink-Museum) in Kaiserslautern.

Hierdurch entfällt nun auch die zweite, oben angeführte Unstimmigkeit, die wir in der Erscheinungsform unseres Brauches vor 1900 feststellen konnten, denn nun deckt sich Brauchbewegung, Pflugbewegung und Liedrhythmus. Manche bisher unverständliche Heischelieder erhalten dadurch, daß sie mit der alten Druckpflugbewegung zusammengebracht werden können, einen Sinn. Es sei hier nur hingewiesen auf Fasnachts- und Sommertagslieder, die beginnen mit: Han appel die han oder Riraro usw. Aber nicht nur ihr Rhythmus bringt diese mit der Pflugbewegung und Pflugumzügen in Zusammenhang, sondern auch die übrigen Erscheinungsformen dieser Bräuche deuten auf den alten Druckpflug. Ganz deutlich wird dies im südpfälzischen Sommertagsbrauch.

Zahllos sind die Veröffentlichungen über den südhessischen und pfälzischen Sommertagsbrauch. Zumeist befassen sich diese, wenn sie über rein örtliche Schilderungen und mehr oder minder gewagte Deutungen des Brauches hinausgehen, mit der Verbreitung des Brauches, insbesondere unter Betonung der Brauchbenennung: Stabaus, Sommertag, Riraro, Sommermeiern usw. Nur selten wird auf die Herstellung der Brauchzeichen eingegangen. Betrachtet man aber diese, so ist es auffällig, daß der einspitzige Stecken häufiger auftritt als der Gabelstecken. Eine einfache technische Überlegung aber sagt uns, daß der Gabelstecken nicht eine Spielart oder späte Brauchabwandlung sein kann, sondern die alte Brauchform sein muß. Man wird beim Absinken eines Brauches auch die Herstellungsweise des Brauchzeichens allmählich vereinfachen. Die Herstellung des Gabelsteckens aber ist eine wesentliche Erschwerung der Brauchform. Die beigegebene Belegkarte 1 über die Verbreitung des Gabelsteckens zeigt uns, daß die Gabelform im ganzen Pfälzer Raum, wenn auch in manchen Gegenden nur vereinzelt, vorkommt, früher aber wohl allgemein üblich war. Ist dieser Schluß richtig, dann muß früher ein gewichtiger Grund für die Gabelform vorhanden gewesen sein. Wir haben diesen sofort gefunden, wenn wir im Gabelstecken den alten Druckpflug erkennen wollen. Geht man von dem Gedanken aus, daß man früher im Frühjahr Pflugumzüge unter Vorantragen eines geschmückten Pfluges veranstaltet hat, dann muß dieser Pflug, sofern es sich um einen Druckpflug gehandelt hat, so getragen worden sein, daß das leichte Gabelende nach oben schaute, das steinbeschwerte aber nach unten. In dieser Blickrichtung werden somit unsere Sommertagsumzüge in Südhessen und der Pfalz zu einstigen Pflugumzügen.

Der Gabelstecken als wichtiges Brauchzeichen findet sich in manchen Gegenden unserer Landschaft heute noch im Mittwinterbrauch beim Umzug der Nickelgestalt. So kommt heute noch im Vorderspessart der Nickel mit der Ofengabel, über die die Kinder springen müssen. (Vergl. Belegkarte 2).

Digitized by Google



Belegkarte 2.

Die Nickelsgestalt tritt mit einer Holzgabel auf.

Digitized by Google

Belegkarte 3.

Mittwinterliche Tiergestalten, die mit Hilfe einer Holzgabel hergestellt werden.

Digitized by Google

Am Südhang des Katzenbuckels, also in der Südostecke des Odenwaldes, heißt der Nickel wegen seines Auftretens mit dem Gabelstock „Storrnickel", weil er mit ihm die Kinder storrt. In der Nordwest-Rhön, in Schondra, Schildeck usw., trägt der Bollekloas (so ist die dortige Benennung der Nickelgestalt) auf seinem Rücken eine Holzgabel so, daß die Gabelenden über seinen Kopf hinausragen. Beim Eintreten in die Stube krabbelt der Bollekloas auf allen Vieren, so daß nun die Gabelenden waagrecht stehen und über seinen Kopf hinausragen. In dieser Stellung sucht der Bollekloas die Kinder zu storren. Von ihm wurde angeblich in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Schondra ein Kind zu Tode gestorrt, das sich aus Furcht vor ihm unter ein Bett verkrochen hatte. Im nördlichen Spessart, in Neuhütten, Wiesthal usw. kommt an Weihnachten mit dem Nikolaus und Christkind ein Esel. Der Esel ist hergestellt wie ein Bollekloas, nur ist über die vorragenden Gabelenden ein Tuch geworfen. Durch Ausstopfen und Abbinden dieses Tuches an den Gabelenden wird ein Eselkopf erzeugt. Im mittleren Odenwald wieder wird der Weihnachtsesel, der in der alten Benennung Bohlischbock oder Hörnerschnickel heißt, ebenfalls unter Verwendung einer Holzgabel hergestellt. (Vergl. Belegkarte 3).

Es scheint mir nun, daß all diese Verwendungen des Gabelsteckens letzten Endes auf den alten Druckpflug und brauchtümliche Umzüge mit diesem Pflug zurückgehen, wenn auch die heutigen Braucherscheinungen anderes vermuten lassen. (Vergl. in diesem Zusammenhang meinen Aufsatz: Dämonie oder Sinnbild in dieser Zeitschrift, 1938, S. 145, und Brauchtumsschichtung im Jahrbuch des Bayerischen Heimatbundes 1938, S. 42). Mögen auch manche Verbindungen, die hier zwischen heutigen Braucherscheinungen und der Urform des Druckpfluges geknüpft wurden, zu gewagt erscheinen und bei noch tiefer gehender Forschung unzulässig werden, die Fruchtbarkeit des hier benutzten Forschungsweges bleibt davon unberührt. Immer wieder wird man auf ihm zu der Erkenntnis kommen, daß Brauchbewegungen und Brauchhandlungen sich länger unverändert erhalten als die Herstellungsweise der Brauchzeichen und Brauchgestalten. Am meisten jedoch ist der zeitlichen Veränderung unterworfen die Brauchbenennung und Brauchdeutung. So kommt auch im Bereich der volkskundlichen Erforschung der Tat das Primat zu vor dem Wort.

Digitized by Google

Zur Geschichte des oberrheinischen Bänkelsangs.

Von **Oberstudiendirektor Dr. Albert Becker,** Heidelberg.

In der Festschrift für John Meier, „Volkskundliche Gaben" (Berlin und Leipzig 1934), mußte ich in meinem Beitrag „Bänkelsang in der Pfalz am Rhein" (S. 16—24) eine Frage offen lassen, die ich heute zu beantworten vermag. Es handelt sich dort um das romanhaft-abenteuerliche Lebensschicksal eines jungen Saarpfälzers und seiner Schwester, das von Zweibrücken nach dem Baltenland und Sibirien führte und seinen Niederschlag in einem 1845 entstandenen Bänkelsängerlied gefunden hat. Quelle dafür war, wie ich jetzt nach einem freundlichen Hinweis von Herrn Studienrat Dr. J. Giesen in Köln mitteilen kann, das 1834 erschienene vierbändige Werk der englischen Schriftstellerin Anna Jameson (1794—1860) „Visits and sketches at home and abroad"; 1837 erschien eine deutsche Ausgabe davon in Frankfurt a. M. Anna Jameson, auf irischem Boden zu Dublin geboren, eine Tochter des Malers Brownell Murphy, weilte seit 1833 wiederholt in Deutschland, wo damals die „Engländerpest" grassierte. In Weimar wurde sie zur Freundin der Schwiegertochter Goethes, der Ottilie von Goethe, die auch auf die schriftstellerische Arbeit der Jameson Einfluß und an ihr Anteil hatte. Auf einer der damals üblichen Rheinreisen, die Anna Jameson im Herbst 1833 auch nach dem gastlichen Stift Neuburg bei Heidelberg führte, lernte sie die eben aus Sibirien zurückgekehrte Mitheldin der „Moritat" in Fulda kennen; sie schilderte deren Schicksal in jenem schon genannten Werke, das dann nach seiner Übertragung ins Deutsche wieder dem Bänkelsängerflugblatt zugrunde gelegt wurde, als Quelle für den Bänkelsängerverlag Trowitzsch und Sohn, Frankfurt und Berlin, Oberwasserstraße Nr. 10. Anna Jameson, die in dem Goetheschrifttum wohlbekannt ist, wird so zu der bestimmt erweisbaren Urheberin einer oberrheinischen Moritat, ein Fall, der wohl nicht allzu häufig begegnet. Die Lebensangaben der Beteiligten habe ich an der obengenannten Stelle mitgeteilt. Zu den dort behandelten Moritaten unserer Gegend habe ich inzwischen noch einige andere vom Rhein gefunden, auf die ich gelegentlich zurückkommen werde — durchweg Nachfahren der „Neuen Zeitungen" und „Relationen" schon des 16. Jahrhunderts, im ganzen ein Stück Geschichte alter deutscher

Digitized by Google

Volksdichtung, die neuerdings wieder in Aufnahme kam und, wie beispielsweise die vielaufgeführte, auch ins Saarpfälzische übertragene „Pfingstorgel" Alois Johannes Lippls zeigt, bühnenfähig wurde oder in Buchwerken auferstand. Auch der Tonfilm hat sich des Stoffes bemächtigt, und H. J. Moser hat die Moritat vom Schlossergesellen und seinen Mordeltern auf die Platte B 62215 der Deutschen Grammophongesellschaft gesungen. Erinnert sei hier auch daran, daß der bekannte Hofnarr des Pfälzer Kurfürsten Karl Philipp, der Knopfmacher Perkeo, als Bänkelsänger nach Heidelberg kam. Und ebenso erinnere ich an die im Bänkelsängerton gehaltenen Heidelberger Gedichte Karl Gottfried Nadlers, wie z. B. dieses: Ein neues schreckliches Lied von dem blutgierigen Zweikampf, welchen Herr v. Sarachaga und Herr v. Haber jüngst unter freiem Himmel abgehalten. Nach bekannter Melodie mit Moral und Orgelbegleitung eingerichtet. Gedruckt in diesem Jahr. Nadler beabsichtigte eine kleinere Sammlung von Liedern ähnlichen Schlages unter dem Titel „Orgelinda, Album für deutsche Orgelmamsellen etc." herauszugeben, „wenn das Genre Beifall finden sollte". Vgl. K. G. Nadler, Fröhlich Palz, Gott erhalt's! Gedichte in Pfälzer Mundart. Frankfurt a. M. 1847 (Erstausgabe), S. 292—296.

Digitized by Google

Riesenhaftes in Brauchtum und Glauben.

Von **Oberstudiendirektor Dr. Albert Becker**, Heidelberg.

Friedrich Mößinger hat an dieser Stelle 11, 1937, 131—140 über riesenhafte Gestalten gehandelt, die sich seit alters in unserem Brauchtum finden. In ihnen spiegelt sich meines Erachtens eine bestimmte Art der Einstellung Spätgeborener zu früheren Geschlechtern. Während wir im Bereich handwerklicher oder auch künstlerischer Leistungsfähigkeit den Unbewanderten gerne geneigt sehen, nur der eigenen Gegenwart Großes zuzutrauen, und nicht selten verwundert feststellen hören, daß doch auch „schon die Alten so Schönes oder Zweckmäßiges zustande gebracht", erscheint die Vergangenheit ihren allgemeinen Lebensverhältnissen nach den später Geborenen immer schlechthin überhöht, als „paradiesisch", als „gute alte Zeit" und das Menschengeschlecht der Vorzeit gern als stark, groß, riesenhaft. Wenn schon nordische Felsritzungen mit der Darstellung menschlicher Größe solcherlei Vorstellungen verraten, so erkennt man daran das Zeitlose dieses Glaubens. Aber nicht nur in Glaube und Sage lebt solche Vorstellung fort, sondern, wie Mößinger richtig zeigt, zunächst wohl in unserm Brauchtum, und das bis heute. Unter biblisch-christlichem Einfluß wird das Riesen- und Hünenhafte der Vorzeit gern in Verbindung gebracht mit biblischen Riesengestalten wie Goliath oder Samson, Gestalten, die auch durch kirchliche Umzüge, Prozessionen volkstümlich wurden und beispielsweise am Rhein, in Heidelberg oder Speyer, der Heimat auch des Riesen Olps, bis ans 19. Jahrhundert heran durch die Straßen der Stadt zogen; das geschah in einer berühmten Palmsonntagprozession. In schwäbischem Fasnachtsbrauchtum wird der Riese Goliath zum Gole. Das erinnert mich daran, daß Menhire auf deutschem Boden gerade unserer Gegend nicht nur zu Hünensteinen werden, sondern auch, wie der bisher größte solcher Steine auf deutschem Boden heißt, zu Gollen- oder mundartlich Golensteinen. Wenn die westpfälzische Sage in dem „Golenstein" von Blieskastel den Wetzstein des Riesen Goliath sah, so bewegt sich diese Anschauung durchaus in der gleichen schon angedeuteten Linie, wie wir es vom Brauchtum hörten. Die Erklärung des Namens Gollenstein, die mir selber schon allerlei Schwierigkeiten bereitete[1], findet so

[1] Vgl. meine Aufsätze über den Gollenstein Pfälzisch. Museum-Pfälzisch. Heimatkunde 1924, 22—24. Rheinische Vierteljahrsblätter (Bonn) 2, 1932, 207—215. Germanien 1933, 264—267; 1934, 81—82 u. ö. (mit Bildern).

Digitized by Google

vielleicht eine neue Stütze. Das Hünenhafte der Vorzeit, das uns im Volksglauben entgegentritt, klingt aus dem Brauchtum heraus in der Namenkunde fort und führt uns wieder zurück in den Bereich der vielgestaltigen Frühlingsbräuche, besonders des Fasnachtsbrauchtums. Hieher gehört schon der riesenhafte „Kinderfresser“[1], der vielfach umgeführt ward, mehr noch der Riese Rücker, der an dem nach ihm benannten Rückerstag, dem Fasnachtsmontag, nach dem Frankfurter Chronisten A. von Lersner (1662—1732) im mittelalterlichen Frankfurt umgeführt und ertränkt wurde. Der Rücker von Frankfurt tritt unmittelbar neben die flandrischen Winterriesen, reuzen, reusken. Am Niederrhein wurde der Reuker begraben, wie anderwärts die Fasnacht. Möglicherweise haben die einstigen Träger des heutigen Sippenamens Rücker (auch Rückert?) ihren Namen davon, daß sie am Rückerstag eine Rolle spielten, wie man die Namen Sommer und Winter mit Sommertagsbräuchen in Zusammenhang brachte und vielleicht auf einstige Erblichkeit der Rollen in einer Sippe schließen durfte. Man könnte in diesem Zusammenhang auch daran erinnern, daß Riesenhaftes der Vorzeit in christlichem Votivbrauch abgewandelt zu sein scheint oder doch dort sich, mit aus anderen Triebkräften, selbständig entwickelte: beispielsweise der vielumstrittene riesige eiserne Leonhardsnagel von Inchenhofen, die Riesenkerze der „Langen Stange“ von Bogen, der Eisenklotz des Würdinger zu Aigen am Inn oder die kultische Wachsspende in Menschengestalt, wie sie Pfalzgraf Ottheinrich im Jahre 1518 im Gewicht seiner eigenen, nicht zu schmächtigen Persönlichkeit von Heidelberg nach St. Wolfgang im Salzkammergut stiftete. Der Hinweis auf den jahrtausendealten Saarpfälzer Gollenstein wird heute leider zu einer Todesanzeige: er ist in den allerersten Septembertagen, wohl am zweiten des Jahres 1939, ein Opfer notwendiger Maßnahmen geworden und, ohne daß man sein Ende wollte oder erwarten konnte, nach rund vier Jahrtausenden, die er gesehen, auf seinem Grenzwachtposten vor dem deutschen Westwall — gefallen und zerfallen.

[1] Zum „Kinderfresser“ und dessen Vermengung mit fremdem Sagengut: Albert Becker, Dreihundertfünfundsechzig. Volkskundliches um Zeit und Ewigkeit, in: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 10, 1932, 133—141, bes. 138. In Speyer gab es noch 1638 ein Haus zum [wohl angemalten] Kinderfresser. Ein kleinerer, noch stehender Menhir (1354 Kriemhildenspil genannt) bei Rentrisch (Saarpfalz) gilt heute dem Volk als „Riesenwetzstein“, an dem der Riese Kreuzmann sein Messer wetzte, wenn er am nahen Riesentisch (Fels) Menschen schlachtete, um sie zu verzehren.

Digitized by Google

Volkskunde und völkisch-politische Anthropologie.

Von Dr. Maria Riffel, Bruchsal.

In seinem Buch „Mein Kampf" schreibt der Führer in seinen Ausführungen über die nationalsozialistische Auffassung vom Staat: „So ist die Voraussetzung zum Bestehen eines höheren Menschentums nicht der Staat, sondern das Volkstum, das hierzu befähigt ist."[1] An einer andern Stelle lesen wir: „Erst wenn ein Volkstum in allen seinen Gliedern, an Leib und Seele gesund ist, kann sich die Freude, ihm anzugehören, bei allen mit Recht zu jenem hohen Gefühl steigern, das wir mit Nationalstolz bezeichnen. Diesen höchsten Stolz aber wird auch nur der empfinden, der eben die Größe seines Volkstums kennt."[2]

Die Grundlage des nationalsozialistischen Staates ist das Volkstum, jene „Gesamtheit der Kräfte und Triebe, der Empfindungen und Gedanken, die unser Arteigenes sind, die das Rassenhafte unseres Volkes offenbaren, die uns im Blute liegen, also unsere Erbmasse darstellen. Dieser völkische Staat kann auf die Dauer mit Erfolg nur geführt werden von Männern, die mit dem Volkstum verwachsen sind"[3].

Um das Ziel der Volkwerdung zu erreichen, ist das stete Mitleben und Taterleben der Volksgenossen notwendige Voraussetzung. Durch den fortwährenden Aufruf zum Einsatz für die Lebensnotwendigkeiten des ganzen Volkes wird der private Einzelne in die politische Verantwortung gezogen; dadurch wird er zum Glied am Ganzen und die Glieder selbst zum Organismus eines neuen deutschen Volkskörpers zusammengefügt.

Die nationalsozialistische Weltanschauung bringt auch allen Wissenschaften eine Umstellung der Fragestellung, des Sinnes, der Methode und damit neue Ziele und Inhalte und eine neue bindende Grundlage, die sie befähigt, neue Wege zu bahnen in die völkische Zukunft. Hier steht mit an erster Stelle die Wissenschaft, die unmittelbar zum völkischen Werden und Leben vordringt und dieses selbst zum Gegenstand ihrer Forschung gemacht hat: die deutsche Volkskunde.

[1] Adolf Hitler, Mein Kampf, 432 f.

[2] S. 474.

[3] Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, 1936, Vorwort S. IV. Ich verweise ferner auf die Ausführungen von Eugen Fehrle über das Volkstum in dem Aufsatz „Die geschichtliche Bedeutung des alamannischen Volkstums": Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 10, 1936, 76 ff.

Digitized by Google

Was ist und was will die deutsche Volkskunde? Volkskunde ist, wie das Wort schon sagt, die Kunde vom Volke. Sie umfaßt alle Schichten des Volkes und sucht das zu erforschen, was durch Triebhaftes entsteht und sich in irgendeiner Form fassen läßt, was richtungbestimmend ist für den Einzelnen und für das ganze Volk: die Artung eines Volkes. Es ist die Aufgabe der Volkskunde, „die Persönlichkeitswerte eines Volkes, die Volksseele, wie Herder sagt, nach Veranlagung und Erlebnis zu erforschen . . . Diese Forschung führt uns zu den stärksten Wurzeln unserer Kraft und läßt uns etwas fühlen vom gesunden ‚Herzschlag unseres Volkes'. Von solchen Forschungen aus werden wir auch am ehesten die Überfremdungen erkennen, denen unser Volk jahrhundertelang in verschiedener Form ausgesetzt war. Wir werden fähig sein, ohne hohle Großrederei an der Gesundung und Reinerhaltung unseres Volkes zu arbeiten"[4].

Die Volkskunde betrachtet die einzelnen „Erscheinungsformen menschlichen Denkens und Empfindens"[5] nicht für sich und herausgelöst aus dem Ganzen, sondern in sinnvoller Ordnung vom Lebensganzen eines Volkes aus. Im folgenden mögen einige Beispiele zur Erläuterung dienen.

Der philosophische Grundgedanke, der durch Adolf Hitlers Werke zieht, ist die Antwort auf die Frage: Was ist unsere Aufgabe? Er fordert die verlorene natürliche Ordnung, die verlorene Naturordnung neu aufzubauen durch die Schaffung eines neuen deutschen Menschentums aus den gesunden Naturgrundlagen. Hiermit ist die gemeinsame Aufgabe gestellt, die Grundlage aller Wissenschaften gegeben. Die Volkskunde, die durch ihre Forschung mit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Volkes von jeher verwurzelt war, erhält nun eine neue Weihe ihrer Zielsetzung im Dienste des nationalsozialistischen Aufbaus. Es handelt sich dabei um die Erforschung des deutschen Volkstums in seiner Unvergänglichkeit, in seiner Grundhaltung in der Lebensgemeinschaft. Die Grundfrage ist gerichtet nach dem Stetigen im Leben, nach dem Ewigen, dem Gleichen im Wandel der Zeit und nach dem, was wirklich Bewegung schafft. Einer solchen politisch gerichteten deutschen Volkskunde auf rassischer Grundlage wird die Aufgabe zufallen, dem Volkstum in seinen völkisch-politischen Kraftquellen in der Gegenwart nachzuforschen durch Beobachten und Erleben, gleichzeitig aber auch in der Vergangenheit nach den Werten zu suchen, die uns das innere Gesetz und das Wesen unseres Volkes klar erkennen lassen.

Wie stellt sich nun die Volkskunde zur völkisch-politischen Anthropologie? Zunächst was ist völkisch-politische Anthropologie?

Nach Krieck verstehen wir darunter die Lehre vom Menschen in der völkischen, politischen Gemeinschaft, die durch Blut und Rasse bedingt und geschichtlich geworden ist. So wird ein neues Menschenbild gestaltet: Es ist „der in der völkischen Lebensganzheit gliedhaft gebundene Mensch, der völkische Mensch, eingespannt zwischen Rasse und Geschichte, zwischen seiner Naturgegebenheit und der auferlegten geschichtsbildenden Aufgabe, dessen persönliches

[4] Eugen Fehrle, Bemerkungen über Grenzen und Ziele der Volkskunde: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 6, 1932, 92.

[5] Eugen Fehrle, Grundfragen der Volkskunde: Obd. Zt. f. V., 4, 1930, 81.

Digitized by Google

Werden sich erfüllt aus Teilhabe an der Substanz der völkischen Lebensganzheit, in der dienenden Gliedschaft, im rassischen Charakter, in Arbeit und Kampf um die politische Lebensrichtung . . ."[6]. An erster Stelle des politischen Handelns steht das Volkstum.

Fehrle bemerkt[7] zu diesen Ausführungen Kriecks: „Das Volkstum ist zwar in seinen Äußerungen sichtbar, die Volksseele, die in ihm wirkt, aber ist nicht verstandesmäßig faßbar, kann aber erschaut und erlebt werden. Darum ist sie eine Wirklichkeit wie andere Lebenserscheinungen. Gerade heute sind wir so weit, daß wir nicht nur das, was sich dem Verstande erschließt, als Wirklichkeit nehmen, sondern auch, was wir als unfaßbar wirkende Macht in uns und draußen erleben."[8]

Wenn wir noch einmal die Ziele der Volkskunde und die völkisch-politische Anthropologie nebeneinander betrachten, so können wir feststellen, daß beide dasselbe erstreben, das Leben in seiner Ganzheit, „sein Werden und Wandeln, seine lebendige Kraft, seine Eigenart, die immer wieder im Kulturwandel, bei aller Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse, nach derselben Richtung geht, denn sie ist ja das einem Volke Angeborene, das rassenhaft mit ihm Verwurzelte; dies läßt sich nie ausrotten, solange ein Volkstum besteht"[9].

Die völkisch-politische Anthropologie allerdings hat weitere Ziele als die Volkskunde; sie sucht alle Wissenschaften zu erfassen[10]. Und aus dem neuen Welt- und Menschenbild, das sie prägt, soll ihnen Erneuerung und Auftrieb kommen. Unter diesen nationalsozialistischen Wissenschaften darf man die Volkskunde in die vorderste Reihe stellen im Dienst der neuen deutschen Volkserziehung. Daß sie dazu berufen ist, zeigt allein schon ihre Geschichte. Sie hat zu jeder Zeit Kunde gegeben vom Volke und sich für den völkischen Tatbestand eingesetzt gegen liberalistisch-marxistische Lehre und Weltanschauung, gegen Klassen- und Massentheorie, gegen Gesellschaft, gegen „Primitivität" usw.

Bevor ich die Stellung der Volkskunde zu den einzelnen Problemen behandle, möchte ich näher auf die völkisch-politische Anthropologie eingehen.

Das Hauptproblem der völkisch-politischen Anthropologie lautet: „Volk als Ganzheit überpersönlichen Lebens, Volk als Lebensgrund, als Lebens- und Schicksalsraum, daraus alles persönliche Leben der Volksgenossen heraufwächst, darin sich alles persönliche Werden vollzieht und erfüllt, indem es seinen Beitrag liefert zur Erfüllung der geschichtlichen Sendung und der schicksalhaften Bestimmung des Volksganzen in seinem Werdegang."[11]

Was ist nun Ganzheit? Dieser Begriff ist nicht von anderen Begriffen herzuleiten, jedoch auf die Wirklichkeit anwendbar. „Jede Wirklichkeit aber

[6] Ernst Krieck, Völkisch-polit. Anthropologie, 1, 1936, 43 f.

[7] „Volksseele": „Die badische Schule", Folge 11, 1937.

[8] S. auch Wilhelm Classen, Weltanschauung und Wissenschaft: Ernst Kriecks „Völkisch-politische Anthropologie": Volk im Werden, 4, 1936, 408 ff.

[9] Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, Vorwort S. III.

[10] S. die Ausführungen von Ernst Krieck, Wissenschaft, Weltanschauung, Hochschulreform, S. 13 f., vor allem 60 ff.

[11] E. Krieck, Völkisch-politische Anthropologie, 1, 44; siehe auch E. Krieck, Wissenschaft, Weltanschauung, Hochschulreform, S. 11; derſ., Nationalpolitische Erziehung, S. 42 f.

Digitized by Google

trägt wiederum das Ganzheitsprinzip in sich: darum ist sie Glied am höheren Ganzen und verkörpert in ihrer gliedhaften Eigengesetzlichkeit das Gesetz jeder übergeordneten Ganzheit."[12] Wie ist nun die Stellung von Einzelmensch und Gemeinschaft zur Ganzheit? Das Leben des Einzelnen ist ein Teil einer Einheit, einer höheren Lebensgebundenheit, es kann sich aus sich heraus nicht entwickeln, es ist nicht selbstgenugsam; nur in der Gemeinschaft ist Entfaltung und seelisches Wachstum. Unter ihrer Einwirkung und Anreizung geht ein Wecken der schlummernden Kräfte vor sich. Dieses Wachstumsgesetz kann sich von der Person bis zur Persönlichkeit, bis zum Führertum entfalten, das ein größeres Blickfeld für das Ganze hat. Einfügung des Einzelnen in diese übergeordnete völkische Lebensordnung mit ihrem Artgesetz, das ist das Wiederfinden der gesunden Naturordnung. Um es nochmals zu betonen: Der Mensch ist eine leiblich-geistig-seelische Einheit und Ganzheit, zugleich als eigengesetzliches Glied in das übergeordnete Lebensganze verflochten. Und diese Lebenseinheit ist für uns das deutsche Volk. Das Volk ist Lebens- und Schicksalsraum seiner Glieder. Es „ist die ewige Quelle und der ewige Brunnen, der immer wieder neues Leben gibt"[13]. „Der Fundamentalsatz der völkischen Weltanschauung wie auch der wissenschaftlich beweispflichtigen Wirklichkeitserkenntnis lautet: Die Ganzheit völkischen Lebens trägt alles in sich und erzeugt alles aus sich, was dem eingegliederten Einzelmenschen für sein Entstehen und Wachsen, für sein Reifen und seine Sinnerfüllung lebensnotwendig ist; es gibt weder innerhalb noch oberhalb des völkischen Lebensganzen irgendeine gemeinschaftliche Lebensganzheit, die denselben Höchstgrad an Selbständigkeit, an Vollständigkeit und Selbstgenügsamkeit in sich trüge. Zum lebendigen Volk gehören nicht nur die gliedhaften Einzelmenschen (Volksgenossen), sondern alle nötigen Lebensgebiete und Lebensfunktionen, in denen sich Werden und Sinn des Einzellebens erfüllt: völkische Religion, völkische Politik, völkische Lebens-, Arbeits-, Wirtschafts- und Rechtsordnung, Sprache, Kunst, Wissen, Erziehung samt ihren Organen."[14]

Volk als Ganzheit ist für uns der Ausgangspunkt. Dazu muß aber die Möglichkeit vorhanden sein, sich selbst zu ernähren, sich selbst zu betätigen, aber nicht nur um der Selbsterhaltung willen. Jeder Einzelne, der in den Raum gestellt ist, kann irgend welchen Zwecken nachgehen. Diese müssen aber immer unter dem Gesetz des Ganzen liegen. „Gemeinnutz vor Eigennutz" oder „das Ganze vor dem Teil". Es muß natürlich auch noch ein „Eigen" geben; denn jeder muß eine Existenzmöglichkeit haben, sonst gibt es ja kein Schaffen und Wachsen am Ganzen.

In diesem Wachsen im Einzelleben und im Werden des Volkes stellt Rasse das Stetige dar. „Rasse ist jene innere Stetigkeitskomponente im Leben des Volksganzen und des einzelnen Volksgenossen, die sie zur Gemeinschaft, zur Einheit des Ziels, des Lebenswillens und der Sinnrichtung fügt und ordnet. Die entsprechende äußere Stetigkeitskomponente ist gegeben mit dem

[12] E. Krieck, Völkisch-politische Anthropologie, 1, 44.

[13] Adolf Hitler, Aus der Rede vor den deutschen Arbeitern in Siemensstadt am 10. November 1933. In: Welser, Hitler-Worte, S. 10.

[14] Ernst Krieck, Völkisch-politische Anthropologie, 1, 54.

Digitized by Google

Boden (Heimat, Landschaft, Klima, dem zugeteilten Lebensraum, der Mutter Erde, dem Wurzelgrund menschlichen Lebens)."[15] Somit steht die Rasse hinter allem geschichtlichen und kulturbildenden Handeln im Völkerleben. „Aber auch bei Stetigkeit der Rasse und des Grundcharakters bleibt ein Volk nicht stillstehen . . . Adliges Rassetum erweist sich gerade darin, daß es nicht bloß Objekt, Gestaltungsfeld der Geschichte ist, sondern daß es als politische Macht selbst zum Herrn, zum Gestalter, zum schicksalbildenden Prinzip der Geschichte wird."[16]

Galt der Satz der übergeordneten Volksganzheit schon zu andern Zeiten? Zur Zeit des Armin z. B. gab es ein staatlich zusammengefaßtes Volk noch nicht. Aber das Bewußtsein der Gemeinschaft war schon vorhanden. Die Germanen hatten ein starkes Gefühl der Stammeszugehörigkeit und Blutsgebundenheit in den Lebensordnungen. Daraus konnte sich keiner lösen. „Jeder stand mit seinem persönlichen Leben in der Gebundenheit der Sippe, des Männerbundes, der Stammes, des Volkes, insgesamt: gebunden in ‚Midgard', daraus er herkam und darin sich der Sinn seines Lebens erfüllte."[17] Beschützer dieser ganzen Lebensordnung war der „fulltrui", der Gott, in dem sich die Lebenssubstanz der Gemeinschaft bis zur „Symbolgestalt" steigerte. In dieser gemeinsamen Lebenssubstanz aus Rasse und Blut sind Sippe, Thing, Führer und Gefolge verbunden.

Die nationalsozialistische Bewegung hat die große Bedeutung der Gefolgschaftsform mit ihrer ganzen Wert- und Zuchtordnung erkannt. In die neue Gliedschaftsform sind alle Volksgenossen und alle Gliedschaftsverbände einbezogen. Bauern, Arbeiter, Handwerker, Richter, Ärzte, Lehrer, Kaufleute, alle treten sie vor neue Aufgaben, die sie von ihrem Beruf aus erfüllen in Blickrichtung auf das gemeinsame Lebensganze und das Prinzip des All. Daraus entsteht ein neues Ethos der Berufe. Die Aufgabe der Wissenschaft ist die „Gestaltung der volksgemeinschaftlichen Lebensordnungen und der umweltlichen Lebensbedingungen in der von Weltanschauung gewiesenen Sinnrichtung. Für den deutschen Menschen: ein Weg der Selbst- und Welterkenntnis, der Umwelt- und Gemeinschaftsgestaltung zur Erfüllung seines rassischen Menschentums und seiner geschichtlichen Mission aus dem ihm eigentümlichen Menschenbild heraus"[18].

Das Prinzip der Ganzheit als Zentralproblem der Weltdeutung hat viele Vorläufer und begegnet uns immer wieder gerade bei den Größten unter den Deutschen.

Leibniz hat in einer Zeit größter deutscher Not das gesamtdeutsche Problem in seiner ganzen Weite und Tiefe erschaut. Er hat erkannt, daß Deutschland nur durch Einigkeit des ganzen Volkes aus der Zerrissenheit und dem „zerfallenen Zustand des gemeinen Wesens"[19] errettet werden könne. Deutschland wird „seine Macht erkennen, wenn es sich beisammen sieht, und

[15] Ernst Krieck, Völkisch-politische Anthropologie, 1, 76.
[16] A. a. O., 3, 127 f.
[17] Ernst Krieck, Völkisch-politische Anthropologie, 1, 55.
[18] Ernst Krieck, Völkisch-politische Anthropologie, 3, 122.
[19] Leibniz, „Denkschrift zur Festigung des Reiches".

Digitized by Google

manchen auf andere Gedanken bringen, der jetzt nicht weiß, wie er verächtliche Worte genugsam zu dessen Beschimpfung zusammenklauben soll"[20]. Leibniz will die Kräfte des Deutschtums aufzeigen und die Deutschen zu ihrer Selbsterkenntnis wecken. (S. seine „Denkschrift von der Aufrichtung einer Akademie in Deutschland zur Förderung der Künste und Wissenschaften".)

Leibniz steht stets bei aller Erkenntnis das ganze menschliche Sein als Aufgabe vor sich und stellt die Frage nach der Nützlichkeit und Anwendbarkeit, nach der Bildungsmöglichkeit. Alle Erfahrungen und Entdeckungen, alles Wissen und Forschen soll sich in einem geistigen Mittelpunkt vereinen, von hier aber wieder in lebendiger Wirkung zum Ausgangspunkt zurückkehren: zum Volksganzen. Oberhalb dieser geistigen Lebenszentrale soll eine Verbindung der Akademien über alle europäischen Hauptstädte bestehen. Zum Aufgabenkreis der Akademie gehört all das, um was sich seit den Tagen der Romantik germanische Philologie, Geschichts- und Rechtswissenschaft u. a. bemüht haben. Leibniz selbst hat den Weg gezeigt und geebnet; er hat die methodische Sammelarbeit selbst begonnen, die Sprache erneuert, viele Wissensgebiete beherrscht und selbst viel Schöpferisches hervorgebracht und Bedeutendes geschaffen. —

Um das Prinzip der Ganzheit und um völkische Weltanschauung hat die Volkskunde gekämpft seit den Tagen der Romantik: J. Möser, Herder, Arndt, Jahn u. a.[21]. Es ist bezeichnend, daß sich in vorderster Reihe Politiker und Freiheitskämpfer um die Grundlegung der Volkskunde bemühen, die aus der national-politischen Forderung nach Volkwerdung entspringt. Ich möchte hier von vielen nur wenige Beispiele anführen.

Justus Möser kämpfte zäh um die Erhaltung deutschen Volkstums. Er fordert auf, sich mehr auf sich selbst zu stellen und besser den eigenen Boden zu nutzen, das Nachbarliche nur dann heranzuziehen, wenn es dem Eigenen dient. So hat Möser inmitten der Aufklärung die Größe der nationalen Vergangenheit und den Wert des deutschen Volkstums erkannt. Seine Forschungen konnte Möser gut in der Staatsführung anwenden, in Zeiten, da er die ganze Verwaltung des Osnabrücker Landes innehatte. Wir haben hier also zum erstenmal die Anwendung volkskundlichen Forschens im Staatsleben.

Auch bei Herder wird der Volkstumsgedanke zur Basis, „um den gesamten Bereich einer solidarischen europäischen Vernunftkultur umzuwerten und in einen neuen Kulturgedanken umzuschmelzen, der an die Stelle des Fortschrittes die Entwicklung, an die Stelle der Vernunft die Geschichte, an die Stelle der Menschheit Nationen setzt. Dieser großartige Versuch der Eindeutschung des aufgeklärten Kulturgedankens ist die eigentliche Jahrhundertleistung Herders"[22]. Und dieses deutsche Volkstum stellt Herder gegen alle Überfremdungen der Mittelmeerkultur und gegen die Verwelschung deutscher Artung.

Herders besonderes Verdienst ist auch die neue Art des Sehens und Ver-

[20] S. Anmerkung 19.

[21] Vgl. Eugen Fehrle, Volkstum und Staat: Obd. Zt. f. V., 10, 1936, 1 ff.

[22] Benno von Wiese, Volkstum und Geschichte bei Herder: Zeitschrift für Deutsche Bildung, 10, 1934, 466.

Digitized by Google

stehens; für ihn ist der Einzelne Glied eines Ganzen, ohne jedoch seine Eigengesetzlichkeit zu verlieren. Die einzelnen Lebensgliederungen sind organisch aus Kräfteschichten aufgebaut. Der Einzelne kann nur als Glied einer höheren Lebenseinheit werden und wachsen, und diese wiederum ist in das universalgeschichtliche Ganze eingegliedert. „Jede Nation trägt den ‚Mittelpunkt der Glückseligkeit' in sich selber, aber zugleich bleibt sie bezogen auf den Mittelpunkt aller Mittelpunkte, auf das organische Zentrum, das alle organischen Zentren noch einmal übergreift, auf die der Gottheit analoge Geschichte der Menschheit. Nur aus dieser Doppelheit universalgeschichtlicher und individualisierender Betrachtung heraus läßt sich die Aufgabe von Nation und Volkstum im Herderschen Sinne erfassen."[23] Das Volk mit Sprache, Dichtung, Religion, Sitte usw. ist aus einer Wurzel entstanden und in das Ganze der göttlichen Lebensordnung eingegliedert. Je mehr nun das einzelne Glied zum Verständnis der eigenen Wurzeln gelangt, um so besser versteht es auch den weltgeschichtlichen Zusammenhang. Das Suchen nach den Wurzeln und Ursprüngen des Volkstums führt zum Erkennen der Lebenskräfte, die sich stets wandeln in der Geschichte, die sich aber auch ewig verjüngen aus den Ursprungskräften. Die einzelnen Kulturerscheinungen sind alle zusammenhängend, da sie aus der gleichen Lebensgrundlage entwachsen sind. Besonders entscheidend sind für Herder in diesem Zusammenhang Sprache und Poesie. Diese spiegelt in Lied, Märchen, Sage die Denkart und Eigenart eines Volkes wider; sie ist Ausdruck des irrationalen Etwas, das Herder selbst als Volksseele bezeichnet. Herder hat diesen Begriff als erster geprägt. Damit will er sagen: Das Volk ist nicht nur als eine Summe von Individuen aufzufassen, sondern es ist eine organische Ganzheit, der wirklich eine Volksseele innewohnt, die auf vielerlei Weise erlebt werden kann[24]. So hat Herder bereits einen Begriff geprägt, der heute der nationalsozialistischen Weltanschauung zugrunde liegt.

Ernst Moritz Arndt erkannte vor allem die große Bedeutung des Bauernstandes für unser Volksleben: „Macht Gesetze, die inmitten so ungeheurer Weltbewegungen euch einen freien tüchtigen Bauernstand sichern, die einen festen Volkskern pflegen und erhalten; sorgt, daß freie Leute mit mittelmäßiger Wohlhabigkeit auf dem Lande in den natürlichsten edelsten Arbeiten ferner noch bestehen, daß die mächtigen Säulen stehen bleiben, woran die Waffenrüstung des Vaterlandes am sichersten aufgehängt werden kann . . . sorgt ihr nur für die Erhaltung des glücklichen freien Bauern mit hundert oder mit zwanzig und vierzig Morgen Landes, so habt ihr für das Beste und Wichtigste des Vaterlandes gesorgt."[25]

Über die Erhaltung der Ganzheit des Volkes schreibt er: „Das erste Notwendige ist, unsere große Freiheit zu stärken und zu wahren und nicht zersplittern zu lassen, die Erhaltung der Ganzheit unseres Landes und Volkes ins Auge zu fassen und durch republikanische oder gar kommunistische Glückselig-

[23] A. a. O., 468.

[24] S. den Aufsatz „Volksseele" von Eugen Fehrle: „Die badische Schule", Jahrgang 1937.

[25] Ernst Moritz Arndt, Staat und Vaterland. Eine Auswahl aus seinen politischen Schriften. Herausgegeben von E. Müsebeck. 58.

Digitized by Google

keits- und Freiheitsträume uns nicht zerreißen und den Fremden als Beute hinwerfen zu lassen . . ."[26] Unter der großen Freiheit versteht er „unsre ganze, volle Volkstümlichkeit in ihrer einigen, in ihr selber abgeschlossenen Unversehrtheit und in ihrer den Fremden Achtung gebietenden Stärke: daß wir als Volk geschlossen zusammenhalten, daß kein fremdes Volk unter dem Titel der Befreiung und Beglückung sich in unsre Familiensachen mischen dürfe . . ."[27]

Die Naturphilosophie der Romantik hat nicht vermocht, an der Ureinheit des Lebens festzuhalten. Das All-Lebendige wurde wiederum gespalten in Natur und Geist. Die Rasse als Naturgrundlage, die im Einzelleben wie im übergeordneten Volksganzen entscheidet, wurde nicht als hauptsächlich bestimmend anerkannt.

Aber wir dürfen trotz allem die großen Leistungen nicht verkennen, die die Romantik hervorgebracht hat. Sie hat dem deutschen Volk das Gefühl der Minderwertigkeit genommen und ein starkes Deutschbewußtsein geweckt. Sie hat eine völkische Eigenprägung der Volkskunde gebracht. Wenn Männer wie Hans Naumann heute spötteln über die romantische Volkskunde, so haben sie nur die Schwächen der Romantik bedacht, aber nicht ihre ungeheure elementare Gewalt.

Äußerlich kennzeichnend für jene Zeit ist eine Reihe neu geschaffener Ausdrücke für die Wesenseinheit des Volkes. Neben Herders „Volksseele" steht der „Heilige Volksgeist" von Görres. Jahn kämpft um „Volkstum"; Goethe spricht von „Volkheit"; außer der „Völkerkunde" hören wir von „Volksforschung" und „Volkstumskunde". Zum erstenmal ist auch der Begriff „Volkskunde" nachweisbar.

Durch Wilhelm Heinrich Riehl kam ein neuer Vorstoß von großer Entscheidung. Er hat die Ergebnisse von Leibniz, Herder, Möser u. a. gut zusammengefaßt und durch eine klare, weiten Kreisen zugängliche Darstellung die Hauptzielpunkte lebendig gemacht und somit auch der Volkskunde unserer Zeit viel Anregung gegeben. In seinem Vortrag „Der Kampf der Wissenschaften in der Neuzeit" führt er u. a. aus: „Wir leben in den Tagen der Nationalpolitik und der Realpolitik. Die Nation ist eine historische Tatsache, ihr Leben ein historischer Prozeß: in der historischen Erkenntnis wird sich die Nation erst ihrer selbst bewußt . . . Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts machte kosmopolitisch, sie suchte den Weltgeist im Menschengeiste, den Menschengeist im Volksgeiste; das Nationalbewußtsein war ihr eine lästige Schranke, ein Schlagbaum, der den geraden Weg zum Weltbürgertum versperrte. Der historische Genius der Wissenschaft unserer Zeit lehrte die Wucht und den Wert der Nationalität erst vollauf erkennen; die Geschichte geht vom eigenen Volke aus zu den Völkern und kehrt am liebsten wieder zum eigenen Volke zurück . . ."[28] Riehl versucht, das Wort Volkskunde in einen bestimmten Inhalt zu fassen. Er gibt dabei einen kurzen Rückblick in das Schaffen verschiedener Männer, die auf diesem Gebiet vorgearbeitet haben.

[26] A. a. O., 78.

[27] Ernst Moritz Arndt, Staat und Vaterland. Herausgegeben von E. Müsebeck. 78.

[28] Wilhelm Heinrich Riehl, Freie Vorträge, 2, S. 162.

Digitized by Google

Er verweist „auf die Begründung und Fortbildung einer selbständigen Disciplin der Statistik seit Achenwall, auf die Neugestaltung der Nationalökonomie seit Adam Smith, auf die Pflege einer selbständigen Wissenschaft der Culturgeschichte, wo für uns namentlich Heeren mit seinen Verdiensten um die Verbindung von Geographie, Ethnographie und Geschichte bahnbrechend voransteht; auf die Zusammenführung des Volksstudiums mit der Ethik, wie sie Justus Möser so erfolgreich versuchte; auf die Arbeiten der historischen Schule der Staats- und Rechtsgelehrten; auf die Reform der Geographie wie sie durch Ritter zum Fundament und unmittelbarsten Vorbild für die Volkskunde angebahnt wurde; endlich und ganz besonders auf die mythologischen, antiquarischen und philologischen Forschungen der sogenannten Germanisten . . ."[29] Hier führt er vor allem die Brüder Grimm an; er versucht „zu veranschaulichen, daß wir von einer neuen Wissenschaft der Volkskunde selbst dann reden könnten, wenn wir auch gar nichts Weiteres besäßen, als was diese beiden Männer zur Erkenntniß des deutschen Volkes ausgesonnen und ausgearbeitet haben"[30]. Er betont an anderer Stelle, daß die Volkskunde jedoch gar nicht als Wissenschaft denkbar ist, „solange sie nicht den Mittelpunkt ihrer zerstreuten Untersuchungen in der Idee der Nation gefunden hat; darum nannte ich sie im Eingange geradezu eine neue Wissenschaft, eine Schöpfung der letzten hundert Jahre, denn seit dieser Zeit hat sie allmählich erst jenen Mittelpunkt wiedergefunden, und damit zugleich eine Fülle der Ideen und des Stoffes, eine Selbständigkeit und Schöpfungskraft gewonnen . . ." „So gewaltiger Fortschritt in aller Geistescultur wächst hervor aus der Selbsterkenntnis des Volksthums."[31] Aber „die bloße Kenntniß der Thatsachen des Volkslebens gibt niemals eine Wissenschaft vom Volke; es muß die Erkenntniß der Gesetze des Volkslebens hinzukommen und zu einem Organismus geordnet werden . . ."[32]. „Aus der vergleichenden Beobachtung entwickelt sie ihre Gesetze, und der ächte Volksforscher reist, nicht blos um das zu schildern, was draußen ist, sondern vielmehr um die rechte Sehweite für die Zustände seiner Heimath zu gewinnen."[33] Ferner soll die Volkskunde „objektiv untersuchen, was der unantastbare Urgrund menschlicher Gesittung bei den Völkern, und was unser eigenes, freies und wechselndes Gebilde ist, welches sich auf jenen Granitpfeilern aufbaut, und nach welchen historischen Motiven sich auch wieder jedes einzelne Volk individuell bewegt"[34]. Die Volkskunde dient Riehl nicht nur zur Erforschung der Vergangenheit, sondern führt zum Verständnis des volklichen Seelenlebens auch in der Gegenwart. „Indem nun aber unsere Zeit zur Erforschung auch der nächstliegenden, gegenwärtigen Volkszustände vorgeschritten ist, hat dadurch die Volkskunde in der That eine ganz neue Gestalt angenommen. Sie ward inhaltreicher im Stoff, freier und tiefer in der Entwicklung der Gesetze des Volksorganismus, mächtiger in befruchtender Einwirkung auf

[29] und [30] W. H. Riehl, Die Volkskunde als Wissenschaft. Ein Vortrag. In: Culturstudien aus drei Jahrhunderten von W. H. Riehl, S. 228.

[31] A. a. O., S. 216 f.

[32] A. a. O., S. 220.

[33] A. a. O., S. 218.

[34] A. a. O., S. 224.

Digitized by Google

andere Wissenschaften und das praktische Leben."[35] „In Summa hat die culturgeschichtliche Vertiefung der ganzen modernen Geschichtsschreibung wie die historische Tendenz der neueren Staats- und Rechtswissenschaft unendlich viel dazu beigetragen, der Volkskunde zu einer festen Grundlage innerer Gesetzmäßigkeit zu verhelfen. Aber solche Dienste sind bei allen selbständigen Wissenschaften gegenseitig, und die Volkskunde hat Gelegenheit genug, den Dank, welchen sie der Geschichte und Staatswissenschaft schuldet, abzutragen, indem sie nicht minder befruchtend auf jene zurückwirkt. Die Selbständigkeit einer Wissenschaft besteht nicht in ihrer Isolierung, sondern vielmehr darin, daß sie andere Zweige in eben dem Maße fördert, als sie selbst von jenen gefördert wird.

Werfen wir in diesem Sinne einen Blick auf den Zusammenhang der Volkskunde mit der Staatswissenschaft.

Ohne ein Zurückgehen auf die Naturgesetze des Völkerlebens sind viele der wichtigsten politischen Begriffe gar nicht wissenschaftlich zu begründen, und so wird die Volkskunde geradezu eine Vorhalle zur Staatswissenschaft"[36]. Über die Blickrichtung der Volkskunde sagt Riehl: „Diese Studien über oft höchst kindische und widersinnige Sitten und Bräuche, über Haus und Hof, Rock und Kamisol, Küche und Keller sind in der That für sich allein eitler Plunder, sie erhalten erst ihre wissenschaftliche wie ihre poetische Weihe durch ihre Beziehung auf den wunderbaren Organismus einer ganzen Volkspersönlichkeit."[37]

Riehl war seiner Zeit sehr vorausgeeilt; deshalb war er kaum verstanden und fand keine unmittelbaren Nachfolger. Er schließt eine vergangene Zeit ab, die mit Leibniz beginnt und in der großen völkischen Erhebung vor und um 1800 ihren Höhepunkt erreicht. Nach Riehl erfolgte zunächst eine eifrige Sammeltätigkeit auf dem Gebiete der Volkskunde, aber die Blickrichtung war meist nicht weit.

Der Weltkrieg hat viel verholfen zum Verständnis des Volkes. Aber dann folgte eine schwere Zeit des Niedergangs, die dem deutschen Volk den Glauben an seine eigene Kraft nahm. Ein fremdrassiges Volk, die Juden, erlangte immer mehr Einfluß in Recht, Verwaltung, Erziehung, Wirtschaft usw. Es lebte zwar auch noch völkisches Empfinden, aber es war nicht von Bedeutung für den Staat. Wer sich für das Volkstum einsetzte, war verlacht und verspottet.

Erst die nationalsozialistische Revolution hat wieder Verständnis für das Volk geweckt, und nun stehen wir nach jahrelanger Zurückdrängung des Volksbewußtseins am Anfang einer neuen Volkwerdung. In ständigem Kampf um die Seele des Volkes und in der Erkenntnis seines Wesens, setzte sich der Führer das Ziel, das Volk aus seinem Niedergang emporzuführen und in einem völkischen Staat zusammenzufassen. Ihm gelang es, deutsches Volkstum zum Durchbruch zu bringen; keiner der Vorhergehenden hatte die Kraft, seine Ideen zu verwirklichen und danach den Staat zu formen. Was die Volkskunde schon lange erstrebte, hat sich durch die Tat des Führers verwirklicht:

[35] A. a. O., S. 218/219.
[36] A. a. O., S. 221 f.
[37] A. a. O., S. 215.

Digitized by Google

„ein mächtiges Emporquellen deutschen Volksbewußtseins aus dem Mutterboden unserer Kultur, ein Erwachen und Besinnen auf eigenes Wesen und erdgebundene Kraft, ein Erglühen aller deutschen Herzen für die heiligen Aufgaben einer germanisch-deutschen Wiedererstehung, ein Zusammengehen aller Stände unseres Volkes zum Ringen um deutsche Wiedergenesung . . ."[38]. Durch die nationalsozialistische Wiedergeburt des deutschen Volkes hat auch die Volkskunde eine entscheidende Neuausrichtung ihrer Gehalte und Ziele erhalten. In einem Aufsatz „Zur Stellung der Volkskunde in der Gegenwart" schreibt Fehrle: „Unsere Kultur kann in ihrem Wesen nur erkannt werden, wenn wir sie in den Grundlinien geschichtlich durchschauen, deshalb wenden wir uns rückwärts und erforschen, welche Erscheinungen nicht nur Augenblickswerte haben, sondern wesentlich sind. Daraus werden wir ihre Richtung sehen und auch Weisungen für die Zukunft geben können. Denn wir suchen ja das Alte nicht auf, weil es alt ist, sondern nur soweit, als es uns bodenständig, gut und unserem eigensten Wesen entsprechend erscheint und so lebensvoll, daß es uns auch für Gegenwart und Zukunft etwas bedeuten kann."[39] Somit ist also das Alter allein noch kein Maßstab zur Wiedererweckung, und eine Belebung ist nicht im Sinne einer bloßen Nachahmung gedacht. Nur was der völkischen Gegenwart dient und ihr entsprechend umgestaltet werden kann, soll bewahrt werden und neue Gestaltung erfahren. Es geht bei all dem um die Erkenntnis der Gesetze des Volkes und um eine zukünftige Gestaltung, aber nie um ein bloßes Wiederbeleben und Nachahmen.

Im Mittelpunkt der Arbeit muß für die deutsche Volkskunde wie für die deutsche Volkssoziologie stets die Gegenwart stehen. „So wollten es die geistigen Väter beider Wissenschaften, Möser und Riehl, so will es in unsern Tagen selbst ein aufs stärkste historisch arbeitender Volkskundler wie Eugen Fehrle, dessen historische Studien darauf hinauslaufen, die verschiedenen, die germanische Grundlage des deutschen Volkstums überschichtenden antiken, christlichen und anderen Elemente zu erfassen in der Absicht, die tragende ‚arteigene' Grundlage allen deutschen Volkstums bloßzulegen und sie für die Gestaltung der Gegenwart wie der Zukunft fruchtbar zu machen."[40]

Die Volkskunde behandelt die Erscheinungen des Volkslebens nicht für sich abgesondert, sondern in engem Zusammenhang mit dem übergeordneten Ganzen. Sie betrachtet z. B. das Bauernhaus in organischer Einordnung zu Familie, Stamm, Landschaft, Dorf. An der Bauweise der Höfe und Häuser erkennen wir, wie die Menschen in den verschiedenen Gegenden leben und denken. Besondere Bedeutung gewinnt das Dorf in seiner ganzen Anlage und Fluraufteilung.

Die Volkskunde beschäftigt sich u. a. mit der Vielfalt der deutschen Stämme und Landschaften und untersucht von jedem Stamm die Eigenheit und be-

[38] Eugen Fehrle, Die Volkskunde im neuen Deutschland: Oberd. Zeitschr. f. Volksk., 7, 1933. S. 1.

[39] „Heimatarbeit und Heimatforschung", Festgabe für Christian Frank, München 1927.

[40] Adolf Bach, Deutsche Volkskunde, ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben, Leipzig 1937, S. 53.

Digitized by Google

sondere Leistungskraft für die gesamte Kultur. Daraus kommt sie auf die gemeingermanische, allen zukommende Eigenart, und aus dem bunten Reichtum, wie er sich in diesen Eigenschaften offenbart, zeigt sie das Gemeinsame, das all diese einzelnen Stämme besitzen.

Sie befaßt sich mit allen volkstümlichen Bereichen wie Volksglaube, Volksrecht, Volksmedizin, Volkskunst, Volkssprache, Volksbrauch, Volkslied, Volkstracht, Volkstanz usw. In alledem handelt es sich um die blut- und bodengebundene geistig-seelische Grundhaltung, um die bodenständigen Elemente eines Volkes, um die Ewigkeitsgehalte der jeweiligen Erscheinungen. Dabei ist zu betonen, daß diese Untersuchungen sowohl für das Land als auch für die Stadt gelten. Denn auch in der Stadt lebt deutsches Volkstum, das große Bedeutung hat. Das Volkstum der Stadt ist zwar anderer Art, aber ebenso berechtigt wie das des Bauerntums. Deshalb darf die wissenschaftliche Volkskunde nicht achtlos an den formenden Volkstumskräften der Stadt vorübergehen; denn schließlich umfaßt die Volkskunde die Gesamtheit des Volkes und sein ganzes Brauchtum. Daß dabei die Pflege des bäuerlichen Volkstums im Vordergrund steht, braucht nicht hervorgehoben zu werden; denn da ist der Mutterboden des Volkstums und Brauchtums, und da wird auch stets der unversiegbare Nährboden bleiben; letztlich kommt doch alle Kraft, auch für die Stadt, aus dem Bauerntum.

Der Führer schreibt in seinem Buch über den Bauernstand als Grundlage der Nation: „Schon die Möglichkeit der Erhaltung eines gesunden Bauernstandes als Fundament der gesamten Nation kann niemals hoch genug eingeschätzt werden. Viele unserer heutigen Leiden sind nur die Folge des ungesunden Verhältnisses zwischen Land- und Stadtvolk. Ein fester Stock kleiner und mittlerer Bauern war noch zu allen Zeiten der beste Schutz gegen soziale Erkrankungen . . ."[41] Der Bauer steht mit seinem ganzen Tun immer in Verbindung mit dem organischen Leben, woraus ihm stets Kräfte zufließen. So wird er zum Urgrund des Volkes, das vom Bauerntum neue Nahrung erhält.

Beim Bauern fanden auch die Überfremdungen nicht so schnell Eingang wie beim Städter. Das Landvolk hat seine seit Jahrhunderten und Jahrtausenden bei den Ahnen üblichen Feste und Volksbräuche bis heute vielfach bewahrt. Dieses Bauerntum, das uns in Sitte und Brauch altes Kulturgut überliefert, müssen wir alle kennen und verstehen. Über die alten Volksfeste schreibt Fehrle: „Die alteingewurzelten Jahresfeste des deutschen Volkes, die aus bäuerlicher Kultur kommen und sich dort am meisten erhalten haben, zeigen in ganz Deutschland, von Helgoland bis nach Tirol, von Königsberg bis zum Oberrhein und über die Grenzen hinaus, soweit deutsches Volk wohnt oder deutsche Kultur ausstrahlt, tiefgehende Übereinstimmungen. Wohl haben Landschaft und gemeinsames Erleben den Festen hier diese, dort eine andere Prägung gegeben, die Haltung, die dahinter steht, die Ur-Sachen und die Vorstellungen sind im Grunde genommen immer wieder dieselben. Sie sind gemeingermanisch und können in unserer Geschichte bis in die Frühzeit unseres Volkes zurückverfolgt werden. Vielfach sind sie auch zu belegen bei anderen

[41] Adolf Hitler, Mein Kampf, S. 151.

Digitized by Google

arischen Völkern, in den Weden der alten Inder, in der Religion der Perser, in dem bäuerlichen Jahreslauf der alten Römer, besonders aber bei den uns nahestehenden alten Griechen. Damit sind sie erwiesen als altarisches Erbgut.

Die Volksbräuche, vor allem die Jahresfeste, sind die besten Zeugen für die altgermanische Art und Sitte. Das Volkstum, das sich in ihnen offenbart, ist die Verkörperung unserer Eigenschaften und Fähigkeiten."[42]

Es sind zwar im Laufe der Zeit viele Einflüsse hinzugekommen. Um diese Überfremdungen durch die Mittelmeerkultur und das Christentum klar zu erkennen und zur germanischen Wurzel zu dringen, ist eine Kenntnis unseres eigenen Volkstums unbedingt erforderlich. Diese Kenntnis übermittelt die Volkskunde. „Sie untersucht im Unterschied zur Geschichte weniger die Ereignisse deutschen Geschehens in ihrem Verlauf, sondern spürt den treibenden Kräften nach, die im völkischen Leben bestimmend sind, und sucht so auf die Ursprünge deutschen Lebens und Schaffens zu kommen. Einflüsse von außen, die der deutsche Wissenschafter oft mehr betrachtet hat als die Ursprünge und ihre Weiterwirkungen, beobachtet der Volkskunder zunächst als Überfremdungen, untersucht dann, ob und wie sie deutsches Wesen umgestaltet haben und wie weit sie der Entwicklung der deutschen Volksseele schädlich sind und ausgemerzt werden müssen."[43]

So wird die Beschäftigung mit dem „Mutterboden der Kulturnation" (Dieterich), mit der Geschichte gemeinsamer Erbanlagen zu einer nationalen, wichtigen Angelegenheit von erzieherischem und politischem Ausmaß. Von hier aus wird sich auch die Stellung bestimmen, die der Volkskunde und der völkisch-politischen Anthropologie im Ringen der Wissenschaften um das neue Menschenbild zugewiesen werden.

Zum Schluß fassen wir noch einmal kurz zusammen: Die Volkskunde betrachtet die äußeren Lebensformen nicht nur an sich; sie sucht sie in Beziehung zu setzen zu Fühlen und Denken der völkischen Gemeinschaft, die in Blut und Boden verwurzelt ist. Das Erkennen unseres Volkstums ist also nicht Selbstzweck. „Wissen ist auch hier nur Sinn, soweit es zur Kraft werden kann für die Artung unseres Volkes. Das Wissen soll in uns das Bewußtsein unserer Art eindeutig zum Ausdruck bringen und stärken, und aus dem Bewußtsein wächst die Liebe zum Volkstum. Für die Führenden ist dies Bewußtsein ein Hinweis auf die Richtung, die sie gehen müssen. Denn die Erbmasse ist für die Kultur jedes Volkes richtungweisend. Wer sie nicht kennt, wird an keiner Stelle mit Erfolg führen können."[44]

So ist die Volkskunde der völkisch-politischen Anthropologie eng verwandt, ihre Schwester, mit der sie gleichen Zielen zustrebt.

[42] Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, S. 101. S. auch P. C. Tacitus, Germania. Herausgegeben, übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Eugen Fehrle, 3. Auflage 1939. In diesen Erläuterungen versucht Fehrle zu zeigen, inwiefern das, was Tacitus als germanisches Volkstum schildert, bis heute weiterlebt. Auch in seinem Buch „Deutsche Hochzeitsbräuche" 1936, verfolgt er die einzelnen Sitten und Bräuche bis in die germanische Frühzeit zurück (Jena 1937).

[43] Eugen Fehrle, Deutsche Feste, S. 102.

[44] Eugen Fehrle, Deutsche Feste, Vorwort S. III.

Digitized by Google

Welcher Brauch ist mit dem alten Namen „Räderschieben" oder „Radscheiben" gemeint?

Von **Ernst Christmann**, Kaiserslautern.

Alb. Becker[1] und Walter Diener[2] setzen „Räderschieben" als gleichbedeutend mit „Notfeuer", d. h. nach ihnen bezeichnet es nicht ein regelmäßig wiederkehrendes Jahresfeuer (z. B. an Sonnwend oder um Fasnacht oder Ostern), sondern ein Feuer, das nur ausnahmsweise, nämlich in einer Notzeit, etwa aus Anlaß einer Seuche entfacht wurde und dann auf eine ganz besondere Art. Ersterer betrachtet die Anschauung, daß das alte Wort auf die in der Fastenzeit oder um die Sommersonnwende den Berg herabrollenden Feuerräder zu beziehen sei, ausdrücklich als eine alte Verkennung. Ich muß auf Grund von Belegen, welche beiden anscheinend nicht zur Verfügung standen, und auf Grund einer Überlegung, welche ich anstellen werde, zu einer andern Auffassung gelangen. Die will ich hier darlegen und begründen.

Soweit ich sehe, stützen Alb. Becker und W. Diener ihre Deutung auf einen und denselben Beleg, den Bericht des Pfarrers von Winterburg vom Jahre 1575[3], „in den Gemeinden Gebroth und Allenfeld habe man noch ohnlängst Räder geschoben und Notfeuer gemacht", W. Diener fügt noch aus einem Werk von Brack über die evang. Kirche zwischen Rhein, Mosel, Nahe und Glan hinzu: „An vielen Orten unseres Bezirkes war, um das Rindvieh gegen Seuchen zu schützen, das Räderschieben oder das Notfeuer im Brauch". Aber Brack selbst sagt das „Räderschieben oder Notfeuer" anscheinend nur dem Pfarrer von Winterburg nach, dessen Bericht er wiedergibt.

Auch aus dem Zweibrücker Land wird 1558 unter „gemeinen Mängeln und Mißbräuchen, so hin und wider eingerissen"[4] neben Johannesfeuer, Lehenausrufen, „Pfingstbesammeln", nächtlichen Tänzen usw. ausdrücklich „Räderschieben" aufgeführt. (Ich mache hier schon darauf aufmerksam, daß dafür aber — allenfalls vom Lehenausrufen abgesehen — nichts von Fasnachtsbräuchen erwähnt ist.) Dagegen darf ich nun zwei Be-

[1] Alb. Becker, Pfälzer Volkskunde (Bonn 1925), 326.

[2] Walter Diener, Hunsrücker Volkskunde (Bonn 1925), 239.

[3] A. a. O. bei Becker und Diener.

[4] Zweibr. Kirchenvis.-Bericht in: „Blätter für pfälz. Kirchengesch." 1926, S. 56 und „Obd. Zeitschr. f. Volkskd.", 1939, 31 ff.

Digitized by Google

lege anfügen, die unser Wort in leichter Abwandlung enthalten und auch zugleich bei genauerer Betrachtung etwas über das Wesen des Brauches aussagen. Bezirksoberlehrer Alb. Zink (in Erdesbach a. Glan) fand im Kirchenbuch der Gemeinde Achtelsbach (Kr. Birkenfeld) aus dem Jahre 1577 folgende Eintragung: „Hoc anno gaben die groben und wilden Baußen dem teufliſchen Bacho ein Feſt der Faſtnacht, mit freſſen, ſauffen, Eier heiſchen, ſpringen, Daußen und pfeiffen drommen auch radſcheiben gleich den Heiden gewaltiglich gehalten." Dazu gesellt sich aus der nassau-saarbrückischen Herrschaft Ottweiler a. d. Blies[5] aus den Jahren 1574 bzw. 1618: „Auch das Rathſcheiben, Lenchen ausruffen und daß Mägde und Knechte um dieſelbe Zeit einander zum Wein führen, wat ebenſo wenig geſtattet." Das Zeugnis aus Achtelsbach ordnet ganz unzweifelhaft das „Radscheiben" in die auf die Fasnacht festgewordenen Bräuche ein. Mit dem Radscheiben in der Herrschaft Ottweiler kann es sich nicht anders verhalten. Im Gebiet um Saarlautern-Merzig westlich davon und weiterhin im anschließenden Raume Lothringens und des Landes gegen Trier hin ebenso wie im Raume um Koblenz-Köln her sind in alter und neuer Zeit mit dem Lehenausrufen oder dem „Mailehen" Feuer verbunden, und zwar in der fasnachtlichen Zeit; mit „alter Zeit" meine ich im engeren Sinne das 16. Jahrhundert. Für diesen Zeitabschnitt wie für die heutige Zeit erbringen Nik. Fox[6] und A. Wrede[7] klare Beweise, ebenso ergibt sich aus Dieners Werk[8], daß auch im Hunsrückgebiet der gleiche Brauch ehemals in der hintern Grafschaft Sponheim daheim war — die Belege nennen die Jahre 1567 und 1608 —; folglich haben wir für den ganzen Raum von Lothringen bis zum Niederrhein ehemals Lehenausrufen oder Mailehen zur Fasnachtszeit in Verbindung mit einem Feuerbrauch bezeugt, und zwar vom 16. Jahrhundert bis in unsere Tage. Wohl wird heute meistens ein Holzstoß entzündet, aber Nießen[9] gibt uns eine Schilderung aus den einander gegenüberliegenden Orten Mettlach und Keuchingen, daß man dort am Schlusse auch zwei brennende Teertonnen, also einen modernen Ersatz für brennende Räder, den Berg hinabgerollt habe. Weiter könnte ich noch einen oder zwei Orte aus der gleichen Gegend hinzufügen, wenn ich meine Belege nicht seit meinem Abmarsch aus Saarbrücken bei Beginn des uns von England aufgezwungenen Krieges am 3. September 1939 verlegt oder verloren hätte, und die würden zeigen, daß man dort bis in unsere Tage beim Lehenausrufen auch brennende Räder rollen läßt.

Dann beweisen meine oben aufgeführten Belege, daß „Radscheiben" gleichzusetzen ist mit dem Hinabrollen eines brennenden Rades von einer Höhe, und zwar in unseren Fällen bei einem Fasnachtsbrauch. Das wäre aber gerade

[5] Nassau-Saarbr. Kirchenordnung f. d. Herrschaft Ottweiler (a. d. Blies) vom Jahre 1574, erneuert 1618, Inhaltsangabe.

[6] Nik. Fox, Saarl. Volkskunde, 480 f.

[7] A. Wrede, Eifler Volksk., 2. Auflage, 219, u. A. Wrede, Volksk., 2. Auflage, 264 ff.

[8] W. Diener, Hunsr. Volksk., 235.

[9] Nießen, Sagen und Geschichten v. d. Saar (1924), 136 ff.

Digitized by Google

die Deutung, die Alb. Becker an der schon genannten Stelle als falsch bezeichnet, während er dafür auf Grund seines Beleges „Notfeuer" als allein richtige Deutung gelten läßt. Wie verträgt sich beides miteinander? Oder ist das eine ein solcher Widerspruch zum andern, daß es dasselbe ausschließt?

Zunächst wollen wir die beiden Namen „Räderschieben" und „Radscheiben" genauer unter die Lupe nehmen! Ersteres scheint ohne Zweifel eine Zusammenrückung aus „Räder schieben" zu sein. Aber werden denn Räder wirklich „geschoben", nicht vielmehr gerollt oder gedreht? (Je nachdem die Bewegung eine Drehung an Ort oder ein Fortrollen ist.) Also scheint schon die Ausdrucksweise nicht ganz richtig zu sein. Dagegen ist „Radscheiben" ganz klar. Entweder haben wir es von mhd. r a t s c h î b e ‚Reif, Spielreif' (wie ihn Kinder mit einem Stecken zu treiben pflegen), auch ‚Scheibe als Rad' (statt eines Rades mit Felgen und Speichen) abzuleiten, dann bedeutet „Radscheiben" dasselbe wie Rad- oder Räderrollen und in unserm Fall also Rollen eines Feuerrades, oder wir gehen von mhd. e i n r a t s c h î b e n aus, d. h. ‚ein Rad rollen' oder allenfalls ‚ein Rad drehen', zumeist aber das erstere. Nun legt uns sowohl Alb. Becker als auch W. Diener an den angegebenen Stellen ausführlich dar, wie man das „Notfeuer" durch Drehen eines Rades oder eines Balkens auf einem Rade entfachte; es werden noch weitere alte Belege für diese Notfeuer-Entzündung beigebracht, und Alb. Becker leitet daraus auch noch einen Sinn des Wortes Notfeuer ab, der vielleicht am kürzesten mit „Reibefeuer" wiedergegeben werden kann. Mir scheint nun „Räderschieben" eine jüngere Umbildung aus älterm „Radscheiben" bzw. mhd. r a t s c h î b e n zu sein, da es die Sache schlechter trifft als dieses.

Wenn „Radscheiben" und damit auch „Räderschieben" zunächst im allgemeinen das Rollen oder Drehen eines Rades oder von Rädern bezeichnet, dann ist der von W. Diener und Alb. Becker angeführte Beleg nur ein Fall einer Bedeutungseinschränkung auf eine besondere Art von „Radrollen" oder vielmehr „-drehen", nämlich bei der Erzeugung eines Notfeuers. Ich darf dann aber die Frage aufwerfen, ob nicht auch andere Brauchtumsfeuer, also das an Fasnacht wie das zur Zeit der Sommersonnwende, ehemals in altertümlicher Weise entzündet wurden, und ich bin dazu berechtigt, weil ja bei uns — und sicher anderswo auch — bis auf den heutigen Tag die Osterfeuer bei der katholischen Pfarrkirche ebenfalls noch in altertümlicherer Weise entfacht werden, nämlich mit Feuerstein und -stahl und Zunder. Es wird aber niemand behaupten wollen, daß nun etwa „Zunderfeuer" — ich will den Ausdruck einmal prägen — nur mit „Osterfeuer" gleichgesetzt werden könnte. So nehme ich also an, daß auch das zu besonderen Not- und Seuchenzeiten, also von Fall zu Fall angewandte „Notfeuer" sowohl wie auch in älterer Zeit die regelmäßigen Jahresfeuer in gleicher Weise entfacht wurden, und zwar in einer der älteren Zeit entsprechenden Weise. Dann konnten sie darnach eine gleiche Benennung erhalten. Aber ich glaube durch meine Belege oben erwiesen zu haben, daß wir durchaus berechtigt sind, auch, ja vorzugsweise „Räderschieben" oder „Radscheiben" im Sinne von regelmäßigen Jahresbräuchen zu deuten, bei denen man von einer Höhe ein brennendes Rad herabrollte, in jenen beiden Fällen bestimmt in der fasnachtlichen Zeit, in der man auch die Lehen ausrief.

Digitized by Google

Zu guter Letzt darf ich aber darauf hinweisen, daß man „Notfeuer" auch in ganz anderer Weise entfachte, ohne daß überhaupt ein Rad notwendig war, nämlich durch Drillen eines Stabes aus trockenem, weichem Holz, der in waagrechter Lage in Löchern ruhte, die man in zwei in den Boden gepflanzten Stämmen angebracht hatte. In Paul Herrmanns Werk „Altdeutsche Kulturgebräuche"[10] wird es im Bilde dargestellt, und zwar für das Jahr 1900 aus dem Hannöverschen. Dieses und ihm entsprechende Notfeuer anderer Gegenden konnte man gewiß nicht „Räderschieben" oder „Radscheiben" nennen. Kommt dort ebenfalls die Benennung für einen Brauch oder für Bräuche vor, dann muß es sich um ein wirkliches Räderrollen handeln, wie ich es dargelegt und erläutert habe. Es wäre also wertvoll zu erfahren, ob auch sonstwo „Räderrollen" und „Radscheiben" nachweisbar ist als Name und als Brauch und wie man dort Notfeuer oder andere Feuer in altertümlicherer Weise entzündete.

[10] Verlag Diedrichs 1928, 35.

Die große Freiheit.

Was verstehe ich unter der großen Freiheit? Darunter verstehe ich unsre ganze Volkstümlichkeit in ihrer einigen, in ihr selber abgeschlossenen Unversehrtheit und in ihrer den Fremden Achtung gebietenden Stärke: daß wir als Volk geschlossen zusammenhalten, daß kein fremdes Volk unter dem Titel der Befreiung und Beglückung sich in unsre Familiensachen mischen dürfe.

Dies ist unser erster, größter Gesichtspunkt. Die kleinere eben auch angedeutete Freiheit, die aber die menschlichste ist, und deren Güter die schönsten und mannigfaltigsten sind, und wodurch die große Freiheit allein würdig bestehen kann — die werden wir uns nun und nimmermehr wieder nehmen lassen; aber sie würde nimmer behauptet werden können, wenn Fremde unter uns mitzusprechen oder gar zu herrschen hätten.

Ernst Moritz Arndt.

Digitized by Google

Zu Grundfragen der italienischen Volkskunde.

Von Dr. Ferdinand Herrmann, Heidelberg.

1. Während die großen Vorkämpfer volkskundlichen Forschens sich stets bewußt waren, daß die Wissenschaft, die sie begründeten, eine Kulturwissenschaft ist, machte sich im Zuge der vielfältigen Fortschritte auf naturwissenschaftlichem Gebiete und der Hand in Hand damit gehenden Ausrichtung der Philosophie nach naturwissenschaftlichen Grundsätzen auch in der Volkskunde, sowohl hinsichtlich ihres Zieles wie auch in der Arbeitsweise und nicht zuletzt in der Terminologie, vielerlei aus den Bezirken naturwissenschaftlicher Ordnung breit. Dazu kam, daß die verwandte Nachbarwissenschaft, die Ethnologie, von ihrem bedeutsamen Wegbereiter und Theoretiker Bastian stark in naturwissenschaftliches Fahrwasser geriet und bei dem doch im Großen gleichen Ziel eine Beeinflussung der Volkskunde von dieser Seite her nicht ausbleiben konnte. So war es nicht verwunderlich, daß die „Elementargedanken" Bastians, die völkerpsychologische Gedankenwelt der Kreise um die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft", die materialistische Überschätzung der Umwelt, des „Milieus", die letzten Wellen, herrührend von jenem Sturm der Französischen Revolution, getragen von den Auffassungen der Enzyklopädisten, bald an den Mauern der Volkskunde brandeten und da und dort große Lücken rissen, durch die jenen Ideen nun Zutritt in die Bereiche der Volkskunde wurde.

Was sie mitbrachten, braucht im einzelnen nicht aufgezählt zu werden. Die Grundhaltung zu den Dingen wurde durch sie auf das stärkste beeinflußt; sie wurde geradezu zum Gegenteil von dem, was bisher als richtungsweisend galt. Der starre Materialismus, der unter der Flagge des Positivismus allenthalben Eingang fand, gewann auch in der Volkskunde an Boden. Letzte Ausläufer von Aufklärerdünkel fanden Ausdruck in Prägungen wie „Aberglauben", „primitive Gemeinschaftskultur" und ähnlichen, die sich nicht nur nicht hielten, sondern vereinzelt zu verhältnismäßig später Zeit sogar eingeführt wurden. Von einsichtigen Forschern wurde gegen manches dieser „Fachwörter", die nur allzu deutlich die dahinterstehende Grundhaltung offenbarten, der Kampf aufgenommen[1]. Was m. E. in ihnen mit unerbittlicher Offenheit zutage tritt, ist das Starr-Materialistische, das sich hier manifestiert. Als besonders grasses Beispiel nenne ich das „gesunkene Kulturgut". Abgesehen

[1] Eugen Fehrle, Grundfragen der Volkskunde. Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 4 (1930), 81—88.

Digitized by Google

von den vielen anderen berechtigten Einwänden, die gegen diese Prägung schon erhoben wurden, scheint mir insbesondere das jedem tatsächlichen und wirklichen Leben Abgewandte das Verhängnisvollste an ihr zu sein. Denn liegt ihr nicht eine Auffassung zugrunde, die im Letzten die Kulturgüter wie Museumsgegenstände behandelt, Museumsgegenstände, die von einem Schrank nach einem anderen, von einem Stockwerk einer Sammlung nach einem tiefer oder höher gelegenen verbracht werden? Hat man diese Übertragung, insonderheit das „Absinken", festgestellt, ist man zufrieden. Der Kern volkskundlicher Fragestellung, nämlich, daß diese Kulturgüter von Kulturen getragen werden, deren Art und Wesen in erster Linie zu untersuchen sind, und daß die Aufnahme bzw. Ablehnung solcher Kulturgüter nicht in der Hand des sie in einen Glaskasten einräumenden Museumsmannes liegt, sondern eben im Wesen der betreffenden Kultur, wurde dabei übersehen.

Wie schon angedeutet, wurden gegenüber solchen im Kerne schon falschen wissenschaftlichen Auffassungen des Wesens der Volkskunde und den daraus sich ergebenden Fehlgriffen in der Forschungsweise schon rechtzeitig immer wieder Stimmen laut. Und, was noch bezeichnender ist, nicht nur theoretisch — als Kampf um die „Methode" — sondern noch viel mehr in der Praxis blieben viele Forscher bei der für eine Kulturwissenschaft allein in Frage kommenden Methode des historischen Arbeitens. Diese geschichtlich vorgehende Arbeitsweise hat in der deutschen Volkskundeforschung schon schöne Erfolge gezeitigt; man denke nur beispielsweise an die Erforschung des Weihnachtsbaumes, die uns seine Geschichte heute schon über einen größeren Zeitraum freilegte.

Doch jenseits von solchen Bestätigungen aus dem Material, spricht für die historische Arbeitsweise im Bereiche der Volkskunde allein schon die Überlegung, daß jede Kultur etwas Fließendes ist und ihr das allem Lebenden gemeinsame Dynamische anhaftet, was zunächst in ihrer Geschichte greifbar wird. Daß man dabei nicht stehen zu bleiben braucht und vor allem auch dem Biologischen und dem rassisch Begründeten sein Augenmerk zu schenken hat, wird man sich stets bewußt bleiben müssen. Die Annäherung der — roh gesagt — zwei Forschungsrichtungen, die sich im Augenblick in der Ethnologie zu vollziehen scheint, und die Abkehr von einer einseitigen Prinzipienreiterei nach Jahrzehnten des Kampfes um die „Methode" darf als Vorbild begrüßt werden[2]. Die Ebene, auf der die Einigung möglich wird, ist die Auffassung der Kultur als etwas Seelisches, und die gemeinsame Abwehrfront richtet sich gegen eine Betrachtungsweise, die nur das Materielle sieht, seine „Übertragungen" und seine Wandlungen, ohne den seelischen Hintergründen Aufmerksamkeit zu schenken.

2. In der italienischen Volkskundeforschung ist, abgesehen von den frühen Vorläufern, deren Verdienste ausschließlich in ihrer einzigartigen Sammlertätigkeit liegen (Giovanni Francesco Straparola, Giambattista Basile) und der im Gefolge der Romantik auch in Italien erwachten Zuwendung zu

[2] Vgl. R. Thurnwald, Methoden in der Völkerkunde. In: Kultur und Rasse, Otto Reche zum 60. Geburtstag, herausgegeben von M. Hesch und G. Spannaus, München/Berlin 1939, 420—428.

Digitized by Google

Volkslied und Volkspoesie (vgl. im einzelnen das Kapitel „Die Volkskundeforschung in Italien" in meinen „Beiträgen zur italienischen Volkskunde", Heidelberg 1938, Seite 4—7), als ihr eigentlicher Begründer Guiseppe Pitrè zu nennen. Daß in der Grundlegung der neuen Wissenschaft er, der Arzt, stark im Banne der damals einflußreichen englischen Anthropologenschule stand, ist nur zu verständlich. Er ist in vielem mit Bastian zu vergleichen. Der gleiche Fleiß, die gleiche Liebe zur Wissenschaft beseelten ihn und ließen das umfangreiche und gigantische Lebenswerk entstehen, das man immer wieder mit Ehrfurcht und Staunen bewundern wird. So sehr Pitrè auch der psychologischen Betrachtungsweise aufgeschlossen war — kennzeichnenderweise schlug er für die in Italien ursprünglich übliche Prägung folklore den Ausdruck demopsicologia vor, den er namentlich für die wissenschaftliche Forschung und Auswertung des gesammelten Materials angewendet wissen wollte — so wenig vergaß er, den geschichtlichen Grundlagen der einzelnen Erscheinungen nachzugehen und die inneren Zusammenhänge herauszustellen. Das scheint mir besonders bemerkenswert, da es deutlich zeigt, wie, selbst bei theoretischer Zuneigung zum naturwissenschaftlichen Forschen, er sich doch stets der Notwendigkeit historischen Arbeitens bewußt blieb. Von Pitrè wie von vielen anderen italienischen Forschern, die seinem Beispiele folgten, wurde so ein reiches geschichtliches Material zur italienischen Volkskunde zusammengetragen. Über das Volksdrama z. B., auch über den Karneval, sind von hier aus bemerkenswerte Aufschlüsse zu erlangen. Dessenungeachtet steht, wenn wir die Gesamtheit des noch zu Leistenden uns vor Augen halten, die italienische Forschung hier noch am Anfang und als erste und vordringlichste Aufgabe darf die der gründlichen historischen Vertiefung der verschiedenen Erscheinungsformen angesehen werden, eine Aufgabe, deren Wichtigkeit ich schon an anderer Stelle ausgesprochen habe und die, so hoffe ich, auch aus den folgenden Ausführungen deutlich wird.

Die Fragen, die in dieser Hinsicht der Lösung harren, sind außerordentlich reizvoll. Namentlich in bezug auf das Brauchtum und die Feste bedürfen noch mannigfache Dinge der Aufhellung, die einzig und allein durch historisches Arbeiten zu erlangen ist. Abgesehen von den allgemeinen, eben angedeuteten Gesichtspunkten, kommt darüber hinaus diesem kulturhistorischen Forschen auf italienischem Boden noch eine besondere Berechtigung aus folgenden Gründen zu. Einmal sind wir durch die Schriftsteller des Altertums in einer derartig überreichen Weise über die verschiedensten Verhältnisse, über Volksglauben, Brauch, Sitte, Magie usw., unterrichtet, wie es auch nicht einmal annähernd etwa bei unseren Vorfahren der Fall ist. Zweitens haben in außergewöhnlichem Maße gerade in Italien historische Ereignisse, heldenhafte Taten, sieghafte Befreiungen und ähnliches, den Festkalender bestimmt. Das Städtische spielt hier eine ungleich bedeutsamere Rolle als anderswo; die Städte mit ihrem eigenen Staatswesen entfalteten, wie bekannt, in der Vergangenheit ihre eigenen Feste, deren Gepräge sie ihnen verliehen und deren Sinn sie von lokalen Begebenheiten herleiteten. Die italienische Volkskunde hat daher insbesondere mit dem Lokalpatriotismus der einzelnen Städte zu rechnen, der allenfalls mit jenem des alten Griechenlandes zu vergleichen ist. Ihm kam

Digitized by Google

auch die Kirche in weitgehendem Maße entgegen, indem sie in dem ihr eigenen diplomatischen Einfühlungsstreben den Städten eigene Heilige schenkte und damit dem städtischen Stolze schmeichelte. Ein Weiteres kommt hinzu: dieser Lokalpatriotismus wuchs nicht erst im Mittelalter oder in der Renaissance, er bestand schon im Altertum. Und hier galt es für die Kirche anzuknüpfen. Wo ein geschätztes Heiligtum, etwa einer Muttergottheit, mit bestimmtem Brauchtum bestand, übernahm sie so ziemlich alles, was sie vorfand, versuchte, so gut es eben ging, es ins Christliche zu wandeln — oftmals in einer überaus äußerlichen Weise — und machte daraus eine Marienwallfahrt. Als aufschlußreiches Beispiel darf hier nur an die Wallfahrt zur Madonna von Monte Vergine erinnert werden. Zu dem Berge pilgerten schon im Altertum die Bewohner der Umgebung, insonderheit die Neapolitaner; er galt schon damals als heiliger Berg. Und auch im Altertum erhob sich hier bereits ein Tempel, ein Kybele-Tempel, der noch im Ausgange der Kaiserzeit eine große Anziehungskraft ausübte und immer wieder Wallfahrer anlockte. An Stelle der Kybele trat dann unter kirchlichem Einflusse Maria und, genau wie ehedem, ziehen heute die Neapolitaner auf den Berg, um das Heiligtum zu besuchen.

Besondere Beachtung erheischen die Übergänge, Wandlungen und Verwischungen alter Züge; gerade hier sind eingehende und gründliche Forschungen unerläßlich. Manche dankenswerte Vorarbeiten liegen vor, die im übrigen am deutlichsten den Wert solcher Studien offenbaren. Bezeichnend scheinen mir in dieser Hinsicht die Beziehungen zwischen dem Isiskulte und den Prozessionen zu Ehren der heiligen Agatha. Die Feiern um das Navigium Isidis hatten natürlicherweise einen rein maritimen Charakter, sie haben noch im 4. Jahrhundert und möglicherweise sogar später stattgefunden. Das Christentum setzte an die Stelle der Isis die heilige Agatha. Wie bei der Isisprozession zog nun die Agathaprozession von Catania jedes Jahr zum Meere. Im Laufe der Zeit wurden diese Beziehungen zum Meere aber immer mehr verwischt, und aus der heutigen Form der Prozession vermag man nur schwer die alten Züge zu erkennen, die aber tatsächlich bestanden haben und eben durch eine Erforschung der Geschichte des Agathakultes aufgedeckt wurden. Wie stark im übrigen selbst in Einzelzügen eine Ähnlichkeit zwischen Isis und Agatha vorhanden ist, beweist m. E. allein schon die Verehrung der Brüste, die wir bei beiden nachweisen können: von den Feierlichkeiten zu Ehren der Isis wird von goldenen Brüsten berichtet, die bei der Prozession getragen wurden, genau wie bei der Agatha den Brüsten noch heute besondere Verehrung zuteil wird, die allerdings, der Legende gemäß, mit ihrem Martyrium in Verbindung gebracht wird.

3. Beim Vordringen in die frühgeschichtlichen Verhältnisse wird man den Ergebnissen der Erforschung der Volksgeschichte nicht entbehren können und von der wissenschaftlichen Durchdringung der einzelnen Völkerschichten bedeutsame Aufhellungen erwarten dürfen. Die indogermanischen Völkerschaften verdienen in dieser Beziehung besondere Aufmerksamkeit. Unter diesen zunächst die Italiker. Als sie auf die Halbinsel kamen, fanden sie hier eine Bevölkerung vor, die, wie wir mit ziemlicher Sicherheit sagen dürfen, vorwiegend mediterraner Rasse war. Was die Italiker auszeichnete und was m. E. vor

Digitized by Google

allem Beachtung erheischt, sind die Terramaren, die Pfahldörfer, wie sie von ihnen vornehmlich in der mittleren Poebene errichtet wurden. Hier, in der Poebene, siedelten sich hauptsächlich die italischen Umbrer an. Sie sind es, auf die die dort vorgefundene Pfahlbaukultur zurückzuführen ist. Wenn wir die Verhältnisse uns vor Augen führen, auf die sie dort stießen und die wir aus Berichten erschließen können, so wird das grundsätzlich Neue, ihnen Eigene, sie Auszeichnende besonders offenbar. Denn nach den Berichten von Polybios und sogar noch von Strabo sind für die Gegenden, in denen sich die Umbrer ausdehnten, weite und dichte Forste, riesige Eichenwälder, anzunehmen, die, wollte man hier Feldbau und Viehzucht betreiben, zunächst sehr im Wege standen und zähes Arbeiten forderten, um ihren Bestand einzudämmen und den Boden für die Landwirtschaft zu erobern. Daß diese Arbeiten die Umbrer nicht scheuten, kennzeichnet sie und ihre Art. Sie waren ein bäuerliches Volk, dem das Bäuerliche derartig in Fleisch und Blut übergegangen war, daß auch die stärksten Hindernisse sie nicht davon abbringen konnten. Dazu kommt ein Zweites, das zu berücksichtigen ist. Es ist wahrscheinlich, wenn nicht sogar sicher, daß die Italiker da und dort schon Pfahlbauten vorfanden, aber diese unterscheiden sich wesentlich von den Terramaren, die nun von ihnen hier gebaut wurden. Denn waren jene lose und mehr oder weniger einfach hingestellte Bauten, so wuchsen unter den Händen der Italiker Siedlungen, deren Ordnungsprinzip immer wieder auffällt — und dies ist es, was uns als hervorragend wichtig erscheint. Der Sinn für die dörfliche Gemeinschaft, für die Ordnung dieses Gemeinwesens tritt hier fraglos zutage und charakterisiert dieses Volk, das hier seine Wohnsitze aufschlägt. Dürfen wir darin nicht die Grundlagen und frühesten Ansätze zu jenen Entwicklungen des Städtewesens suchen, das wir in der italienischen Geschichte immer wieder verfolgen können? Diese beiden Hauptwesenszüge — das Bäuerliche und der damit eng verknüpfte Sinn für das Gemeinwesen — treten uns übrigens bestätigend häufig auch in den Mythen der Italiker entgegen; in ihnen, diesen starken Fundamenten bäuerlicher Organisation, möchten wir eine Schicht sehen, die nie ganz verdeckt wurde, eine Quelle, von der immer wieder auf italienischem Boden Kraftströme ausgehen und zu Zeiten des Niedergangs oder Verfalles neue Auftriebe brachten[3].

Es ist hier nicht beabsichtigt, auf alle die Schichten und Völkerströme, die über die italische Halbinsel sich ergossen, einzeln einzugehen. Das Etruskertum, über dessen Rasse wir in jüngster Zeit durch die Ausführungen Eugen Fischers[4] nähere Aufschlüsse erlangten, bedürfte auch in volkskundlicher Hinsicht näherer Erforschung. Wie der Typ des Etruskers in seinem ehemaligen Bereich noch heute existiert, so hat sich hier in vielen volkskundlichen Erscheinungsformen ohne Zweifel auch Etruskisches erhalten. Daß von den mannig-

[3] H. Gmelin („Italien"; in: Kultur der romanischen Völker, Handbuch der Kulturgeschichte, herausgegeben von H. Kindermann, noch im Erscheinen begriffen) hat in jüngster Zeit mit besonderem Nachdruck auf das Bäuerliche in seiner Bedeutung in der Geschichte des italienischen Volkes hingewiesen.

[4] E. Fischer, Zur Rassenfrage der Etrusker. Sonderausgabe aus den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften, phys.-math. Kl. 1938, XXV, Berlin 1938.

Digitized by Google

sachen germanischen Zuströmen überall Spuren, nicht nur im Hinblick auf die Rasse, sondern auch auf Glaube, Brauch und anderen Dingen des Volkes, zu beobachten sind, steht außer Zweifel. Wie im Sprachlichen, wo durch Arbeiten wie die Gamillschegs und Walter von Wartburgs (Die Entstehung der romanischen Völker, Halle/S. 1939) wir in letzter Zeit zu einer gewissen Klarheit gelangten, so ist auch von der Volkskunde her eine Erweiterung oder zumindest Bestätigung unserer Anschauungen zu erlangen. Der Aufbruch der Langobarden um 568, ihre Besitzergreifung von Verona und Mailand, ihr Zug nach Pavia, wo sie den Sitz ihrer Herrschaft aufschlugen, haben nicht nur Oberitalien das verhältnismäßig stärkere nordische Rassegepräge gegeben, sie spiegeln sich in vielen volkskundlichen Gütern. In den Volksredensarten taucht hier z. B. noch Frau Berchta auf: zur Kennzeichnung alter, längst verflossener Zeiten pflegt man da und dort zu sagen: Non è piu il tempo che Berta filava. Daß diese Berta che filava il lino Frau Berchta ist, darf als sicher angesehen werden. Die häuslichen Künste, die die langobardischen Frauen aus ihrer Heimat mitbrachten, entnehmen wir dem Wortschatze, in dem sie einwandfrei ihre Spuren hinterließen. Und in kultgeschichtlicher Hinsicht lassen sich ebenso deutlich diese Spuren verfolgen. Die Reiterheiligen, vorab Michael, kennzeichnen den Weg der Langobarden, der bis nach Apulien hinunter sich in dieser Beziehung abhebt, bis zur Kultstätte des Heiligen auf dem Monte Gargano, wo der Heilige den Langobarden in ihrem Kampfe gegen die Griechen einst Beistand geleistet haben soll. Dieser Zug der Langobarden verdiente von volkskundlicher Seite eine ausführliche Darstellung, denn die Beeinflussung und Umschichtung, die er im italienischen Volkstume mit sich brachte, steht einzigartig in der Geschichte der germanischen Wanderungen nach dem Süden.

4. Bei allem historischen Arbeiten wird man, wie schon anfangs angedeutet, sich freilich stets bewußt bleiben, daß es nur Mittel, nur eines der Mittel, ist, und es somit nicht Selbstzweck volkskundlicher Forschung werden darf. Das Ziel aller volkskundlichen Bemühungen liegt jenseits der Geschichte eines Volkes, liegt hinter den mannigfachen Ausprägungen in Mythos, Märchen, Sage, Volkskunst, Brauch und Sinnbild; es ist die Seele eines Volkes. Die Seele eines Volkes zu ergründen, sich ihr zumindest zu nähern, das ist die erste und vornehmste Aufgabe der Volkskundeforschung, eine Aufgabe, die von den Großen unserer Wissenschaft immer wieder ausgesprochen wurde.

Dem Volkskundeforscher, der sich mit dem Wesen und der Art seines eigenen Volkes befaßt, kommt die Gleichartigkeit im Fühlen und Denken, das gleiche Blut, das in seinen Adern rollt, bei diesem Forschen entgegen; er wird, wenn er ein echter Sohn seines Volkes ist, alle die vielfältigen unaussprechbaren und unausgesprochenen Dinge am unmittelbarsten ahnen, und in seiner Darstellung werden sie immer wieder mitschwingen. Der Volkskunder, der sich mit einem anderen, jedoch artverwandten Volke wissenschaftlich beschäftigt, wird in gleicher Weise aus diesem Quell seines Innern schöpfen. Wie ihm allerdings manches verschlossen bleiben wird, so wird er manches aufzeichnen, was ihn neu und seltsam und fremd anmutet, was er nicht kennt und was vielleicht dem Erforscher des eigenen Volkes nie auffallen würde. Die Vorzüge und Nachteile sind offenbar. Gegenüber dem Ethnographen, dessen Studien zu-

Digitized by Google

meist artfremden Völkern zugewandt sind, haben beide das Verstehen, gegründet auf arteigenes oder artverwandtes Empfinden, Denken und Fühlen voraus. Allen, den Volkskundern wie den Ethnographen, gemeinsam ist das Ziel: die Erforschung der Seele eines Volkes.

Ist dem Forscher dieses Ziel stets gegenwärtig, so wird er bei jeder Betrachtung volklicher Äußerungen den seelischen Zügen, insonderheit der Haltung, aus der diese Äußerungen gewachsen sind und die sie bestimmen, sein Augenmerk schenken; er wird suchen, etwa bei den Festen eines Volkes die Gemeinsamkeiten herauszustellen, die immer wieder bei dem betreffenden Volke zu beobachten sind und in denen sich die seelischen Züge offenbaren. Gerade hier treten von Volk zu Volk, auch bei Verwandtschaft, bei ein und demselben Feste Unterschiede auf, die in außergewöhnlichem Maße Wesenhaftes freilegen; ich darf hier nur beispielsweise an das Weihnachtsfest erinnern, dessen Gegenüberstellung mit jenem, wie es das italienische Volk feiert, das Gesagte besonders deutlich erscheinen läßt. Solche Vergleiche, bei denen der Nachdruck auf die Art und Weise, auf das W i e des Feierns und Begehens eines Festes oder Brauches liegt, verdienen in erster Linie Beachtung. Sie sind zumeist aufschlußreicher als die viel häufiger von der vergleichenden Völkerpsychologie durchgeführten Gegenüberstellungen oftmals sehr äußerlicher materieller Dinge.

5. Auf eine andere Sache möchte ich noch den Blick lenken und bei dieser Gelegenheit sei mir auch ein Wort in eigener Angelegenheit gestattet, das allerdings beansprucht von grundsätzlicher Bedeutung zu sein.

Für mich beschränken sich die Aufgaben der Wissenschaft nicht in einem Häufen von Parallelstellen und Literaturnachweisen. Das Sammeln von Material ist immer wichtig und die Angabe dieser Ergebnisse und der Quellen ebenfalls. Eine möglichst lückenlose Darstellung aller, auch der kleinsten und unbedeutendsten Erscheinungsformen wird man von dem Bearbeiter etwa eines Stichwortes in einem Handwörterbuch mit Recht verlangen. Damit komme ich zur Kritik.

Ob man in einer Buchbesprechung, ohne neue Gesichtspunkte zu bringen, den schon in dem betreffenden Buche reichlich angeführten Belege und Tatsachen noch weitere anfügt, ist Sache des Geschmacks des Rezensenten und außerdem oftmals von seinem mehr oder weniger wohl sortierten Zettelkasten abhängig. Im ganzen ist dagegen nichts zu sagen. Fragwürdig wird aber die Angelegenheit, wenn der Besprecher damit den Eindruck erweckt, Neues auszusagen oder gar dem zur Besprechung stehenden Werke entgegenzuhalten. Noch fragwürdiger wird eine Kritik, wenn sie „erklärt", was in einem Buche schon erklärt ist, ohne zu betonen, daß sie hierin dem Verfasser folgt[5].

[5] Die unmittelbare Veranlassung zu diesen Bemerkungen zur Buchkritik gibt eine Besprechung meiner „Beiträge zur italienischen Volkskunde". Ich habe lange gezögert, zu dieser Besprechung Stellung zu nehmen, zumal da sämtliche andere, bis jetzt vorliegende Besprechungen meiner „Beiträge" diesen gerecht werden und die Rezensenten durchweg erkannten und anerkannten, was ich wollte. Besonders freute mich neben den Urteilen der deutschen Fachkameraden, wie sie z. B. in der Zeitschrift für Ethnologie, im Baeßler-Archiv, in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien usw. zum Ausdruck kamen, auch die anerkennen-

Digitized by Google

6. Zum Schlusse noch eine grundsätzliche Bemerkung zur italienischen Volkskunde. Wenn ich oben von der materialistischen Blickrichtung einer gewissen Forschergruppe sprach, so wollte ich damit wesentlich die Behandlungsweise treffen, die einzelne Sachgüter losgelöst von ihren Kulturen betrachtet, nicht aber die wissenschaftliche Erforschung der Sachkultur eines Volkes. Während jene „Methode" immer Gefahr laufen wird, in gewissen dinglichen Formen und Gütern Kriterien für einzelne Kulturen zu sehen, so darf die Bearbeitung der Sachkultur eines Volkes als eine der wichtigsten Aufgaben volkskundlicher Forschung gelten. Auch hier sind in Italien neben vielerlei erwähnenswerten Ansätzen noch zahlreiche Arbeiten zu leisten. Sowohl in den großen Volkskundesammlungen Italiens wie auch in verschiedenen Völkerkundemuseen anderer Länder (so z. B. in Deutschland in den Völkerkundemuseen von Berlin und Hamburg) harrt reiches Material der Bearbeitung. Das faschistische Italien hat zudem auf Tagungen und Ausstellungen immer

den Worte, die einer der berufensten Kenner italienischer Volkskunde, Professor Raffaele Corso, sowohl in einem persönlichen Schreiben an mich wie auch in seiner Besprechung in seinem Archivio per la raccolta e lo studio delle tradizioni popolari italiane meiner Arbeit widmete. Da sich aber in der oben erwähnten Besprechung, für die G. Vidossi als verantwortlich zeichnet, die Fehlanzeigen, Mißverständnisse und falschen oder schiefen Angaben geradezu häufen, möchte ich doch mit ein paar Worten darauf eingehen.

Diese falschen oder fehlerhaften Angaben finden sich gleich im ersten Abschnitt der Besprechung, wo von zwei Aufsätzen von mir über neapolitanische Zugtieramulette die Rede ist. Obwohl ich diese Aufsätze selbst erwähnte und genau die Zeitschriften nannte, wo sie erschienen sind, und zwar dies nicht versteckt, sondern gleich im ersten Abschnitt des Vorwortes, und diese Angaben in meinen Anmerkungen auf S. 69 wiederholte, wird als Erscheinungsort für die beiden Aufsätze nur die eine Zeitschrift angeführt, während die andere nicht zitiert wird (es ist übrigens die Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 7, 1933, 56 f.)

Wie Herrn Vidossi dies entging, so entgingen ihm viele andere, bedeutend wesentlichere Punkte meiner Arbeit und letztlich, wie ich wohl sagen darf, die Gesamthaltung der Arbeit überhaupt. Ich greife willkürlich zur Illustration zwei Fälle heraus. Der erste mag die oben gekennzeichnete Art des „Erklärens" von Dingen, die in einem Werk schon erklärt sind, verdeutlichen.

Ich habe in meinen „Beiträgen" in einem der einführenden Abschnitte des Hauptteiles die Entwicklung des Kalenders der Römer aus seiner Lunarorientierung zu seiner Lunisolar- und schließlich zu seiner Solarform ausführlich besprochen und vor allem die hervorragende Bedeutung des 1. März als Jahresanfang herausgestellt. Ich schrieb dort: „Das alte Naturjahr der Römer ebenso wie der es ablösende, von den Griechen übernommene Lunisolarkalender, der noch vor der Sonnenrechnung in Gebrauch war, begannen mit dem 1. März. Frühlingsanfang und Jahresanfang fielen damit in der ältesten Zeit zusammen . . . Dies ist zu berücksichtigen und besonders bei den Frühlingsfesten des italienischen Volkes im Auge zu behalten." Die Bedeutung des März als Anfangsmonat des alten Naturjahres und seine außergewöhnliche Stellung im Zuge der Monate kamen dazu noch in meiner Darstellung in einer eingehenden Weise zum Ausdruck. Dies ist der Tatbestand, und was macht nun Herr Vidossi? Er wiederholt zunächst bei der Besprechung des Monats März alles, was ich bereits in meiner Arbeit ausführlich und eingehend ausgesprochen und eben nur kurz angedeutet habe, „erklärt" also noch-

Digitized by Google

wieder gezeigt, daß sein besonderes Augenmerk dieser Sachkultur gilt. Der Aufsatz von P. Scheuermeier „Sachkundliche Beiträge zur Gewinnung des Olivenoels in Italien" in dem Donum natalicium Carolo Jaberg messori indefesso sexagenario (Zürich, Leipzig 1937, 1—24) wie auch der früher erschienene über die „Wasser- und Weingefäße im heutigen Italien" (Bern 1934) lassen eine ausgezeichnete Durchführung des in Vorbereitung befindlichen sachkundlichen Illustrationsbandes des AIS. erhoffen. In dieser Beziehung sind neben den Arbeiten Scheuermeiers noch die von G. Rohlfs, M. L. Wagner (für Sardinien) und natürlich die von Jaberg und Jud für den AIS. als grundlegend zu nennen (vgl. „Der Sprachatlas als Forschungsinstrument", Einführungsband des AIS., Halle 1928, und „Methode der Sachforschung", Vox Romanica, 1, 334—369). Arbeiten wie die Fritz Krügers und Wilhelm Gieses auf dem Gebiete der westromanischen Sachkultur (Frankreich, Spanien) sind in diesem Zusammenhange als vorbildlich zu erwähnen.

---

mals die besondere Bedeutung des März aus seiner früheren Rolle als Anfangsmonat des alten Naturjahres, um dann schließlich den Eindruck zu erwecken, als ob sich dies alles aus meiner Darstellung, wie er wörtlich schreibt, nur „vermuten läßt"!

Das andere Beispiel, das ich noch herausgreifen möchte, ist ebenso kennzeichnend für die Art seiner Besprechung. Im Vorwort meiner „Beiträge" schrieb ich: „Eine Darstellung der italienischen Frühlingsbräuche, wie sie diese Arbeit bietet, gibt es weder im Deutschen noch im Italienischen", wobei ich anschließend „die ausgezeichnete Abhandlung von Hermann Usener über Italische Mythen" erwähnte und betonte, wie ein gewisser Zug des italienischen Frühlingsbrauchtums durch diese bekannt wurde. Diese Bemerkung glaubt Herr V. „teilweise" dahingehend berichtigen zu müssen, daß er noch Pitrè und Mannhardt anführt. Wie sehr ich Pitrè und sein Werk schätze und dessen Bedeutung kenne, dürfte jedem vorurteilsfreien Leser meiner Arbeit klar geworden sein. Wie in allen seinen Werken, geht Pitrè auch in seinen Feste primaverili (Catania 1902), auf die Herr V. anscheinend besonders abhebt, von den sizilianischen Verhältnissen aus, die ich immer dann, wo ich auf die unerreichte Schilderung von Pitrè verweisen konnte, in meiner Gesamtdarstellung der italienischen Frühlingsfeste nicht weiter wiedergegeben habe. Was Mannhardt in diesem Zusammenhange zu tun hat, ist ganz unerfindlich. Daß er „Beiträge zur italienischen Volkskunde" oder eine Darstellung der italienischen Frühlingsfeste geschrieben hat, läßt sich doch schwerlich behaupten. Man denkt allenfalls an seine „Wald- und Feldkulte" oder die „Germanischen Mythen" oder die „Mythologischen Forschungen". Wenn Herr V. allerdings eines dieser Werke gemeint haben sollte, dann hätte ich sogar noch eine Anzahl anderer nennen müssen und er hätte gleich eine ganze Liste aufstellen können.

Auf die übrigen „Randbemerkungen" des Herrn V. gehe ich nicht ein. Im ganzen kann zu der Besprechung nur gesagt werden, daß das meiste, was Herr V. in meiner Arbeit nicht fand, tatsächlich darin steht und von allen Besprechern beachtet und festgestellt wurde.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Entgegnung.

In der nämlichen überheblichen Art und unter noch viel mehr offenen und versteckten Beleidigungen, als er dies schon in seiner „Besprechung" meines Buches (Zeitschrift der Savignystiftung, Bd. 58) getan, ohne selbst damals von mir angegriffen gewesen zu sein, versucht P. H. Stemmermann, meine Zurückweisung seiner unberechtigten Angriffe, die ich in meiner Schrift „Schwaben und schwäbische Siedlungen in Baden" gebracht habe, neuerdings in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde (1938, S. 168—170) zu entkräften. Dieses neueste schriftstellerische Erzeugnis von 3 Seiten trägt zwar die Überschrift „Zu Karl Hofmann ‚Die germanische Besiedelung in Nordbaden'", behandelt aber nur in etwa dem ersten Drittel mein Buch, dessen Titel er nicht einmal genau angibt; dieser lautet nämlich „Die germanische Besiedelung Nordbadens!"

Stemmermann nennt seine Ausführungen in der Zeitschrift der Savignystiftung „rein sachlich". Nun ein Beispiel für seine reine Sachlichkeit. Meine sinngemäße Übersetzung der auf den Mons Piri bezüglichen Stelle aus Ammianus Marcellinus, schreibt er, „kann man wohl als Fälschung bezeichnen". In meinen Augen aber ist diese Stemmermannsche Sachlichkeit eine persönliche Beleidigung! Ein weiteres Zeugnis seiner „Sachlichkeit" ist die Beschuldigung, ich habe die Inschrift des Heidelberger Cimbrianussteins falsch zitiert. Nach einem derartigen Vorgehen braucht sich Stemmermann nicht zu wundern, daß ich in meiner erwähnten Zurückweisung etwas deutlicher wurde.

Stemmermanns „Vorgehen und Geisteshaltung" (ich gebe ihm damit seine eigenen Ausdrücke nur zurück!), zeigt sich in seinem neuesten Erzeugnis (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde) erst im wirklichen Licht, wenn er jetzt sogar wörtlich schreibt: „Ich bezeichne Hofmanns Übersetzung als bewußte Fälschung!" Diese noch gröbere Wiederholung obiger persönlichen Beleidigung erlaubt sich derselbe Herr Stemmermann, der selbst den Wortlaut meiner Übersetzung fälscht, indem er sagt: „Hofmann übersetzt: (auf dem Berg Pirus) . . ." In meinem Buch steht die richtige Übersetzung: „Auf dem Berg des Pirus." Gemeint ist damit der heutige „Heilige Berg" bei Heidelberg. Den von „in monte Piri" abhängigen Relativsatz: „qui locus barbaricusest" übersetze ich sinngemäß mit „Der ein heiliger Ort der Barbaren (gemeint sind die Alemannen!) ist. Denn das lat. „Locus" kann bedeuten: Ort, Platz mit Gebäuden, sogar Ortschaft! Nach dem Zeugnis der beiden auf dem Berg gefundenen Inschriftplatten befand sich aber auf dem Berg unter anderm eine zimbrisch-germanische Kultstätte, also ein Heiligtum; demnach war er ein heiliger Ort! Ohne dem lateinischen Ausdruck Gewalt anzutun, darf man also so übersetzen. Aber nach Stemmermanns Ansicht habe ich mir dabei eine bewußte Fälschung erlaubt! Weiter schreibt Stemmermann: „Hofmann aber spricht, nachdem er das ‚heilig' einmal willkürlich (so!) seiner Übersetzung beigefügt hat, von da ab nur noch von der german. Thingstätte auf dem Heiligen Berg". Daß ich ihm dazu nebenbei noch eines Fachmanns Feststellung (Gropengießer, Mannheimer Geschichtsblätter 1920, Sp. 111) ins Gedächtnis gerufen habe, scheint Stemmermann wieder vergessen zu haben. Eine Übersetzung aber, die am Wort klebt, ohne den Sinn auch wiederzugeben, nenne ich eben schülerhaft, trotz der Berufung auf namhafte Gelehrte, deren Sinngebung Stemmermann nicht zu ahnen scheint. Wenn er aus Ludwig Schmidt (Die Westgermanen) ein Zitat erwähnt, vorausgesetzt, daß dies richtig ist, so dürfte ihm viel-

Digitized by Google

leicht bekannt sein, daß auch sogar schon noch größeren Gelehrten gelegentlich einmal ein Fehlurteil in grotesker Form aus der Feder geflossen ist. Jedem Kritikaster aber sei endlich noch die Beurteilung im Wortlaut mitgeteilt, die das amtliche Organ des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte und Hauptstelle Vorgeschichte der NSDAP. („Germanenerbe", 2. Jahrg., Heft 6, Juni 1937) schreibt: „Der Verfasser hat zur Erforschung der germanischen Frühgeschichte Südwestdeutschlands den Siedlungsraum des Rhein-Main-Neckargebietes mit Hilfe der Sprachwissenschaft untersucht. Durch Feststellung von Hunderten als germanisch anzusehenden Orts- und Flurnamen, die er den Zimbern, Sweben und Alemannen zuschreibt (Zusammensetzungen mit Zimmern —heim, ingen), führt er den Nachweis, daß Südwestdeutschland seit dem 2. Jahrhundert v. d. Ztr. ohne Unterbrechung germanisch besiedelt ist. Die Schrift bringt wertvolle Ergänzungen zu den Befunden der Vorgeschichtswissenschaft, mit denen ihre Ergebnisse übereinstimmen."

In nahezu zwei Dritteln seiner Ausführungen weicht Stemmermann vom Thema ab und spricht darin von meiner Schrift „Schwaben und schwäbische Siedelungen in Baden. Heidelberg 1938." Die „Erschütterung", die ihn während des Lesens dieser Schrift befiel, so daß er sie beiseite legte, wie er sagt, offenbart sich tatsächlich auch in seinen darauffolgenden Bemerkungen.

Die bekannte Stelle aus des Tacitus Germania Kap. 39 übersetze ich sinngemäß, ohne dem Wortlaut Gewalt anzutun: „Nachdem von Volkswegen (also im Namen des Volkes!) ein Mann (durch Betäubung) zu Fall (und in einen Sargstein) gebracht worden ist." Meine auf Grund der neueren Forschung in Klammern gesetzten erläuternden Erklärungen nennt Stemmermann „frei erfunden"! Allein bei der Übersetzung dieser Stelle befinde ich mich mit dem bekannten Forscher auf dem Gebiete der germanischen Frühgeschichte, Wilhelm Teudt, (Die Externsteine als germanisches Heiligtum: Jena 1934. S. 54—57) in allerbester Gesellschaft. W. Teudt äußert sich zu der erwähnten Stelle: „Bedauerlich ist, daß deutsche Übersetzer den von Tacitus beachtenswert vorsichtig gebrauchten Ausdruck ‚caedere', der erst in der Übertragung ‚töten' bedeuten kann, im gewöhnlichen Sinne aber mit ‚fällen', ‚niederschlagen', ‚umlegen' übersetzt werden muß, bedachtlos steigern und mit ‚schlachten' wiedergeben. Ihnen liegt der Gedanke offenbar noch fern, wie schlecht bezeugt das germanische Menschenopfer überhaupt ist. Die Ehrfurcht vor Greuelberichten, wenn sie nur aus klassischer Feder stammen, ist immer noch erstaunlich." Herrn Stemmermann ist Teudts Schrift wohl gar nicht bekannt, sonst könnte er mir in Bezug auf die Übersetzung und Erklärung der Tacitusstelle nicht sogar auch noch — man höre und staune — freimaurerische Gedankengänge unterschieben!

In seinen darauffolgenden Ausführungen will St. mir ebenfalls „Ungenauigkeit" nachweisen. Doch gelingt ihm dies schlecht, und der Vorwurf fällt auf ihn selbst zurück. In meiner Schrift „Schwaben und schwäb. Siedelungen" habe ich (S. 16) den Aufsatz erwähnt von A. Hund (Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Neue Folge 32, 45), in dem dieser Forscher erklärt: Daß nur Alemannen und nicht Franken (wie Stemmermanns Besprechung in der Zeitschrift der Savignystiftung behauptet), als Gründer und Namengeber der elsässischen Heimorte in Betracht kommen." Nun zitiert aber Stemmermann die genannte Oberrhein. Zeitschrift falsch, einmal als NF. 71 u. 73, das andere Mal als NF. 73 Seite 111! Eine Neue Folge dieser Zeitschrift Bd. 73 gibt es überhaupt nicht. Hunds Aufsatz: „Wanderungen und Siedelungen der Alemannen" beginnt NF. Bd. 32, 45 und folgt in Fortsetzung und Schluß in NF. Bd. 34, 300—316 und 423—464! „Merkwürdig" und als weiteren Beweis für meine „Ungenauigkeit" findet St. auch eine Stelle aus meiner Schrift Seite 15. Während jedem Unbefangenen beim Lesen sofort klar ist, daß es sich bei dem in Frage kommenden Satz um eine Zwi-

Digitized by Google

schenbemerkung handelt, die natürlich auch in Klammern hätte gesetzt werden können, ist dieser einfache Gedanke dem „Kritiker" Stemmermann nicht gekommen. Wenn ich, der 12½ Jahre in Pforzheim und 25 Jahre in Karlsruhe dienstlichen Wohnsitz hatte und demnach diesen ganzen Siedlungsraum genau kennt, in meiner Schrift schreibe, „zwischen Karlsruhe und Pforzheim liegen Knielingen, Ettlingen, Grötzingen, Söllingen, Remchingen (Flurname), Wilferdingen, Nöttingen, Ellmendingen, Dietlingen, Ersingen, Ispringen, Brötzingen und Eutingen", so geht daraus doch für jeden andern Leser, außer Stemmermann, klar hervor, daß von mir der Kürze halber jener ganze Siedelungsraum nur durch die Namen der beiden großen Städte bezeichnet wurde. In seiner bekannten Art aber greift St. aus den dreizehn Namen nur die drei Orte Knielingen, Ettlingen und Eutingen heraus, um mir vor den Lesern damit Ungenauigkeit vorzuwerfen! Zudem grenzen die Gemarkungen Knielingen und Ettlingen an das Karlsruher Stadtgebiet und Eutingen an dasjenige von Pforzheim! Wer ist in Wirklichkeit ungenau? Hier wiederhole ich mit viel mehr Recht Stemmermanns Frage: „Ist hier nicht der Ausdruck ‚Ungenauigkeit' noch mild?" Soviel über seine grundlosen Nörgeleien.

Wie oben schon erwähnt, legte Stemmermann ohne weitere Besprechung, wie er (Oberdeutsche Zeitschrift, 12. Jahrg., Seite 178) zugibt, meine Schrift „erschüttert beiseite". Darum sei wenigstens hier in Kürze auf ihren Inhalt hingewiesen. Der erste Abschnitt gibt zunächst einem archäologischen Einzelgänger die nötige Belehrung über mein Buch „Die germanische Besiedelung Nordbadens"; darauf wird dann im zweiten Abschnitt in ausführlicher Untersuchung über die Namen Schwaben (Sueben) und Alemannen nachgewiesen, daß „Alemannen" eigentlich kein germanischer Volksname, sondern ein von den Römern infolge eines Mißverständnisses dem Schwabenvolk gegebener Beiname ist. Weiterhin zeigt die Untersuchung mit höchster Wahrscheinlichkeit, daß auch der Name „Semnonen" auf ein Mißverständnis von seiten der Römer (des Tacitus) zurüzuführen ist. Endlich behandelt die Schrift die Siedelungen der frühen und späten Schwaben (Sueben und Alemannen), indem die Gründung der —ingen-Orte den ersteren, die der —heim-Siedelungen im allgemeinen den letzteren zugewiesen wird. Der Schlußabschnitt (Nachwort) ist dann der bereits erwähnten Besprechung von P. H. Stemmermann aus der Zeitschrift der Savignystiftung gewidmet.

Heidelberg, im Oktober 1939. Karl Hofmann.

Schlußbemerkung.

Herr Dr. Stemmermann verzichtet auf eine Entgegnung, da er infolge der Kriegsverhältnisse nicht in der Lage ist, diese auszuarbeiten. Brieflich teilt er mit, daß er mit dem Ausdruck Fälschung, an welchem sich Herr Hofmann offenbar besonders gestoßen hat, eine Irreführung bezeichnen wollte, mindestens bei Lesern, welche die betreffende Stelle im Urtext nicht kennen. Im übrigen hält er seine Beurteilung des Hofmannschen Buches nach wie vor aufrecht. Eugen Fehrle.

Heidelberger „Kultfiguren aus Blei".

Die Heidelberger „rätselhaften Kultfiguren aus Blei", von denen A. Wannenmacher in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde XI, 1937, 141—142, berichtet, finden ihr Gegenstück oder Vorbild in einem der Bretagne entstammenden Figurentyp, der sich in der Bretonischen Sammlung des Museums für österreichische Volkskunde zu Wien verschiedenemal findet: Arthur Haberlandt, Beiträge zur bretonischen Volkskunde (Ergänzungsheft 8 zu Band 18 der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Wien 1912, 34—35). Wenn die Heidelberger Figuren nicht Nachahmungen darstellen, wie sie ein geschickter Fälscher nach echten

Digitized by Google

Stücken erwiesenermaßen schuf, so könnten die vielleicht als Weihegaben auf den Heiligenberg gelangten Stücke von französischen Kreuzfahrern — an ihrer Spitze König Ludwig VII. — dahin gebracht worden sein, deren Weg sie im Jahre 1147 quer durch Süddeutschland führte und auch unweit des Heiligenberges vorüberzog: von Worms aus gegen den Main und die Donau, vielleicht die alte Nibelungenstraße. Über Einzelheiten des Weges und des dann völlig mißlungenen Kreuzzugs selber unterrichtet Hermann Schreibmüller, Französische Kreuzfahrer quer durch Süddeutschland im Jahre 1147, in: Die ostbairischen Grenzmarken 1928, 40—46. Mag die Erklärung, auf welchem Wege die französischen Votivfiguren in unsere Gegend kamen, auch nur eine Vermutung darstellen, sicher sind es die gleichen Typen, die uns dort in der Bretagne und hier am Neckar begegnen; ich glaube, wir brauchen in den Heidelberger Stücken des Kurpfälzischen Museums keine Fälschungen zu erblicken.

Heidelberg. Albert Becker.

Bücherbesprechungen.

Wilhelm Grönbech, **Kultur und Religion der Germanen,** herausgegeben von Otto Höfler, ins Deutsche übertragen von Ellen Hoffmeyer, 2 Bände. 1. Band 1937, 343 Seiten, 2. Band 1939, 337 Seiten, Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg. Jeder Band 11 RM. kart., 12 RM. in Leinen.

Diese Bände gehören zu den grundlegenden Werken über germanisch-deutsche Kultur. Es ist deshalb sehr dankenswert, daß sie aus dem Dänischen ins Deutsche übersetzt worden sind. Der 1. Band hat folgende Abschnitte: Friede, Ehre, Ehre als Seele der Sippe, Heil, Heil als das Leben der Sippe, die Welt, Leben und Seele, die Kunst des Lebens, die menschliche Seele. Die Seele des Menschen ist die Seele der Sippe. Geburt, Tod und Unsterblichkeit, der Neiding, das Reich der heillosen Toten, der Aufbau der Sippe, Genealogie. Der 2. Band umfaßt die Abschnitte: Kleinode, das Siegesschwert, Name und Erbe, Gabentausch, Kauf und Pfand, Tischgemeinschaft, Heiligkeit, der Tempel, um den Bierkessel, Gebet und Opfer, um Erntesegen und Frieden, Spiel und Gelübde, das Blot, das schöpferische Fest, die Götter. Dann folgt ein ausführlicher Exkurs über das kultische Drama mit den Abschnitten: Das primitive Drama, der Kampf mit dem Jötun, die Schöpfung, die Symbolik der heiligen Stätte, die Völuspa, Sippengötter und Kultgötter, das Drama als die Geschichte der Sippe. Bei aller Gründlichkeit hat G. überall den Blick auf das Ganze gerichtet.

Beide Bände enthalten eingehende Anmerkungen und Belege, der zweite Band außerdem ein Namen- und Sachregister.

Das Buch legt den Grund zu einer für viele Forscher und Laien neuen Auffassung germanischer Haltung: Hinter allem Tun steht die Zuversicht, daß das Heil nie aufhöre. Von solcher Hoffnung sind die Glaubensäußerungen und Bräuche des germanischen Volkes erfüllt. Grönbechs Werk wird der Zukunft grundlegende und äußerst wertvolle Anregungen zum Forschen geben. Es darf als eines der großzügigsten Bücher über germanische Kultur und Religion bezeichnet werden. Jeder Band ist in sich geschlossen und wird auch einzeln geliefert.

Eugen Fehrle.

Germanien, Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens 1938, 416 Seiten. Berlin C 2, Raupachstraße 9, Ahnenerbe-Stiftung-Verlag.

Diese von Dr. J. O. Plaßmann geleitete Zeitschrift führt von ihrem Hauptgebiet, der germanischen Vorgeschichte öfters über zur deutschen Volkskunde auch

Digitized by Google

unserer Zeit, d. h. sie geht von der richtigen Erkenntnis aus, daß wir gar keinen Einschnitt machen dürfen zwischen der germanischen Frühgeschichte und unseren Verhältnissen, wenn wir das Volkstum betrachten. Denn das Volkstum können wir in seinem Wesen nur erfassen, wenn wir es geschichtlich in seinem Werden, seinen Überfremdungen und der sich trotz allem gleichbleibenden Haltung verfolgen. Wohl ist es notwendig, daß die Wissenschaft Frühgeschichte und Volkskunde trennt, weil kein Einzelner beide Gebiete forschend ganz umspannen kann. Aber die Forscher der beiden Gebiete müssen sich immer dessen bewußt sein, daß sie zusammen gehören, daß sie beide Gebiete behandeln müssen, auch wenn sie auf dem einen mehr aufnehmend sein müssen. Für jeden Volkskunder ist es deshalb Pflicht, mit der Frühgeschichte in Verbindung zu bleiben; eine gute Führung dorthin gibt ihm die Zeitschrift Germanien.

Eugen Fehrle.

Karl Haushofer und Hans Roeseler, **Das Werden des deutschen Volkes.** Von der Vielfalt der Stämme zu der Einheit der Nation, mit 145 Bildern und 72 Karten, Berlin, Propyläen-Verlag, 569 Seiten.

Dies Sammelwerk hat folgenden Inhalt: Paul Zaunert, Der Stammesbegriff in der deutschen Geschichte; Otto Scheel, Das Werden der deutschen Stämme. Von den westgermanischen Völkerschaften zum fränkischen Staat; Georg Schnath, Geschichte und Schicksal der Niedersachsen und Friesen; Erich Keyser, Der deutsche Nordosten von der Elbe bis zur Narwa; Friedrich König, Einheit und Vielgestalt der Franken; Rudolf Kötzschke, Seßhaftigkeit und Stammesneubildung im mitteldeutschen Raum. Vorstoß nach Obersachsen; Fritz Machatschek, Das Sudetendeutschtum, Landschaft und Siedlung; Rudolf Craemer, Das Sudetendeutschtum, Raum und Reich; Will-Erich Peuckert, Schlesien und die Schlesier; Albrecht Haushofer, Der Alpenraum in der deutschen Geschichte; Friedrich Metz, Der deutsche Südwesten; Karl Haushofer, Das Schicksal des altbayrischen Stammes; Rupert v. Schumacher, Die Ostmark und der Donauraum; Hans Roeseler, Die Ausbreitung der Deutschen in der Welt.

Die beigegebenen Bilder sind sehr schön, die Karten veranschaulichen das Gesagte gut.

Wir behandeln die Stämme heute nicht nur rückschauend aus geschichtlichen Gründen, sondern zugleich vorwärtsschauend; wir wollen die deutschen Eigenschaften der Stämme erkennen und damit den Aufbau des Reiches auch für die Zukunft fördern. Dabei gehen wir aus von der Einheit des germanischen Volkstums und gehen hinaus auf die Einheit des deutschen Volkstums, wie sie das Reich Adolf Hitlers verkörpert, zusammenschließt und festigt. Mit Recht tritt man der falschen Anschauung entgegen, daß am Anfang unserer Entwicklung die Stämme anzunehmen seien. Das ist eine vollständige Unmöglichkeit. Nie wäre daraus die Einheit des germanischen Volkstums, wie wir sie vor allem in Sitte, Brauch und Sprache haben, möglich gewesen. Das haben schon die römischen und griechischen Schriftsteller gewußt. Sie setzten germanisches Volkstum als selbstverständliche Einheit voraus. Wohl war dies Volkstum damals nicht zu einem Staate geeint, sondern tritt uns nach den frühesten Berichten als Vielheit von Gruppen und Stämmen entgegen. Zaunert sagt dazu: „Es darf uns... nicht irremachen, daß dieses Volkswesen als eine Vielheit von Gruppen erscheint, daß es zunächst und auf lange Zeit hin, nur in solchen besonders benannten kleineren Einheiten, Völkerschaften auf dem geschichtlichen Schauplatz handelt. Diese Spielgruppen treten unter wechselnden Namen auf, das Bleibende und Treibende ist das Germanentum."

Das Werk charakterisiert die einzelnen Volksgruppen, zeigt aus ihrer geschichtlichen Entwicklung den Einklang zwischen Blut und Boden, der sich allent-

Digitized by Google

halben bildet und das deutsche Volkstum so vielfältig und reich gestaltet, verliert nie den Blick für das Volksganze als das wesentlich Bestimmende. Für Volkskunde, Geschichte, Politik, kurz für jeden, der die Entwicklung unserer Nation vom Volkstum aus sehen will und gewillt ist, am Neuaufbau des Reiches mitzuarbeiten, besonders auch für unsere Schulen und Lehrer aller Art, sei das Buch auf das wärmste empfohlen.

Eugen Fehrle.

Robert Beck, **Schwebendes Volkstum im Gesinnungswandel,** eine sozialpsychologische Untersuchung. (Schriftenreihe der Stadt der Auslandsdeutschen, herausgegeben in Verbindung mit dem Deutschen Ausland-Institut von Hans Joachim Beyer.) Stuttgart, W. Kohlhammer, 1938, 76 Seiten.

Beck spricht nach einer Einführung über Gesinnung und Volk, behandelt dann methodische Fragen, dann Funktion und Dynamik der Gesinnung, Gesinnungswandel in Beziehung zu Mächten und Wertbindungen, die innere und äußere Gesinnungskonstellation der „Schwebenden Familie", Gesinnungsbefund bei „Schwebenden Volksangehörigen" der mittleren und älteren Generation, Phasen des Gesinnungswandels, unechten Gesinnungswandel, die Gefährdung der jüngsten Generation.

Beck liegt es daran, die Urkräfte des Handelns in einem Volkstum herauszuarbeiten und zu zeigen, was zu Bindungen und was zu Auflösungen führt.

Das Buch ist methodisch ausgezeichnet und wird viel Anregung bringen für die Betrachtung der Völker, die zwischen zwei großen Nationen wohnen, gibt aber auch sonst Hinweise für volkskundliche Fragen innerhalb unseres Landes. Deshalb sollte es der wissenschaftlich arbeitende Volkskunder gelesen haben. Gerade heute sind die von Beck behandelten Fragen von besonderer Bedeutung. Das Buch gehört vor allem auch in die Hände der Staatsmänner und Politiker.

Eugen Fehrle.

Hans F. K. Günther, **Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform,** Leipzig und Berlin, Teubner, 1939, 673 Seiten.

Günther gliedert sein Buch in 18 Abschnitte: Die Erforschung der Gemeinschaftsformen und Lebensvorgänge des deutschen Bauerntums; die landschaftliche und dingliche Umwelt des Bauern und des Städters; die menschliche Umwelt des Bauern und des Städters; Dorfgemeinschaft, Nachbarschaft und Familie; Gemeinschaft und Gesellschaft — Land und Stadt; die Dorfgemeinschaft und die einzelnen Bauern in Beziehung zu Gruppen und Einzelmenschen außerhalb des Dorfes und in ihren Beziehungen zu Staat und Recht; die Lebenswerte des Bauerntums; bäuerliche Glaubensvorstellungen und bäuerliche Frömmigkeit; die bäuerliche Seele. Das bäuerliche Geistesleben; Kindheit, Erziehung und Schuljahre des Landkindes; das Geschlechtsleben der Landjugend und die ländliche Sittlichkeit; die bäuerliche Gattenwahl; die Kinderzahl in bäuerlichen Ehen; die Verstädterung des bäuerlichen Landes; Landflucht und Wanderungen vom Lande zur Stadt; die völkische Bedeutung des Bauerntums.

Das Buch ist bei klarer Abwägung des Guten und Bösen im Bauernstand ein hohes Lied auf unser Bauerntum. Jeder Deutsche, der es mit dem Volke in seiner Gesamtheit gut meint und die Überzeugung hat, daß ohne gesundes Bauerntum das Volksganze dahinwelken müßte, wird das Buch begrüßen. Wohl ist das Lob des Bauerntums seit 1933 in allen Tonarten gesungen. Und doch sind alte Vorurteile gegen das Landvolk noch lange nicht überall beseitigt, vor allem verstehen viele Leute nicht, daß manches, was der Städter heute beim Bauern vielleicht als befremdend oder enttäuschend beobachtet, einseitig durch die städtische

Digitized by Google

Brille gesehen ist oder aber, wo es in Wirklichkeit vorhanden ist, teilweise auf dem trüben Schicksal beruht, das dem Bauern durch Jahrhunderte aufgenötigt war. Schiefe Urteile über Bauern findet man sogar bisweilen bei jungen Leuten, die mit gutem Willen zu helfen aufs Dorf gegangen sind oder dort ihr Landjahr verbracht haben. Demgegenüber muß berücksichtigt werden, daß Mißstände, die durch Jahrhunderte aus den Verhältnissen heraus sich bildeten und andererseits Vorurteile, die aus bösem Willen und aus Verständnislosigkeit heraus entstanden sind, nicht von heute auf morgen getilgt werden. Günthers Buch ist gut geeignet, hier klärend zu wirken. Möge es recht viel gelesen werden! Es wird gewiß dazu beitragen, dem Bauerntum die Wertung und Achtung zu verschaffen, die ihm gebührt.

Eugen Fehrle.

Max Hildebert Boehm, **Das eigenständige Volk.** Göttingen 1932, Vandenhoeck und Ruprecht. 389 Seiten, gebunden 14,50 RM.

Dies Buch ist 1932 erschienen. Durch äußerliche Umstände kam ich nicht dazu, die eingehende Besprechung zu schreiben, die ich vorhatte. Es hat sich auf dem Gebiete des Volkstums manches seit 1932 etwas anders entwickelt, als Boehm s. Zt. dachte. Und doch ist das Buch auch heute noch sehr lehrreich, es führt die Forscher, die in alten Gleisen weitergehen wollen, zur Besinnlichkeit, warnt gut vor überkommenen Vorurteilen, zweifelt mit wohl durchdachten Gründen viele Urteile unserer Wissenschaft an, hat aber auch bisweilen den Fehler, daß es zu sehr durchdacht ist. Es ist manchmal überspitzt in seinen Formulierungen. Trotz der Widersprüche, die ich öfters habe, möchte ich — nicht dem Laien, der sich flüchtig orientieren will — aber dem Forscher, der ernsthaft arbeitet, das Buch dringend zum Durcharbeiten empfehlen. Wieviel anregendes steckt zum Beispiel in dem kurzen 28. Abschnitt: Brauch, Sitte, Lebensstil, auch wenn man vielem stark widerspricht. Für eine Arbeitsgemeinschaft junger Forscher gibt das Buch reichen Stoff zum Nachdenken.

Gut sind Vorzüge und Nachteile des Buches, besonders für die Erforschung des Volkstums der Auslandsdeutschen gekennzeichnet in einer eingehenden Besprechung von Herbert Cysarz: Dichtung und Volkstum, Neue Folge des Euphorion 35, 1934, 405 ff.

So kann das Buch ernsthaft Ringenden als wertvolle Anregung empfohlen werden.

Eugen Fehrle.

Richard Benz, **Die deutsche Romantik,** Geschichte einer geistigen Bewegung, Leipzig, Philipp Reclam jun., 1937, 487 Seiten. Geheftet 8 RM., in Ganzleinen 10 RM.

Benz gliedert sein feinsinniges Werk in 16 Abschnitte: Ursprünge, die Entstehung einer romantischen Poesie, die klassischen Kritiker und Poetiker, die Revolution des absoluten Geistes, Bildung und Abgrenzung des Kreises, Durchbruch des romantischen Gedankens, Zerstörung und Erneuung, das Kunstwerk der Zukunft, die Rückwendung zum Alten, Nationalpoesie, Romantik in Heidelberg, Echo der Musik, Gott — Freiheit — Vaterland, der Weg nach Rom, Zerfall und Fortleben, Lebensgesetz und Kulturbedeutung der Romantik.

Große Fähigkeit künstlerischen Einlebens und Darstellens ist in diesem Buch mit gründlicher wissenschaftlicher Vertiefung verbunden. Es kann jedem, der sich mit der Romantik beschäftigt, auf das eindringlichste empfohlen werden. Gerade die Volkskunde hat heute mehr denn je die Pflicht, sich mit der Romantik eingehend zu beschäftigen. Benz setzt seinem Buch folgende Sätze von No-

Digitized by Google

valis voraus: „Fortschreitende immer mehr sich vergrößernde Evolutionen sind der Stoff der Geschichte. Was jetzt nicht die Vollendung erreicht, wird sie bei einem künftigen Versuch erreichen, oder bei einem abermaligen; vergänglich ist nichts, was die Geschichte ergriff, aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reiferen Gestalten erneuet wieder hervor." Diese Worte sind für uns gerade heute Mahnung zur eingehenden Beschäftigung mit der Romantik und mit der Arbeit von Benz.

Eugen Fehrle.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Hanns Bächtold-Stäubli, Band 8, 1762 Sp., Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter.

Wer über den reichhaltigen Inhalt dieses Bandes berichten wollte, müßte wenn er das Gute würdigte, und das, war er anders schreiben würde, berichtigen wollte, ein Buch schreiben. Hier soll nur kurz auf einige Hauptartikel hingewiesen werden, und dabei möchte ich da und dort eine Bemerkung einstreuen. Ich nenne die Artikel: Sommer, Sonne (hier sind viele Belege benutzt, die man so nirgends zusammen hat. Ich hätte eine klarere geschichtliche Entwicklung gewünscht und eine Auseinandersetzung über die Fragen, wie weit wir hier auf germanische Vorstellungen über Sonnenkult zurückgehen können, wo wir Antikes und Christliches haben und wie Germanisches durch das Christentum umgebildet worden ist), Sonntag, Spatulimantie = Schulterblattwahrsagung (Wer sucht über diese merkwürdige Erscheinung etwas unter einem so unbekannten Fremdwort?), Speichel, Spucken, Speise, Sperling, Spinne, Spiritismus, Spott (dürfte ausführlicher sein), Stählen, Stein, Sterben, Stern, Storch, Strafe, Streit, Stufenjahr (diese Ausführungen sind zu dürftig. Es hätte die Arbeit von Franz Boll beigezogen werden müssen: die Lebensalter, ein Beitrag zur antiken Ethologie und zur Geschichte der Zahlen, Neue Jahrbücher 31, 1913. Es gibt 3, 4, 7 und 10 Lebensalter. Gerade im Volksglauben und in der Volkskunst der letzten Jahrzehnte steht die Zehnzahl im Vordergrund), Suggestion, Sympathie, Tabu, Tier, Tiergestalt (hier vermißt man eine eingehende Behandlung des Brauchtums und des neuesten Schrifttums darüber. Dieser Mangel ist auch nicht ersetzt im Artikel Tierverkleidung), Tiernamen, Tisch, Tod — Totenzahn (reichhaltiger Stoff für alle Fragen des Volksglaubens über Sterben und Tod), Trauer (unvollständig. Zur Vorschrift, sich nicht zu rasieren, vgl. meine Ausgabe der Germania des Tacitus, 3. Auflage, S. 104 f.), Tür, Übergangsriten, Umherum, Umkreisen — Umgang, Unfruchtbar, Unschuld, Unsterblichkeit, Vater, Vegetation, Verhüllen, Verwandlung (die Entwicklung von der Primitivität der Naturvölker zu unseren Bräuchen zeigt einen veralteten Standpunkt).

Trotz einzelner Ausstellungen kann auch von diesem Band des Handwörterbuches gesagt werden, was von früheren gilt: es ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der sich mit Volksglauben und Volksbrauch beschäftigt und soll in keiner größeren volkskundlichen Bibliothek fehlen.

Eugen Fehrle.

Ernst Christmann, **Volkssprache**, ihr Wesen und ihr Werden, dargestellt am Beispiel der Mundart in Saarpfalz. Neustadt a. d. Weinstraße, Westmark-Verlag, 1938, 59 Seiten.

Christmann spricht hier sehr anregend vom Sinn und Wert unserer Beschäftigung mit der Volkssprache, vom Verhältnis der Volkssprache zum Hochdeutschen, von der Mundartschreibung, von den Hauptmundarten Deutschlands

Digitized by Google

und den Sprachgrenzen. Dann geht er ein auf Entstehung und Ursachen der Mundartgrenzen seiner engeren Heimat, behandelt die seelischen Hintergründe einiger volkssprachlichen Erscheinungen, wie fremdes Sprachgut in der Saarpfalz, die Gründe für seine Aufnahme, dabei auch die Übernahme hebräischer Wörter, dann spricht er von Volksetymologien, geht ihren Gründen nach, behandelt das anschaulich-dinghafte Denken des Volkes als Ursache des Reichtums an schönen Wort- und Bildprägungen. Das Büchlein kann weithin wertvolle Anregungen geben.

Eugen Fehrle.

Ernst Christmann, **Beiträge zur Flurnamenforschung im Gau Saarpfalz**, herausgegeben mit Mitteln der Bayrischen Akademie der Wissenschaften und des Verbandes für Flurnamenforschung Bayern, mit 8 Abbildungen. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1938, 53 Seiten.

Diese Schrift ist das 1. Heft der Untersuchungen, die Joseph Schnetz in der Schriftenreihe: die Flurnamen Bayerns herausbringt. Schnetz schreibt über die Reihe: „Das Werk, von dem jetzt ein erstes Heft erscheint, soll nicht nur eine Bestandsaufnahme der heute lebenden bzw. archivalisch erfaßbaren Flurnamen Gesamtbayerns, sondern vor allem eine wissenschaftliche Auswertung derselben darbieten. Wenn dabei auch die rein formal-sprachliche Betrachtung eine wichtige Rolle spielt, so geht der Aufgabenkreis des Werkes doch weit darüber hinaus, in dem besonders das Ziel angestrebt wird, Erkenntnisse sachlicher Art aus den Flurnamen zu gewinnen."

Christmann gliedert seine Arbeit in folgende Abschnitte: 1. Von vordeutschen Flurnamen in der Saarpfalz und von der Pfalz als einstigem „Südrand des Trierer Sprachraums". 2. Einige Ergebnisse und Fragen der Flurnamenforschung in Saarpfalz, a) vom zeitlichen Nach- und räumlichen Nebeneinander synonymer Flurnamen, Sinn und Herkunft einiger Flurnamen und Grenzzeichenbenennungen. 3. Vom Speyerer „Altpörtel", dem Wormser „Pörtel-Amt" und dem Sieg von „Tor" über „Pforte". 4. „Kriemhildenstuhl", „Brünnhildenstuhl" und „Drachenburg" bei Bad Dürkheim. Der letzte Abschnitt über den Kriemhildenstuhl besonders wird weit über die Saarpfalz hinaus, vor allem auch bei den Forschern der Frühgeschichte Beachtung finden. Was die Ausgrabungen dort oben an wertvollen Funden der Frühgeschichte gebracht haben, wird durch die zuverlässigen Arbeiten Christmanns über den Namen bestätigt.

Eugen Fehrle.

August Lämmle, **Es leiselet im Holderbusch.** Die schwäbischen Gedichte, Stuttgart, Fleischhauer & Spohn, 220 Seiten.

Ein feinsinniges Buch. Man freut sich über die schönen Äußerungen schwäbischer Art in Ernst und Scherz. Lämmle ist von ganzem Herzen Schwabe und tief in seiner Heimat verwurzelt und eng mit seinen Landsleuten verbunden. Darum ist alles so echt und urwüchsig. Dies Gedichtbuch steht weit über dem Durchschnitt der sogenannten Heimatdichter. Das Schwabentum, das wir hier finden, ist zugleich ein echtes Stück Deutschtum im besten Sinne und ein schönes Loblied auf unser Bauerntum. Am Schluß des Buches gibt Lämmle einen kleinen Wegweiser zur schwäbischen Mundart. Er ist sicher manchem Nichtschwaben willkommen und ermöglicht auch Fernerstehenden das Verständnis der Gedichte. Das Buch kann aufs wärmste empfohlen werden.

Der Titel des Buches mag manchem Leser, der Süddeutschland nicht kennt, merkwürdig erscheinen. Wo es leise ist, ist Ruhe und Stille, aber wo es leiselet, ist auch in der Stille etwas tätig. Man hat gemeint, dem Alamannen fehle die

Digitized by Google

Dynamik. Dasselbe darf man dann wohl auf den Schwaben anwenden, denn er ist seiner Herkunft und seinem Wesen nach derselbe. Diesem Stamme fehlt auch in der Ruhe die Dynamik nicht. Es regt sich immer etwas, auch wenn der Außenstehende noch so sehr meint, alles sei still. Wenn zu „leise" ein Zeitwort gebildet werden kann und dies in dritter Person mit es verbunden wird, so haben wir hier ein schlichtes Zeichen jener unbewußten Kraft, die im täglichen Leben und in der großen Geschichte allezeit die schwäbisch-alamannische Seele durchlebt hat.

Eugen Fehrle.

Helene Voigt-Diederichs, **Gast in Siebenbürgen**, Jena, Eugen Diederichs-Verlag, 117 Seiten.

Eine Frau, die mit offenen Augen und warmem Herzen unsere Brüder und Schwestern in Siebenbürgen besucht hat, führt den Leser in angenehmem Plauderton in diese reizvolle Welt. Überall sieht sie Schönes und Liebes, macht kein Getue daraus, verfällt auch nicht in gesuchte Schwärmerei, die langweilt, sondern weiß in schöner Sprache, treffend in Wort und Farbe diese uns so anheimelnde und dann wieder durch sonderbar Andersartiges merkwürdig anmutende Welt zu zeigen. Möge es recht vielen Deutschen beschieden sein, dies Buch zu lesen! Vor allem aber sollte jeder es kennen, der zu den „Sachsen" nach Siebenbürgen fahren will.

Eugen Fehrle.

Hertha Sauer, **Die Schuldvorstellungen in ostpreußischen und westfälischen Volkserzählungen der Gegenwart.** Neue Deutsche Forschungen, Abteilung Deutsche Volkskunde. Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin 1936, 112 Seiten.

Der Untersuchung liegen zugrunde die „Plattdeutschen Volksmärchen aus Ostpreußen", aufgezeichnet von Hertha Grudde, und die unter dem Titel „Volk erzählt" von Gottfried Henßen herausgegebene Sammlung westfälischer Sagen, Märchen und Schwänke. Unter den Erscheinungen der Schuld sind gegeben sowohl die moralische Schuld, die mit Willen und Absicht vollzogene Durchbrechung der Gesetze, wie auch jenes Schuldigsein, das ohne persönliches Wollen entstanden ist. Die aus der Schuld erwachsenen Folgen, insonderheit die Verwandlung in andere Daseinsformen (Tiere, Pflanzen, Gespenster, Feuer usw.) und die Erlösung aus diesen, wie andere Strafen für schuldvolles Sein oder Verhalten, wie sie in dem genannten Erzählgut sich finden, werden untersucht. Da natürlicherweise häufig in den Schuldvorstellungen der Teufel eine Rolle spielt, ist ein besonderer, mehr als ein Viertel der Arbeit ausmachender Abschnitt dem Teufel gewidmet. Während in den ostpreußischen Erzählungen der Teufel beinahe in jeder zweiten auftritt und hier mit breiter Ausführlichkeit geschildert wird, spricht aus seinem verhältnismäßig seltenen Erscheinen in den westfälischen Erzählungen wie auch aus der nur kurzen Nennung seines Namens eine gewisse Zurückhaltung und eine — wohl auf christlichen Einfluß zurückführende — Scheu, um nicht zu sagen Furcht. Die Erscheinungsformen des Teufels im Ostpreußischen sind beachtenswert; bei einigen wird man an kultische Ursprünge denken, wie sie Höfler zeigte. Die Verfasserin beschränkte sich im wesentlichen auf die Beschreibung und ging auf solche Fragen nirgends ein.

Heidelberg. Ferdinand Herrmann.

Lothar Brixius, **Erscheinungsformen des Volksglaubens.** „Volk", Grundriß der deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen, herausgegeben von K. Wagner, Erg.-Reihe, Band 4. Niemeyer Verlag, Halle/Saale 1939, 92 Seiten.

Fußend auf Aufnahmen in dem Dorfe Monreal in der südöstlichen Eifel, werden die Erscheinungsformen des Volksglaubens wie auch die Träger dieser

Digitized by Google

Formen, die Gewährsleute des genannten Dorfes untersucht. Demgemäß besteht die Darstellung aus zwei Hauptteilen (1. „Von den Glaubensformen", 2. „Von den Gewährsleuten"), zu denen ein Kapitel über das Grundsätzliche und Methodische die Einführung bietet. So fleißig und aufschlußreich die Arbeit in vielem ist, so wird man namentlich bedauern, daß der Verfasser sich ganz die Naumannschen Kategorien zu zeigen gemacht und mancherlei der Völkerpsychologie entnommen hat, was als überholt zu betrachten ist. Mehr als bei Naumann, der in seinen Formulierungen vorsichtiger ist, zeigt sich immer wieder bei seinen Schülern, wie gefährlich und verfänglich, bei konsequenter Anwendung, seine Theorien sind. So handelt es sich in dem vorliegenden besonderen Falle, nach Brixius, „lediglich darum", daß der „Mensch als homo sapiens" „metaphysische Fragen aufwirft". „Wie das nun in Einzelheiten geschieht, daß und wie sehr im einzelnen dann rassische Momente richtung- und formgebend sind, ist bei dieser abstrakten Erörterung unwesentlich." Daß mit „abstrakten Erörterungen" man dem Volksglauben am wenigsten gerecht wird, sollte sich, so meint man, doch inzwischen herumgesprochen haben!

Ferdinand Herrmann.

Wolfgang Heiligendorff, **Der keltische Matronenkultus und seine „Fortentwickelung" im deutschen Mythos.** „Form und Geist", Arbeiten zur germanischen Philologie, herausgegeben von Lutz Mackensen, Hermann Eichblatt-Verlag, Leipzig 1934, 100 Seiten.

Die im Westeuropäischen vorherrschende Verehrung einer Frauendreiheit, deren früheste Ausprägung wohl der Matronenkult darstellt, beschäftigte gerade in den letzten Jahren besonders stark die Wissenschaft. Obwohl Vorarbeiten, Beiträge zu einzelnen Seiten dieser Verehrung und Forschungen zu einzelnen Funden, abgesehen von konstruktiven Umfassungen, in reicher Fülle vorhanden sind, blieben doch die grundlegenden Fragen bis heute ungelöst. Ansicht steht gegen Ansicht, Theorie gegen Theorie. Schon der Ursprung des Matronenkultes, den der Verfasser von etwa 40 bis 244 datiert, ist umstritten. Heiligendorff hält den Kult für keltisch, wobei er als wesentlichen Beweis für seine Hypothese die Weiheinschrift von Nimes anführt (S. 8). Einschränkend gesteht er freilich: „Ob die Kelten den Kult bereits mitgebracht haben oder selbst in ihren neuen Heimatgebieten vorfanden, entzieht sich wegen völligen Mangels an Belegmaterial unserer Beurteilung" (S. 14). Hinsichtlich der Frage der Beziehungen des Matronenkultes zur Verehrung der drei Jungfrauen Einbede, Warbede, Willebede, deren Verbreitungsgebiet von Worms und Straßburg über das Badische bis hinüber nach Bayern und ins Oberetschgebiet hinein sich erstreckt, wie auch zu den kirchlichen Allegorisierungen Fides, Spes und Charitas, bei denen das alte Ubierland geographisch ihren Verehrungsbezirk kennzeichnet, möchte der Verfasser in diesen Jungfrauen nicht „unmittelbare Fortsetzerinnen" (S. 99) der Matronen sehen. Bei den in der deutschen Sage auftretenden Gestalten macht er auf die von den Nornen bestimmten Züge aufmerksam. Auch in bezug auf die Parzen hält er, gegenüber anderen Auffassungen, eine Identifizierung mit den Matronen für unmöglich (S. 21).

Ferdinand Herrmann.

Fritz Schmitt, **Tabellen zur deutschen Literaturgeschichte.** Berlin, Junker und Dünnhaupt-Verlag, 1935, 165 Seiten.

Die verschiedenen Gebiete der deutschen Literatur sind hier übersichtlich und eigenartig zusammengestellt. Das Buch ist für den lernenden Studenten eine wertvolle Hilfe, leistet aber darüber hinaus jedem anderen Wissenschafter gute Dienste. Ein Wortweiser zum Schluß erleichtert die wissenschaftliche Benutzung.

Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Volksleben im Schwarzwald, 144 Bilder von Hans Retzlaff mit einführendem Text von Wilhelm Fladt, 2. Auflage, Berlin, Verlagshaus Bong & Co.

Auf 40 Seiten gibt Fladt einen Überblick über den Schwarzwald, seine Bewohner und ihre Tätigkeit. Dann folgen die wertvollen Bilder von Retzlaff. Sie schildern Haus und Hof, den Alltag und das festliche Leben, Tracht und Schmuck und zeigen die Schönheit und Reichhaltigkeit unseres Schwarzwaldes in prächtigen Darstellungen.

Eugen Fehrle.

Hans Retzlaff, **Bildnis eines deutschen Bauernvolkes, die Siebenbürgersachsen**, mit erläuterndem Text von Dr. Misch Orend und einem Geleitwort von Bischof D. Glondys. Berlin und Stuttgart, Verlag Grenze und Ausland, 1934, 24 S. und 96 Bildtafeln.

Bischof Glondys schreibt zum Geleite: „Mögen diese Bilder der Welt Kunde davon geben, daß in Siebenbürgen ein deutsches Bauernvolk von alter und hoher Kultur lebt; mitten in einer fremdvölkischen Umwelt hat es vor 800 Jahren in zähem Fleiß hier seine Heimat geschaffen, die in allem, was sie umfaßt, deutsches Wesen spiegelt; die dem Lande Siebenbürgen weithin sein Gepräge gibt und den außergewöhnlich hohen Beitrag des kleinen Siebenbürgersachsenvolkes zur allgemeinen Kultur dieses Landes schon in wenigen Bildern nachzuweisen vermag." Möge es recht viel deutschen Lesern vergönnt sein, dieses schöne Buch zu besitzen!

Eugen Fehrle.

Rudolf Kubitscheck, **Tief drin im Böhmerwald**, das Heimatlied der Böhmerwäldler. Pilsen, Kommissionsverlag Carl Maasch's Buchhandlung, 23 S.

Dieses Lied ist nicht nur in seiner Heimat, sondern in ganz Deutschland weit verbreitet. Es stammt von einem Glasarbeiter, Andreas Harthauer. Kubitschek schreibt über seine Entstehung und Verbreitung.

Eugen Fehrle.

Hermann Glockner, **Wilhelm Busch**, der Mensch, der Zeichner, der Humorist. Tübingen, Paul Siebecks-Verlag, 39 Seiten.

Glockner berichtet sehr anziehend und lebhaft über den Lebenslauf von Wilhelm Busch, er beobachtet den Künstler und zeigt uns wie anschaulich er ist, schreibt von seiner Weltanschauung, seinem Verhältnis zu Schoppenhauer und schildert ihn besonders als karikierenden Humoristen. Man liest dieses Büchlein gern, in dem der Philosoph so liebevoll über den Künstler Busch plaudert.

Eugen Fehrle.

Clara Scoppa, **Sotto il cielo di Sicilia**, Anton Trimarchi, Palermo 1928. 143 Seiten.

In flüssig-anmutiger Sprache wird in diesem Büchlein ein bunter Strauß stimmungsreicher Erinnerungen, Skizzen, Sagen und Legenden dargeboten, die alle mit der Heimat der Verfasserin, mit Sizilien, verknüpft sind.

Heidelberg. Ferdinand Herrmann.

Joseph Schlicht, **Bayerisch Land und Bayerisch Volk**. Unveränderter Abdruck der ersten Ausgabe von 1875. Ortolf und Walther, Straubing o. J., 527 S.

Mit dem vorliegenden Buch legt der Verlag das Werk des hervorragenden Kenners altbayerischen Volkstums in seiner ursprünglichen Form wieder vor. Dieses Werk des verstorbenen Steinacher Hofbenefiziaten, der wegen seiner

Digitized by Google

freien, aufrichtigen und kernigen Art mehr das Vertrauen seiner bäuerlichen Landsleute als seiner kirchlichen Vorgesetzten genoß, hat eine bezeichnende Geschichte. Es erschien 1875 im Literarischen Institut von M. Huttler in München und, obwohl es in allen Schichten Abnehmer fand und gut verkauft wurde, erschien 1886 nur eine stark verkürzte und in jeder Hinsicht schwächliche Neuauflage unter dem Titel „Altbayernland und Altbayernvolk". Daß für sie nicht der Verfasser, sondern vielmehr seine geistliche Oberbehörde verantwortlich war, wurde von den meisten, die Schlicht kannten, damals vermutet, und es ist wohl so, wie Hansjakob, der 1905 in Pondorf mit Schlicht zusammentraf, davon schrieb: „Die geistlichen Zopfmandarinen in Regensburg hatten an dem offenen, ehrlichen Buch manches auszusetzen; es war ihnen nicht fromm genug. Und der Joseph Schlicht tat ihnen den Gefallen und hat das Buch umgearbeitet, verwässert und mit einem anderen Titel versehen. Der Spiritus war aber daraus fort, und des Verfassers Schwingen blieben fortan gebunden." Aus diesem Grunde wird man dem Verlag besonders danken, daß er die erste Auflage des Werkes in unveränderter Form herausbrachte.

Heidelberg. Ferdinand Herrmann.

Immendingen, Geschichte eines ehemaligen reichsritterschaftlichen Fleckens, bearbeitet im Auftrage der Gemeinde Immendingen von Wilhelm Baumann. Karlsruhe, Macklotsche Druckerei und Verlag, 1937, 335 Seiten.

Baumann gibt die Geschichte Immendingens und der Landschaft von der Urgeschichte bis heute. Eingehend wird die Entwicklung behandelt. Dabei sind auch die Flurnamen aufgeführt, besonders sind die Rechtsverhältnisse eingehend geschildert. Vielfach werden dabei Blicke gegeben über den ganzen Hegau und bis hinein zu den Klöstern des Schwarzwaldes, deren Besitz bis Immendingen reichte. Willkommen ist auch ein Überblick über die Bevölkerungsbewegung und die Auswanderung. Das Buch ist gut ausgestattet und wird auch über Immendingen hinaus manche Anregung bringen können.

Eugen Fehrle.

Franz Disch, **Chronik der Stadt Zell a. Harmersbach,** mit 93 Textabbildungen und Stadtplan. Lahr/Baden, Verlag Schauenburg, 1937, 457 Seiten.

Disch schildert uns die Stadt Zell am Harmersbach, die kleinste freie Reichsstadt, ihre Verwaltung und Verfassung, die Rechtspflege, Bewohner der Reichsstadt, Wirtschaftliches, Kirche und Schule, Wohlfahrtseinrichtungen, Gesundheitspflege, gibt dann eine eingehende Beschreibung der Stadt und der Einwirkung äußerer und politischer Verhältnisse auf ihre Geschichte und zum Schluß eine Ehrentafel der Teilnehmer am Weltkrieg 1914—1918. Sondergebiete der Volkskunde sind mehrfach behandelt. Ich verweise besonders auf die Hexenprozesse, die in ihrer Grausamkeit ihren Höhepunkt erreichen in den S. 36 ff. geschilderten Quälereien einer 80jährigen Frau Eva Horbach. Das Buch ist gut ausgestattet und wird allen, die in Zell wohnen, oder je gewohnt haben, wertvolle Aufschlüsse über ihre Heimat geben.

Eugen Fehrle.

Georg Schreiber, **Deutschland und Spanien,** Volkskundliche und kulturgeschichtliche Beziehungen, Zusammenhänge abendländischer und ibero-amerikanischer Sakralkultur, mit 7 farbigen und 64 einfarbigen Tafeln (155 Abb.). Forschungen zur Volkskunde, Heft 22/24, herausgegeben von G. Schreiber. Düsseldorf, L. Schwann, 528 Seiten.

Digitized by Google

Das Buch zerfällt in 25 Abschnitte: Spanische und außerspanische Motive; S. Vincentius Saragossa; S. Cucuphat und S. Felix von Gerona; S. Hermenegild; S. Pirminius; Comboſtela (S. Vincenz und S. Jakob, Santiago); Mittelalter und neuzeitliche Kanoniſation; Siglo de Oro (S. Ignatius, S. Franz Xaver, Heilige Dioskuren, S. Franz Borgia, Santa Tereſa, S. Johannes vom Kreuz); Franziskaner; Karitasheilige; Dominikaner; Die miſſionariſche Idee; Heilige Benediktiner; Mercedarier; S. Iſidor, der Bauernheilige; Der heilige König; S. Liberata; Die iberiſche Dienſtmagd; Exempelbücher und ars moriendi; Volksfrommes Brauchtum der Gegenwart; Myſterium und volksfromme Praxis; Grundſtrukturen und Ergebniſſe; Deutſche Färbung und Tönung; Die deutſche Dynaſtie; Abwandlung iberiſcher Motive; Zur Spanienwertung.

Schreiber iſt fraglos einer der beſten Kenner katholiſcher Volksfrömmigkeit. Er arbeitet ſeit Jahren an der Geſchichte dieſer Frömmigkeit, war viel im Ausland, hat dort und bei uns in Deutſchland überall, auch an kleineren Orten, die Muſeen durchgearbeitet. So iſt hier ein Werk von ſtaunenswerter Gelehrſamkeit entſtanden. Ein Werk aber auch, das nach verſchiedener Hinſicht ſehr lehrreich iſt. Es zeigt uns, wie das katholiſche Volk in Deutſchland von Spanien her, vor allem durch die Jeſuiten, mit fremdem Glauben und Brauch überſchüttet worden iſt. Wohl iſt manches, was von dort gekommen iſt, allgemein chriſtlich, das meiſte hat aber doch eine eigene Färbung, und wenn man die politiſche Wirkung der Jeſuiten überſieht und ihr Beſtreben, zielbewußt und dauernd an der Umbiegung deutſchen Volkstums zu arbeiten, ſo wird man die Tatſachen, die das Buch mitteilt, doch mit anderen Augen anſehen als der Verfaſſer. Schreiber ſagt in dem Abſchnitt: Deutſche Färbung und Tönung, S. 449 f.: „Es wäre ſehr einſeitig, von einer Hiſpaniſierung der deutſchen Volksfrömmigkeit im Sinne einer totalen oder einer verwirrenden Überfremdung zu ſprechen. Gegen dieſe Annahme ſteht die tatſächliche Bewahrung deutſcher Eigenſtändigkeit und die Überſetzung in heimatliche Art, die ſich fortgeſetzt vollzog und auf eine eigene Geſtalt drängte. Arteigenes tritt immer wieder, wie das Kunſt und Volksfrömmigkeit ausweiſen, zu Gotteserlebnis und Heiligenvorſtellung. Dabei braucht die Subſtanz des Glaubens und die Reinheit der Lehre nicht angetaſtet zu werden. Sprache und Sitte, Legende und Leben, Schickſal und Perſönlichkeiten ſchufen immer wieder heimatliche Klänge und neue Betonungen“ und S. 453: „Somit wurden weithin die Anregungen und Einwirkungen, die aus dem ſpaniſchen Raum floſſen, mit bodenſtändigen Akzenten und mit heimatlicher Farbengebung verſehen. Arteigenes macht ſich immer wieder in der Form der volksreligiöſen Darſtellung geltend. Spaniſche Heilige wurden zum deutſchen Erlebnis für den Maler und für den Stecher, für die gewählte Plaſtik, wie für die ſchlichte Volkskunſt. Aber auch der Wallfahrer und volksfromme Beter, der Religiöſe und der Laie, der Tertiar und der Stiftsgeiſtliche ſah und empfand dieſe ſpaniſche Sakralität von der deutſchen Landſchaft, von der Überlieferung eines wurzelechten Zönobiums von dem Gotteshaus ſeiner Heimat, von der volksbetonten Predigt ſeines Zeitalters.“

Das iſt alles fraglos richtig. Aber warum mußte denn ſpaniſches Gut in der Formung, die ihm die Jeſuiten dort gegeben hatten, zu uns gebracht werden? Warum hat man nicht geſtattet, daß das Chriſtentum ſich mit dem deutſchen Volkstum ohne ſolche fremde Vermittlung auseinanderſetze und daß eine deutſche Färbung und Tönung des Chriſtentums ſich bilde ohne ſolche Beimiſchung von außen? Denn fraglos kam doch vieles zu uns, was uns fremd war, und das Fremde bleibt, auch wenn die Tönung und Färbung deutſch wird. Man muß immer bedenken, daß Fremdes in doppelter Weiſe zu uns kam: 1. Die Univerſallehre des Chriſtentums an ſich ſtand gegen und neben der völkiſch eingeſtellten Religion unſerer Väter, 2. Die ſpaniſch-jeſuitiſche Formung gab der chriſtlichen Lehre noch eine

Digitized by Google

eigene teilweise südlich gewendete, teilweise politisch bestimmte Gestalt. Schreiber sagt S. 453 darüber: „Solche spanischen Ursprünge und Ausgangspunkte wurden darüber hinaus in einer ökumenischen Schau und mit universalen Maßstäben einer einheitlich gelagerten Glaubenssubstanz gesehen. Das waren sogar Notwendigkeiten und Voraussetzungen für eine landschaftliche und volkhafte Erfassung. Nur so im Geiste der kirchlichen Ganzheit, vermochten sie Einlaß und Gehör zu finden, Bewunderung und Nachfolge hervorzurufen, kultische Andacht und volksfromme Haltung auszulösen."

Für die deutsche Volkskunde, d. h. die Wissenschaft von unserer deutschen Art und Erbmasse ist Schreibers Buch sehr beachtlich. Denn es zeigt uns die Auseinandersetzung zwischen „eingewurzelten Überlieferungsreihen" und „neueinströmenden Sakralstoffen" und die sich daraus ergebenden „unablässigen Auseinandersetzungen" und „neuen Beleuchtungen". Wir müssen wissen, was von außen zu unserem Volkstum hinzukam, um das Arteigene herausschälen zu können. Dem, der die Geschichte und den Bestand unseres Volkstums, zunächst rein sachlich übersieht, ergeben sich wertvolle Schlüsse: auch er wird wie Schreiber, die deutschen Färbungen und Tönungen beachten, wird aber auch den Kampf des deutschen Volkstums um seine Eigenart bemerken und erkennen, wie schwer er war und daß es sich nicht nur um eine Auseinandersetzung mit der universalen Lehre des Christentums handelt, sondern um Kämpfe mit südländischer Art und mit politischen Gegnern. Schreibers Buch führt bei solchen Untersuchungen zu wertvollen Grundlagen.

Eugen Fehrle.

Otto Brinkmann, **Das Erzählen in einer Dorfgemeinschaft,** mit einer Kartenskizze (Veröffentlichungen der Volkskundlichen Kommission des Provinzialinstituts für Westfälische Landes- und Volkskunde, herausgegeben von J. Schwietering, Heft 4). Münster i. W., Aschendorff, 1933, 73 S.

Brinkmann spricht zunächst grundsätzlich über das Aufzeichnen von Volkserzählungen und fordert mit Recht, daß z. B. Sagen so aufgezeichnet werden wie sie im Gemeinschaftsgeist erzählt werden. Dann teilt er Erlebnisse mit seinen Erzählern mit, aus seinem Heimatdorf Obernbeck bei Löhne im Kreise Herford i. W. Nach einigen Ausführungen über das Erzählen in der Gemeinschaft und die Glaubwürdigkeit des Erzählten, werden einige Erzählzyklen in Mundart wiedergegeben. Die Arbeit ist lehrreich und gibt gute Winke für die Forschung.

Eugen Fehrle.

Johannes Graefe, **Zur Trachtenkunde der Donauschwaben in Ungarn und den Nachfolgestaaten.** Studien zur Völkerkunde, herausgegeben von O. Reche und H. Plischke, Band 9. Verlag der Werkgemeinschaft, Leipzig 1935, 88 S.

Auf Grund der vorhandenen Literatur und eigener Beobachtungen untersucht der Verfasser die trachtlichen Verhältnisse der Schwaben im Gebiete der mittleren Donau. Er sucht dabei auf historischem Wege vor allem festzustellen, was deutscher Herkunft und was als magyarische Beeinflussung anzusehen ist. Die wenigen beigegebenen Bilder sind leider nicht sehr aufschlußreich.

Ferdinand Herrmann.

Hans Karlinger, **Deutsche Volkskunst,** Propyläen-Verlag, Berlin 1938, 505 S.

Verfasser und Verlag kann man beglückwünschen zu diesem schönen Werke, das vornehm ausgestattet und mit zahlreichen farbigen und schwarzweißen Bildern versehen ist. Auf 128 Seiten behandelt Karlinger in einem großzügigen Überblick die Volkskunst. Wie er sich zu ihr stellt sagt er S. 9 f.: „Reine Volkskunst entspringt . . . absichtslos und unmittelbar aus dem Grundstrom der gestaltenden

Digitized by Google

Phantasie, die im Blut eines Volkes ruht; innerhalb der Volkskunst wird seines unfaßbaren Wesens erste schaubare Form. Unter dem Sinnbild der Volkskunst ist der Völker und Stämme Formwille schleierlos anschaubar; vom Quell der Volkskraft steigt er empor in die Kunst der Stile, um so deutlicher dort zu spüren, je unmittelbarer das Werk — man denke an Albrecht Dürer und das Gesicht seiner Kunst, wo immer dieses losgelöst von Zeitbindungen erscheint. In solchem Sinne ist Volkskunst, ehe Kunst der Stile wurde, und ist, wenn diese nicht mehr besteht. Erbe und Brauch stehen an der Wiege der Volkskunst, nicht der Zeiten wechselnde Meinung, der Raum der Gemeinschaft ist ihr Ursprungsort, so wie solcher aus Stamm, Boden und Umwelt wurde und wird; . . . Sinn für rechte Werkgestaltung und Lust zum schmückenden Spiel bewirken die Ausdruckskraft innerhalb der Volkskunst; die Verbindlichkeit alles Zeichens sei es in Form oder Farbe, als eines die Wirklichkeit bestimmenden, unheilbannenden oder glückwerbenden Sinnbildes ist ihr stets eingeborener Urgrund. Und weil eine so geartete Substanz in aller Bauernkunst am stärksten lebt, hat man beiläufig und irrtümlich geglaubt, Bauernkunst sei die Volkskunst überhaupt. Bauernkunst ist aber nur eine der lebensvollsten Gruppen der Volkskunst. Wie der Bauer unter den Ständen der Gesellschaft der am tiefsten erdverhaftete ist, so wächst im Bereich seiner Ausdruckswelten die Volkskunst zu besonderer Blüte.

Aber nicht allein in diesem Bereich. Überall, wo Gemeinschaft besteht in dem frühen und reinen Zustand noch nicht vollzogener Aufspaltung in Einzelpersönlichkeiten, überall — heute und ehedem — entsteht von selbst der Boden, bereit, das Eigentum an Bildkraft, und wäre es noch so umkränzt, mitzuteilen: im Schoße der Handwerker, bei den Schiffsleuten, den Soldaten, den namenlosen Reihen von Menschen klösterlicher Gemeinschaft oder der geheimen — d. h. nicht so sehr sichtbar durch eine Verwandlungsnorm, sondern unsichtbar durch die Gemeinschaft des Tuns gebundenen — Zunft der Hirten und Schäfer, der Waldleute und der wandernden Schar. Oft genug wird inmitten dieser Kreise die Anfangsstufe berührt, wo zwangsläufige Vorstellung und Schmucktrieb hart an der Schwelle dessen stehen, was man gerade noch Kunst nennen darf, genau so, wie umgekehrt, etwa im Reich der Handwerker, Volkskunst und Stilkunst manchmal zu Einheiten werden können, auf die jedes der beiden Gebiete mit gleichem Recht Anspruch erheben kann.

Volkskunst ist mithin ein getreuer Spiegel des inneren Gestaltungswillens ständischer Gemeinschaft und rückt in ihrer Erscheinung der Kunst der Stile um so näher, je unmittelbarer die Einmut ständischen Lebens — nicht das individuelle Schöpfertum — den Ausdruck eines Zeitraumes bestimmt."

Karlinger behandelt im Abschnitt „Sinnbild und Sprache" Begriff und Wesen der Volkskunst, Urform und Zeitform, Sinnbilder der Volkskunst, Gebild des Brauchtums, Spielzeug und Andenken, Werke der Volksandacht, Dorfkirche, Friedhof und Flurdenkmal; im Abschnitt „Werk und Gestalt" das Bauernhaus, Möbel und Hausrat, Keramik und Glas, Metall und Schmuck, Gewebe und Nadelarbeit, die Volkstrachten, zünftige und kleinbürgerliche Bildnerei. Die Abbildungen, die schwarzweißen wie die zahlreichen farbigen, sind hervorragend. Sie sind in einem beschreibenden Verzeichnis erklärt. Ein Wortweiser nach dem Abc beschließt den inhaltsreichen, schönen Band, der warm empfohlen werden kann.

Eugen Fehrle.

Adolf Spamer, Hessische Volkskunst. Eugen Diederichs, Jena 1939, 122 Seiten mit 238 Abbildungen auf Tafeln und vielen Zeichnungen im Text, geb. RM. 7,50.

Spamer behandelt nach einem Vorwort Land und Leute, Wohnhäuser und öffentliche Bauten, Schmuck des Fachwerkhauses, Möbel und Gerät, Tracht, Schmuck und textile Künste, Töpferware und Töpferkunst, Handwerk, Heimarbeit

Digitized by Google

und freies Kunstschaffen. Nach einem Rückblick und Ausblick gibt er Nachweise der Herkunft seiner Bilder und des Schrifttums.

Spamer widmet sein Buch dem Hessenland, das, „soweit sich die Geschlechterfolgen durch die Jahrhunderte erschließen lassen, auch das Väter- und Mütterland des Verfassers ist". Man merkt dem Buch überall an, daß es mit dem Herzen geschrieben worden ist. In jahrelangen Wanderungen hat sich Spamer das erarbeitet, was er hier vorlegt. Viele Landsleute hat er zu Rate gezogen. So wurde das Buch, wie er selbst sagt, zu einer großen und echten Gemeinschaftsarbeit, an der sich zahllose Helfer, gelehrte Leute, Handwerker und Bauern, Städter und Dörfler, Männer wie Frauen beteiligt haben. Das Buch ist eines der schönsten Werke, die wir von Spamer haben. Tiefes Wissen ist verbunden mit feinem seelischem Einfühlen. Der Verlag hat das Buch sehr gut ausgestattet. Es kann als eine der besten landschaftlichen Darstellungen deutscher Volkskunst bezeichnet werden.

Eugen Fehrle.

In der alle deutsche Gaue umfassenden Sammlung **„Deutsche Volkskunst"** liegen zwei neue Bände vor: Danzig und Schleswig-Holstein.

H. B. Mayer, **Danzig**, Text und Bildersammlung, mit 202 Bildern und 45 S. Text, Verlag Böhlau, Weimar, geb. RM. 5.80.

Nach einer einleitenden Behandlung der Geschichte und des Volkstums werden folgende Abschnitte in Bild und Beschreibung dargestellt: Siedlung, Hausbau, Kirche; Wohnung und Einrichtung; Ernährung (Back- und Butterformen, Stolzenberger Fayence, Metallgeschirr, Körbe); Kleidung, Wäsche, Schmuck; Jahres- und Lebenslauf (Glückwünsche, Ostereier, Beetformen, Erntekrone, weihnachtlicher Schmuck, Sternsinger, Patenbriefe, Bilderbücher, Geburtstagskranz und Hochzeitskrone, Sargschilder); Herberge (Gewerkszeichen, Laden, Figuralplastik, Umzugszeichen, Innungsgeschirr, Trauerzeichen). Inhalt und Ausstattung des Buches sind gut und geben einen schönen Blick in die Stadt, die uns Deutschen in den letzten Monaten durch die großen Ereignisse der Geschichte so oft nahe gebracht worden ist.

Ernst Schlee, **Schleswig-Holstein**, Text und Bildersammlung, mit 222 Bildern und 86 Seiten Text, Verlag Böhlau, Weimar, geb. RM. 5,80.

Schlee gibt zunächst eine Übersichtskarte der beschriebenen Landschaft. Dann behandelt er nach einer geschichtlichen Einleitung folgende Abschnitte: Hausbau, Wohnraum, Möbel, Eisen, Messing, hölzernes Kleingerät, Keramik, Grabsteine, Malerei, Textilien, Tracht, Silber, Sinnbild und Brauchtum. Schlee gibt in diesen kurzen Zusammenfassungen einen guten Einblick in die eigenartige und schöne Landschaft dort oben am Meer. Die Bilder sind gut ausgesucht und schön wiedergegeben. Das Buch ist zu empfehlen.

Eugen Fehrle.

Alle Rechte vorbehalten. — Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge tragen die Verfasser, für die Gesamthaltung der Zeitschrift die Schriftleitung. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: W. Veser, Bühl i. B. Druck und Verlag Konkordia A.-G., Bühl i. B. (Direktor W. Veser). Auflage dieser Ausgabe 750.

Digitized by Google

Wortweiser.

Von **Anne Bossong**, Heidelberg.

Agatheprozession 124
Albrant 34 ff.
Andreas, Willy 72
Anthropologie, politische 104 ff.

Bächtold-Stäubli, H. 137
Bänkelsang 100 f.
Baumann, Wilhelm 142
Beck, Robert 135
Becker, Albert 28 ff., 100 ff., 132 f.
Benz, Richard 136
Berchta 126
Bohlischbock 99
Boehm, M. H. 136
Böhmen 1 f.
Bollekloas 99
Brinkmann, Otto 144
Brixius, Lothar 139 f.
Busse, H. Eris 69, 72

Christmann, Ernst 117 ff., 137 f.

Disch, Franz 142

Eis, Gerhard 34 ff.
Eisenkraut 31
Esel 99
Etrusker 125

Fasnacht 103, 118
Fatschen 73 ff.
Federkielsticken 73 ff.
Fehrle, Eugen 1 f., 33, 68 f., 70 ff., 104 ff., 133 ff., 140 ff.
Feuerkult 20 f.
Finckh, Ludwig 72
Flachstänze 32
Flennwein 31
Flurnamen 138
Frey, Karl Otto 3 ff.
Fröhlich, Karl 71
Fruchtbarkeitsangebinde 17 f.
Frühgeschichte 13 ff.

Gabelstecken 94 ff.
Gebäck 18
Glockner, Hermann 141
Gole 102
Golensteine 102
Götterlier 20
Graefe, Johannes 144
Grönbech, Wilhelm 133
Günther, F. K. 135

Hafenschnellen 32
Hafenstechen 31 f.
Haferkasten 90 ff.
Handwerk 80 f.
Haushofer, Karl 134 f.
Heiligendorff, Wolfg. 140
Heischelied 93
Henne 17 f.
Herrmann, Ferdinand 13 ff., 73 ff., 121 ff., 139 ff., 141 f., 144
Herz 79
Hexe 55 f.
Hirsch 18 ff.
Hochzeit 29 ff.
Hoffmann-Krayer, E. 137
Hohenstoffeln 70
Hörnerschnickel 99
Hünensteine 102
Hünnerkopf, R. 57 ff., 86

Jobsegen 38
Johannesfeuer 33
Isisprozession 124
isländisch 57 ff.
italienische Volkskunde 121 ff.

Kalender 128
Karlinger, Hans 144 f.
Kirchweih 30
Kinderfresser 103
Klagges, Dietrich 71
Komma, K. M. 9 ff.
Kopfschmuck, kultischer 22 ff.
Krieck, Ernst 104 ff.
Kriemhildenspiel 103
Kubitscheck, Rudolf 141
Kultfiguren 132 f.
Kummet 22 f.
Kybeletempel 124

Lämmle, August 138 f.
Lärmumzug 32
Lebensbaum 18, 79
Leberkraut 31
Ledergürtel 73 ff.
Lehenausrufen 30 ff., 117 f.
Leibniz 108 f.
Leonhardsnagel 103

Digitized by Google

Lichtmeß 32
Longinussegen 38
Löwe 80

Mädchenversteigerung 33
Mähren 1 f.
Maien 30
Mailehen 118
Matronenkultus 140
Mayer, H. B. 146
Mayr, Carlo Maria 14
Menghin, Oswald 16
Menhir 103
Mittwinterbrauch 96 ff.

Nährößl 76
Nickel 96 ff.
Notfeuer 32 f., 117 f., 120

Oberetschgebiet 13 ff.
Osterfladen 29

Pesendorfer, Gertrud 17
Peterstag 93
Pferdeheilkunde 34 ff.
Pferdeheilsegen 37 ff.
Pferdenamen 49 ff.
Pferdeschrätel 55 f.
Pfingstbessammeln 31 f.
Pflugumzüge 93 ff.
Phleps, Hermann 90 ff.
Port, Wilhelm 72

Räderschieben 31 ff., 117 ff.
Radscheiben 117 ff.
Raute 79
Reformationszeit 28 ff.
Retzlaff, Hans 141
Reuker 103
Riesen 102 f.
Riffel, Maria 104 ff.
Roeseler, Hans 134 f.
Roßarzneibuch 34 ff.
Roßaventüre 39 ff.
Rücker 103
Rückerstag 103
rückwärtswerfen 29

Saga 57 ff.
Sauer, Herta 139
Schlee, Ernst 146
Schlicht, Josef 141 f.
Schmitt, Fritz 140
Schreiber, Georg 142 ff.
Scoppa, Clara 141
Seelevertrinken 31
Sinnbild 13 ff., 78 ff.
Sommertag 95 f.
Sonne 79
Sonnenrad 18 ff.
Sonnentor 79
Sonnenwirbel 18
Spamer, Adolf 145 f.
Spinnstube 31 f.
Steinbock 19
Strobel, Hans 71

Tanz, kultischer 33
Taube 17
Thoma, Hans 68 f., 72
Tiergestalten 98 f.
Tschechen 9 ff.
Türkenglocke 29 f.

Überbein 37
Umgang 30
Urban, hl. 30

Verbote 29 ff.
Voigt-Diederichs, H. 139
Volkskunst 13 ff., 144 ff.
Volksmedizin 35 ff.
Volksmusik 9 ff.
Volkssprache 137 f.
Volkstum 104 ff.

Walburgis 30
Weck 29 f.
Weiberfeste 32
Weinglocke 30 ff.
Wetterläuten 30
Winter, Heinrich 93 ff.

Zambotti, Pia Laviosa 14 ff.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE HECKMAN BINDERY
N. MANCHESTER, INDIANA

Digitized by Google

GRI
.012

3 0000 116 554 696

PERIODICAL
THIS DOES NOT CIRCULATE

Digitized by Google

THE HECKMAN BINDERY
N. MANCHESTER, INDIANA
Digitized by Google

GRI
.C12

3 0000 116 554 696

PERIODICAL
THIS DOES NOT CIRCULATE

Digitized by Google

Digitized by Google